Property of

The Hilla von Rebay Foundation

Die Bekenntnisse des heiligen Augustin

Auguſtin in ſeiner Jugend

Die Bekenntniſſe des heiligen Auguſtin

Neu überſetzt und
eingeleitet
von

J. E. Poritzky

München bei Georg Müller

Vorwort

Eines Tages wollte ich die Bekenntnisse des heiligen Augustinus lesen. Natürlich in einer deutschen Übersetzung. Denn wenn ich in einer fremden Sprache auch noch so sehr zu Hause bin und wenn mir auch alle stilistischen Finessen und feinsten Nüancen der fremden Sprache in Fleisch und Blut übergegangen sind, sie kann mir meine Muttersprache nicht ersetzen und darum ziehe ich eine gute Übersetzung immer vor. Dies Geständnis fällt mir um so leichter, als es Montaigne — der ein sehr guter Lateiner war —, Friedrich der Große, Goethe und Schiller mit Übersetzungen ebenso hielten.

Als ich nun den Augustin in deutscher Sprache las (die Übersetzung war 1798 in Münster erschienen), stieß ich bald auf Sätze, wie diese (S. 11): „Er freue sich, wenn er spricht: was ist das? Er freue sich und finde Dich lieber beim Nichtfinden, als daß er es finde, ohne Dich zu finden."

Ich griff nach einer anderen Übersetzung (München 1814) und verglich (S. 6): „Mehr freue er sich, im Nichtfinden dieses Geheimnisses Dich zu finden, als dasselbe zu finden und Dich darüber zu verlieren."

Ich nahm eine dritte Übersetzung zur Hand (Frankfurt a. M. 1866). Da hieß es: „Möge auch der sich freuen, welcher spricht: ‚Was ist das?‘ Auch er freue sich, indem er Dich nicht findet, als daß er etwas finde, ohne Dich zu finden.“

In einer vierten Übersetzung (der Reclamschen vom Jahre 1888) lautete die Stelle so: „Möge auch er sich freuen, der spricht: ‚Was ist das?‘ Auch er freue sich, und möge er Dich lieber finden, indem er Dich nicht findet, als daß er Dich nicht finde, indem er Dich gefunden zu haben wähnt.“

Um mit Augustin zu sprechen: verstehe das, wer kann! Diese billigste Übersetzung, die also befugt war, in die weitesten Kreise zu dringen, war übrigens so ziemlich die allerschlechteste. Überdies waren die letzten drei der dreizehn Bücher nicht einmal selbständig, wenn auch stümperhaft, übersetzt; sie waren einfach Wort für Wort von einer anderen Übersetzung abgeschrieben, die zweiundzwanzig Jahre vorher erschienen war; mit sämtlichen Widersinnigkeiten, Druckfehlern und Sinnentstellungen, die jene Übersetzung enthielt. Und dieser mehr als dreisten Mache gibt der Übersetzer dies Vorwort mit: „So war es der Wunsch des Verfassers, das Interesse für dies Werk durch eine neue Übersetzung zu beleben, die nicht nur den Ansprüchen des wissenschaftlich gebildeten Mannes Genüge leiste, sondern die auch der Erbauung des Laien zu dienen geeignet wäre. — Unsere Übersetzung schließt sich möglichst genau dem Text

des Originals an, indem sie auch die rhetorische Färbung desselben — mit gutem Grunde — beibehält." Aber der Schlauberger, der soviel für unsere „Erbauung" getan hat, verrät seine „guten Gründe" nicht.

Ich hatte genug von den Übersetzungen. Es war mir ganz klar, daß ich dem Verständnis des heiligen Augustin nicht gewachsen war. Aber vorsichtigerweise griff ich nun doch zum Original. Und nun erkannte ich, wie richtig es war, Lichtenbergs Frage einmal so umzukehren: „Wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen und es klingt hohl, ist das allemal im Kopf?" Die Schuld lag wahrlich nicht an Augustin. Diese Übersetzer hatten sich das Leben sehr bequem gemacht; hatten einfach wörtlich übersetzt, ungeachtet dessen, daß weder Sinn noch Verstand dabei herauskam. Aber in ihren Vorworten und Einleitungen erzählten sie die Wunder ihrer Übersetzergroßtaten. Diesen Mangel, in einen Autor einzudringen, nannten sie: „das Kolorit des eigentümlichen augustinischen Stils wahren" oder: „eine getreue Wiedergabe des Textes", „ein treues Bild des Stils und der Darstellungsgabe geben" — und ähnlich.

Nein, es war einfach undeutscher Unsinn. Davon abgesehen, wurde in allen Übersetzungen an Verballhornisierung des Textes das Menschenmögliche geleistet. Die Grammatik wurde als quantité négligeable behandelt und für das Durcheinander der Tempi gab man dem lateinischen Satzbau und dem biblisch-rhetorischen Stil die Schuld.

Ich habe darauf verzichtet, das „Kolorit zu wahren“ oder gar „Stil und Darstellung möglichst getreu wiederzugeben“. Ich habe auf alle unübersetzbaren Wortspiele verzichtet, deren Witz — sofern Wortspiele überhaupt witzig sind — höchstens ein phonetischer ist. Ich habe darauf verzichtet, die lateinische Satzkonstruktion im Deutschen beizubehalten, das natürlicherweise eine ganz andere Konstruktion hat. Auf all das habe ich verzichtet zugunsten der Klarheit der Darstellung. Ich wollte nichts als einen Augustin, den man lesen und verstehen konnte, ohne sich jede Minute an den Kopf fassen zu müssen. Ich habe darauf verzichtet, den Nachweis zu erbringen, daß ich mit Hilfe des Wörterbuches lateinische Vokabeln übersetzen kann. Denn bei einer Übersetzung handelt es sich in erster Reihe nicht so sehr darum, die fremde Sprache zu beherrschen, als seine eigene. Von einem Übersetzer verlange ich in erster Reihe, daß er ein Künstler sei. Diese Anforderung wurde von keinem erfüllt. Und darum sage ich: wir haben eine deutsche Übersetzung der Augustinischen Bekenntnisse bisher noch nicht gehabt.

Ich befinde mich nicht in dem anmaßenden Glauben, daß meine Übersetzung vollkommen sei. Jede Übersetzung wird Stückwerk bleiben; eine Gabe aus zweiter Hand. Keine Übersetzung kann es restlos vermeiden, daß die Subjektivität des Übersetzers sich nicht irgendwie bemerkbar mache. Und dann ist es einem Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts wirklich

nicht so leicht, sich vollkommen in die Seele eines Heiligen einzufühlen, der vor sechzehn Jahrhunderten gelebt hat. Nicht daß ich so gottlos wäre oder mich als zu weltlich empfände, um Augustins Gottinnerlichkeit nicht ganz zu erfassen. War doch gerade dieses Augustinische Gottsuchen und um Gott Kämpfen der tiefste Grund, der mich zu ihm hinzog und der mich auch bewegte, seine Bekenntnisse zu übersetzen. Der Leser, der „Meine Hölle" kennt, wird verstehen und glauben, daß ich den Augustin nicht übertragen habe, „um eine Lücke der Übersetzungsliteratur auszufüllen", sondern weil mich meine geistige Konstruktion zu ihm hindrängte und weil ich ihn infolgedessen nicht nur mit dem Kopf erfaßt habe, sondern auch mit dem Herzen.

Ich habe es auch vorgezogen, jede Anmerkung wegzulassen. Die Augustin-Literatur ist heute so umfangreich, daß es mir natürlich ein leichtes gewesen wäre, meine Übertragung mit einigen tausend Anmerkungen zu belasten, und kein Mensch wäre imstande gewesen, nachzukontrollieren, wo ich sie — abgeschrieben hätte. Mit den Anmerkungen ging es mir wie mit den Übersetzungen. Während meiner Arbeit habe ich oft bemerken können, daß einer immer die Anmerkungen des andern übernahm. Dieses Freibeutertum hat zwar viele Anhänger, weil es sehr bequem ist und weil man sich dadurch leicht den Ruhm ungeheurer Gelehrsamkeit verschaffen kann. Aber was ist Ruhm! In meinem Buche „Das Herz der Nacht" (Georg

Müller, München) habe ich mich freimütig genug darüber ausgesprochen, was ich von der „Magie des Ruhmes" halte. Und diese Meinung habe ich heute noch.

J. E. P.

Einleitung

In die Schwachheit hingerafft,
Sind sie schwer zu retten;
Wer zerreißt aus eigner Kraft
Der Gelüste Ketten?

Faust II.

Augustin war sechsundvierzig Jahre alt, als er die Bekenntnisse schrieb. Er war schon längere Zeit Bischof von Hippo, als er sich getrieben fühlte, in der Form einer Beichte vor Gott Rechenschaft abzulegen. Denn die Konfessionen sind nichts als ein großes Dankbekenntnis; ein Brandopfer, dessen heilige Flamme die begangenen Sünden, die großen und kleinen Vergehen verzehrt und die Seele läutert, damit sie würdig sei, daß Gott darin wohne. Nur wer tiefe Trauer gehabt hat, wer alle Schmerzen durchkostet hat, kennt und empfindet so wie Augustin das göttliche Bedürfnis des Gebetes. Das Selbstgericht, das er über sich hält, setzt posaunenartig mit einer lauten Lobpreisung Gottes ein und verstummt in der Gewißheit, erhört worden zu sein. Denn man ist erhört worden, wenn man sich reiner und besser fühlt.
Augustin schildert das Kind in der Wiege, die Unarten des Säuglings, philosophiert über die „Un-

schuld des Kindes", beobachtet — ein ganz Moderner — die Anfänge der Sprachbildung, indem er zeigt, wie die Sprache sich allmählich aus dem Nachahmungstriebe entwickelt. Er beschreibt die Spiele der Kinder und stellt sehr hübsche Vergleiche an zwischen den Narreteien der Kinder und denen der Erwachsenen, die diese Narreteien „Geschäfte" nennten. Wir hören ihn auf das Griechische schimpfen, sehen ihn in der Schule vor den Prügeln zittern, und er zeigt uns, wie es den Lehrern nicht so sehr darauf ankommt, das Wissen der Schüler zu mehren, sondern ihren Ehrgeiz anzustacheln. Er begreift nicht, wozu er sich mit mythologischen Fabeln und luftigen Spekulationen abquälen muß und er meint, Grammatik und Physik seien wertvoller als all der tote heidnische Kram. Er kritisiert die Gesellschaft und findet, daß ein jeder nur weltliche Güter anstrebe, alle nur dem Bösen nachjagten und daß selbst Freunde ein zweifelhaftes Gut seien: „O Freundschaft, die nur Feindseliges wirkt! Unerklärliche Verlockung der Seele! Scherz und Spaß, der nur auf Schaden ausgeht! Lust zu schädigen, ohne gewinnen zu wollen! Spiel ohne Rachsucht! Nur weil sie rufen: ‚Kommt, laßt uns was anstiften', schämt man sich nicht seiner Schamlosigkeit und folgt."
Er zeigt, wie jeder Mensch von dem Urteil anderer Menschen abhängt; wie man sich aus Gründen der Eitelkeit, des Ehrgeizes, der Furcht abhängig macht; wie man die Dinge zu schieben glaubt und selber

geschoben wird. Er beweist, wie unfrei das Individuum ist; daß es nichts ist, als ein gebundenes Glied in der ungeheuren Kette der Geschehnisse. Er charakterisiert die Professoren und Studenten, die Sekten und ihre Lehrer und Lehren. Er sieht stets das Charakteristische, erfaßt die Eigenart eines jeden mit psychologischer Schärfe.

Vor allem aber: er beobachtet sich selbst mit seinem tiefgründig schürfenden Geist; geht sich selber bis auf den letzten Grund; er steigt hinab in die geheimnisvollen Schächte der menschlichen Seele, um alles an den Tag zu bringen, was in seiner Tiefe ruht. Die Mysterien der Leidenschaft sind ihm nicht fremd, denn er hat die Liebe in allen Formen gekostet; von der wollüstigen Liebe an, die nichts will, als die Sättigung der Begierde, bis hin zur Liebe Gottes. Er zergliedert die Sittlichkeitsbegriffe seiner Zeit und macht einen sehr feinen Unterschied zwischen einem legitimen Ehebündnis, „das zum Zwecke der Fortpflanzung geschlossen wird, und einer wilden Ehe, wo Kinder sehr unwillkommen sind und erst die geborenen Kinder uns zur elterlichen Liebe zwingen". Da er einer vollkommenen Askese zustrebt, hat er, der Afrikaner, gewaltige Kämpfe mit seinem leidenschaftlichen heißen Blute zu bestehen, aus denen er als Sieger hervorgeht. Und da die Natur sich rächt und ihn mit sinnlichen Träumen heimsucht, die alle seine Triebe aufpeitschen, fleht er Gott um die Gnade an, ihn auch von diesen voluptuösen

Träumen zu befreien. Nichts, sei es noch so verwerflich, was er in seinen Bekenntnissen verheimlichte. Er verschweigt nichts, beschönigt nichts, bemäntelt nichts. Was hat ein Autor auch zu scheuen, dessen Publikum Gott ist und der sich ausschließlich unter den Schutz Gottes stellt? Man sieht freilich, wie heftig er unter seiner Sinnlichkeit leidet und unter den gierigen Gedanken, die sich nicht knebeln lassen wollen. Aber das seelische Leiden wird ihm eine Quelle fruchtbarer Gedanken; es läutert ihn und bändigt seine eitlen Wünsche. Die körperlichen Schmerzen schüttelt er endlich von sich, wie eine Last, die seinen Aufflug hemmt.

Kein noch so kompliziertes Gefühl, das er nicht analysierte; kein noch so verwickelter Gedanke, den er nicht entwirrte. Und weil er alle Schliche und Wege kennt, die der Mensch einschlägt, wenn er seinem Gotte zu entfliehen sucht, weiß er so gut Bescheid in uns allen. Er erscheint nicht als ein heldenhafter Sieger, sondern als ein Kämpfender, auf dessen Schwert der Strahl der göttlichen Gerechtigkeit ruht. Aber was er von seinem heißen Gottringen und Gottsuchen verrät, das ist typisch für die Menschen aller Zeiten.

Die Konfessionen sind das modernste Buch des ganzen Altertums. Hier herrscht ein so vollkommener religiöser Individualismus, daß man die Unterwerfung Augustins unter die Autorität der Kirche kaum begreift. Denn neben seinem Erkenntnisdrang lebt

noch eine andere Seite in ihm, mit der er sich völlig der Macht der Kirche unterordnet. Aber wo es nur Beziehungen gibt zwischen Gott und Seele, wo die Seele und Gott eins sind, was bedarf es da noch der Kirche! Kann sein hohes Streben kein Genüge finden in Gott! Kann er, der Gott so tief gefühlt und erlebt hat, nicht ganz allein in Gott ruhen! Denn er begann sein Leben als Kulturmensch und endete im Ghetto der Kirche. Er begann als ein Typ, den auch das zwanzigste Jahrhundert noch tausendfach aufweist; begann als ein Mensch, der, angewidert von der Hohlheit der Wirklichkeit, sich tieferen Dingen zuwendet und sich größere Ziele setzt als irdische. Er begann als ein Gottsucher und endete als ein Diener der Kirche. Er rang faustisch mit Gott und um Gott und verlor sich am Ende in kirchlichen Spitzfindigkeiten. Er begann als Psychologe und als Philosoph von ungewöhnlicher Schärfe und Denkkraft, um am Ende die Vernunft mit Keulen totzuschlagen.

Dieser heißblütige Sohn des Völkerchaos — wie Chamberlain ihn nennt — zeigt sich uns als eine durchaus zwiespältige Natur, als ein „sinnlich-übersinnlicher Freier". Den ganzen Geist des späteren abendländischen Katholizismus stellt er in sich selbst vorbildlich dar: das Ineinander von freiester eigener Hingabe an das Göttliche und steter gehorsamer Unterordnung unter die Kirche als Gnadenvermittlerin (Harnack).

Er ist eine Mischung von kühnem Zweifel an allem

Wissen und unterwürfiger Annahme der kirchlichen Überlieferung als göttlicher Autorität; ein Nebeneinander von freudigem Glauben an Gottes unversiegbare Gnade und von ängstlichem Haften an sinnlich greifbaren, übersinnlich wunderbar wirkenden Dingen und Bräuchen, an die sich diese Gnade gebunden haben soll — ein Wesen, das uns später nur wieder in Pascal in dieser ausgesprochenen Weise begegnet. Das Leben fesselt uns nun einmal durch seinen Wechsel von Gut und Böse, und dieses Auf und Nieder der Leidenschaften, dieses Unterliegen und Siegen im Kampfe um Gott, dieses unaufhörliche oft übermenschliche Ringen mit sich selber, macht das Leben Augustins zu einem wahrhaft erhebenden Schauspiel.

Aurelius Augustinus wurde am 13. November 353 zu Thagaste, einer kleinen Munizipalstadt Numidiens geboren. Der Vater, der Decurio Patricius, war Heide; die Mutter, Monica, war Christin. Die Familie gehörte den mittleren Bevölkerungsschichten an und war keineswegs wohlhabend. Vom Vater erbte Augustin die Sinnlichkeit, die Heftigkeit und den aufbrausenden Jähzorn, dem Reue und Güte rasch folgen; von der Mutter hat er den Geist, die Demut und die Frömmigkeit. Den ersten Unterricht empfing er in der Elementarschule seiner Vaterstadt; aber er lernte nicht gern. Es ging ihm mit der Schule,

wie anderen großen Männern auch. Er konnte sie nicht ausstehen und begriff nicht, wozu er griechische Grammatik lernen sollte. Er muß nicht wenig Keile bekommen haben, denn nicht umsonst bittet er den lieben Gott inständigst, doch dafür zu sorgen, daß man ihn mit Prügeln verschonen möge. Dagegen liebte er die lateinischen Klassiker, liebte sie um so mehr, je schlüpfriger sie waren, und zeichnete sich in späteren Jahren als lerneifriger, sehr begabter Schüler aus, der, wenn er den Tod der Dido deklamierte, Tränen vergießen konnte und der, wenn es sich darum handelte den Virgil umzudichten, als Einziger glänzende Prämien erhielt. Wie alle Knaben war er ein Tunichtgut. Im Spiel ist er gewöhnlich der erste, und um es immer zu sein, wendet er kleine Betrügereien an. Er weiß seine Kniffe geschickt zu verbergen; ertappt er aber andere bei Betrügereien, so macht er großen Skandal. Er bestiehlt Tisch und Keller seiner Eltern, um das Spielzeug anderer Knaben dafür einzuschachern. Er legt den Vögeln Schlingen, eine Tätigkeit, der wir es vielleicht verdanken, daß das Bild vom Schlingenlegen und Fallenstellen fast auf jeder Seite der Bekenntnisse wiederkehrt.

Nach Vollendung der heimatlichen Schule schickt ihn sein Vater zur weiteren rhetorischen Ausbildung nach dem benachbarten Madaura. Denn die Kunst der schönen Rede geht seinen Angehörigen und Lehrmeistern über alles. Mit gutem Grunde; denn der Rhetor ist um jene Zeit so ziemlich der geachtetste aller Aka-

demiker. Als geschmackvoller Kenner der Klassiker und Philosophen, als Vertreter einer freien und gründlichen Geistesbildung stehen die Rhetoren bei Kaiser und Volk in hoher Gunst, werden von den Vornehmen am meisten gefeiert. Man errichtet ihnen bei Lebzeiten Statuen auf den öffentlichen Plätzen, und um sie zu hören, strömen die Schüler von allen Erdteilen herbei.

In Madaura ergötzt sich Augustin an den priapischen Aufzügen und lüsternen Schauspielen, die in der heidnischen Stadt zu Ehren der römischen und punischen Götter abgehalten werden (De civitate Dei, lib. II, c. 4,26). Und jetzt entflammen alle seine Sinne in sinnlicher Begierde. Er lechzt „nach höllischen Genüssen" und gibt sich allen „tagscheuen Liebesfreuden" hin. „Aus dem Schlamm der Wollust, aus dem Quell meiner Mannbarkeit, stieg ein Brodem auf und umnebelte mein Herz, daß es den strahlenden Glanz der Liebe nicht mehr von der finsteren Sinnenlust zu unterscheiden vermochte. Beides wogte und wallte wirr durcheinander und riß mich schwachen Jüngling in den Abgrund des Liebestaumels und stürzte mich in den Sündenstrudel hinab."

Bald jedoch erleiden die Studien des Sechzehnjährigen eine Unterbrechung. Er kehrt von Madaura ins Elternhaus zurück, wo er mangels der erforderlichen Geldmittel ein Jahr Ferien machen muß. Der Vater nimmt jetzt seinem potenten Sohne gegenüber ein wenig den Standpunkt ein, den der Präsident

in „Kabale und Liebe“ (I, 5) Ferdinand gegenüber einnimmt. „Als mich mein Vater einst im Bade in der Vollkraft der Mannbarkeit und stürmischen Jugend erblickte, freute er sich schon auf Enkel und erzählte es frohgemut meiner Mutter.“ Die Mutter warnt ihn besonders vor Ehebruch. „Ich hielt das für Weibergeschwätz und hätte mich geschämt, darauf zu hören . . . Ich raste in so blinder Leidenschaft dahin, daß ich mich vor meinen gleichaltrigen Kameraden schämte, wenn ich weniger lasterhaft war, als sie. Ich hörte sie ihrer Schandtaten sich rühmen, und je schmachvoller sie waren, desto mehr prahlten sie damit. Und so reizte mich nicht nur die Freude an der Wollust, sondern auch der Ergeiz, es ihnen zuvorzutun. Nichts ist verwerflicher als das Laster; um aber nicht getadelt zu werden, ergab ich mich dem Laster immer mehr, und wenn ich mit den Verworfenen nicht gleichen Schritt halten konnte, bezichtigte ich mich der Schändlichkeiten, die ich gar nicht begangen hatte, nur um ihnen in meiner Unschuld nicht verächtlich zu erscheinen und ob meiner Keuschheit nicht verlacht zu werden.“

Endlich wurde beschlossen, Augustin zur Vollendung seiner Studien nach Karthago zu schicken, in die glänzende Metropole Nordafrikas, in der sich damals die ganze Kultur, aber auch die ganze Entartung des römischen Reiches konzentrierte. Dort umbrausten ihn „von allen Seiten die Wogen schändlicher Liebeshändel“. Er geriet „in den Taumel des Genusses“

und ließ sich „freudig von schmerzlichen Banden umstricken, um dann gepeitscht zu werden mit den glühenden Eisenruten der Eifersucht, des ewigen Argwohns, der steten Furcht, des Zorns und der Zwietracht".

Das neue römische Karthago hatte sich ja zu einer der größten, reichsten und glänzendsten Städte entwickelt. Es hatte zwar schon früh das Christentum aufgenommen, war der Sitz eines Bischofs geworden und zahlreiche Basiliken luden zum christlichen Gottesdienste ein. Aber der heidnische Götterkult hatte sich trotz der strengen Gesetze des Constantinus mit großer Hartnäckigkeit behauptet. Die Haine des Saturnus und die Tempel Baals sahen noch viele Gäste; das goldene Bild des Herkules wurde in den Straßen umhergetragen und angebetet und die phönizische Astarte, die dea coelestis, die in Karthago ihren Hauptsitz hatte, wurde unter dem Symbol des Mondes angebetet. Ihren kostbaren Tempeln waren — wie Forts einer Festung — zahlreiche Tempel anderer Gottheiten vorgelagert. Und wenn die Feste der Astarte gefeiert wurden, strömte die Menge zu ihrem Tempel. Augustin war oft darunter. Wenn die wilden Tempelgesänge ertönten, diese geilen, unzüchtigen Strophen, durch die die Voluptas aufgepeitscht wurde, wälzten sich die von der Göttin Besessenen in schamloser Raserei vor den Stufen des Altars. Die festlichen Umzüge arteten nicht minder in wollüstige Orgien aus und angesichts des geschlecht-

lichen Idols begattete man sich vor allem Volke zur Verherrlichung der lebenspendenden Göttin. Die Verehrung, die Cybele in Karthago genoß, war nur eine andere Form dieses Astartedienstes. An den ihr geweihten Tagen sieht man noch im fünften Jahrhundert die kastrierten, geschminkten und effeminierten Priester der Cybele in ihren weibischen Gewändern durch die Straßen schwanken (De civitate Dei, VII, 26) und die lasziven Gesänge waren auch hier nur der Anreiz zu den öffentlichen Begattungsakten der Verzückten, zwischen den Böcken Pans und den Ziegen Cybeles (De civitate Dei, II. 4).

Der allen Lüsten frönende Augustin nahm innigen Anteil an diesem Leben; leidenschaftlich wie er war, brachte er aber auf den Altären Cytherens nicht nur seiner Wollust Opfer. Er liebte und wurde wieder geliebt.

Auch die Schauspiele der Bühne rissen ihn hin, „die ganz erfüllt waren von den Bildern meiner Qual und dem Zündstoff meiner Leidenschaft".

Der neunzehnjährige Augustin ist ein ruhmsüchtiger, ehrgeiziger Jüngling, der es mit dem Gewissen nicht sehr genau nimmt. Er kennt nur ein erstrebenswertes Ziel: Macht und Reichtum. Von tausend Leidenschaften hin und her gerissen, taumelt er von Begierde zu Begierde. Seine Geliebte hat ihm bereits einen Sohn geschenkt, Adeodatus, dessen Dasein ihm zunächst mehr Kummer als Freude bereitet; denn der Trieb Vater zu werden hatte für

ihn größeren Reiz, als die Freude, es geworden zu sein.

Trotz alledem macht er in seinen Studien große Fortschritte. Er beschäftigt sich mit Rhetorik, Logik, Mathematik, Geometrie und Musik, liest den Aristoteles, den er leicht versteht, der ihm aber bei weitem nicht soviel gibt, wie Ciceros verloren gegangene Schrift „Hortensius". „Dies Buch wandelte meine Gesinnung, wandte mein Gebet Dir zu, o Herr, und gab meinen Wünschen und Sehnsüchten eine andere Richtung." In Augustin war ein rastloses Streben nach geistigem Besitz erwacht; er wollte alles erforschen, alles wissen. Er las viel und suchte mit Vorliebe die schwierigsten Autoren auf, in deren Geist er einzudringen strebte. Als er sich an die Kategorien des Aristoteles heranmachte, die seine Lehrmeister „selbst unter der Anleitung der vortrefflichsten Lehrer kaum verstanden", konnten sie ihm nichts darüber sagen, was er nicht bereits von selbst daraus entnommen hätte.

Nachdem seine Studienzeit in Karthago beendet war, kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, wo er sich als Lehrer der Grammatik niederließ; er vertauschte seine Heimat aber bald wieder mit Karthago, um dort rhetorischen Unterricht zu erteilen.

Er wandte sich zunächst der Sekte der Manichäer zu, der er von 373 bis 382 angehört hat. Anfangs war er auch ein eifriges Mitglied; aber als sich die von ihm gehegte Hoffnung auf die endliche Enthül-

lung der verheißenen Wahrheit nicht verwirklichte, erfüllten ihn doch manche Bedenken und Zweifel und er fand, er sei „zugleich Betrogener und Betrüger". Man hatte ihn auf die Ankunft des manichäischen Bischofs Faustinus vertröstet. „Denn ihm ging der Ruf voraus, daß er in allen ehrbaren Wissenschaften vielerfahren und in den freien Künsten außerordentlich bewandert sei". Augustin fand in ihm aber nichts, als einen seichten Schönredner, einen vollkommenen Ignoranten, der wenigstens ehrlich genug war, seine Unwissenheit einzugestehen. „Das kühlte meinen Eifer, mit dem ich mich auf die manichäischen Schriften geworfen hatte, merklich ab", und Augustin zog nun seine Übersiedelung nach Rom in Erwägung, um so mehr, als ihm das wüste Treiben der karthagischen Studenten die akademische Wirksamkeit sehr verleidet hatte. In Rom winkten ihm auch größere Einkünfte und größere Ehren, und gegen den ausdrücklichen Wunsch und Willen seiner Mutter reiste Augustin nach Rom.

Ich stelle mir ihn gern vor, wie er auf den Hügeln und dem Marsfelde Roms und unter den Säulengängen zwischen den Tempeln der Götter und den christlichen Heiligtümern dahinwandelt. Auf den Foren und vor den Kaiserpalästen mag er der Vergänglichkeit irdischer Größe nachgegrübelt haben — diesem salomonischen Wort, das in seinen Bekenntnissen so oft wiederkehrt. Ich sehe ihn vor den Triumphbögen des Titus, Septimus Severus und

Severin stehen, von denen jeder einzelne eine weltgeschichtliche Epoche bezeichnete; sehe ihn in Nachsinnen verloren über die Erfüllung der göttlichen Drohungen und Verheißungen. In der Via triumphalis konnte er sich die Siegesaufzüge römischer Triumphatoren vergegenwärtigen, konnte voll Andacht bei den Stätten verweilen, die an die Verkündigung der Apostel Petrus und Paulus und ihrer Jünger erinnerten. Der Zirkus, die Thermen, das Amphitheater — alle waren sie Stätten ausschweifenden Sinnenreizes, an die ihn viel schmerzvolle reuige Erinnerungen knüpften. Vom Kapitol, wo der Tempel Jupiters stand, erblickte er die Basilika des apostolischen Märtyrers Petrus, und ich sehe ihn mit den Scharen der andächtigen Pilger, die weit und breit aus dem Reich zusammenströmten, durch das Atrium einziehen, um sein Herz vor diesem größten Heiligtum des damaligen christlichen Rom zu Gott emporzuschicken. Ich sehe ihn durch das Volksgewühl sich winden, um den Monte Maria zu besteigen, von wo aus er diesen lieblichen Hügel der majestätischen Stadt vor sich ausgebreitet erblickte, und dann mochte er wohl schon damals tief im Innern fühlen, daß „Gott die Welt gut gemacht hat".

Bedenken wie diese, daß zwischen dem römischen, wie überhaupt zwischen jedem Polytheismus und Monotheismus vornehmlich der Unterschied besteht, daß dieser grundsätzlich unduldsam ist (Gott, der keine anderen Götter neben sich duldet!), während

jener aus Grundsatz duldsam ist — solche Bedenken konnten einem Augustin, der gerade um diese Zeit mit tausend Zweifeln kämpft, die seinem brünstigen Gottsuchen entspringen, nicht aufsteigen. Er sah nicht oder konnte noch nicht sehen, daß erst das Christentum Menschenverfolgungen aus religiösen Gründen inauguriert hat. Die Christen wurden von den römischen Kaisern nicht aus religiösen Gründen verfolgt, sondern weil sie für staatsgefährlich galten. Erst Zeller hat uns gezeigt, daß Sokrates nicht als Opfer seines religiösen Eifers starb. Denn zur Zeit der Apostelgeschichte beteten die Athener, damit keiner zu kurz komme, sogar zu den unbekannten neuen Göttern. Und das römische Pantheon nahm alle Götter auf, auch die der überwundenen Völker, wie uns Augustin in den Bekenntnissen erzählt. In Rom, wo die besiegten Nationen zusammenströmten, gab es bald nichts mehr, das nicht Gläubige fand, wie es nichts mehr gab, das nicht von der Mehrzahl verspottet wurde. Unglaube und Aberglaube, verschiedene Farbenbrechungen desselben geschichtlichen Phänomens, gingen in der damaligen römischen Welt Hand in Hand, und es fehlte nicht an Individuen, die sie beide in sich vereinigten, die mit Epikur die Götter leugneten und doch vor jeder Kapelle beteten und opferten.

Aber eine Natur wie Augustin mußte, wenn er einmal in der Sinnen- und Daseinsfreude etwas Verächtliches erblickte, in den hundert Gottheiten des

Olymp etwas Barbarisches sehen. Durch Augustin lernen wir denn auch gut verstehen, warum die erste Tat des Christentums, als es die heidnische Erbschaft antrat, keine andere sein konnte, als die Verstoßung der Götter. Die bisher auf goldenen Stühlen thronten, mußten in das Zwischenreich der Teufel und Gespenster verwiesen werden. Und an die Stelle des mythenreichen Olymp traten die Heiligen und Märtyrer. Aber das Christentum begnügte sich nicht mit solcher Reinigung des Tempels. Dem Judentum entsprossen, das ganz in ethischen Strebungen aufging, beschränkte der neue Glaube den für den Menschen allein ersprießlichen Ideenkreis auf die Kategorien von Gut und Böse und auf das Verhältnis des sündigen Geschöpfs zu Gott. Im Gegensatz zum Heidentum, das an sinnlicher Übersättigung krankte, lehrte es seine Bekenner mit entsagender Verachtung auf das irdische Dasein blicken und in steter Erwartung vor einem Gericht zittern, das sie selber und die ganze Welt bedrohte. Diese Erde mit all ihrer Herrlichkeit erschien dem Menschen fortan als ein Aufenthalt, der seine Aufmerksamkeit nicht verdiente; als ein Durchgangsort, wo die Seele sich für eine bessere Welt vorbereiten sollte. Das asketische Christentum bildete den schroffsten Kontrast gegen die heitere Sinnlichkeit der alten Welt. Es forderte von den Massen, die trunken waren von dem doppelten Taumel der Laster und der Mysterien, Weltflucht und Selbstverleugnung. Sei-

ne Lehre von dem Reiche, das nicht von dieser Welt ist, hatte für die entnervten und in allen Lüsten erschöpften Reichen den Reiz der Neuheit, und auf die Armen, die Unterdrückten und Sklaven, die Mühseligen und Beladenen wirkte sie wie eine wundersame Erlösung. In dieser Lehre verband sich mit der Entsagung das Prinzip der allgemeinen Brüderlichkeit, das den im Egoismus verschrumpften Herzen neue geistige Genüsse erschloß. Indem das Christentum den Armen das Evangelium verkündete, hob es die antike Welt aus den Angeln. Indem es das Reich der Liebe predigte, in dem die Letzten die Ersten sein werden, gab es den Armen mehr als eine große Hoffnung. Dem starren Rechtsbegriff der Römer, der die Ordnung auf die Gewalt baut und das Eigentum zur unerschütterlichen Grundlage der menschlichen Verhältnisse macht, trat mit unbegreiflicher Übermacht die Forderung entgegen, allem Eigenen zu entsagen, den Feind zu lieben und den Besitz zu opfern. Diesen Leib, den Vater und Mutter uns in Liebe gaben, verschmähte das Christentum als verwesliche Hülle der allein dem Göttlichen verwandten Seele; ja, es haßte ihn als verderbenbringenden Quell der Sündhaftigkeit. Nur zagend durfte der Gläubige die Frucht vom goldenen Lebensbaume brechen. Eheloses Leben hinter Klostermauern, durch Gebet und Kasteiungen ausgefüllt, galt für die gottgefälligste Art, die Zeit der Prüfung hienieden zuzubringen.

Und diesem Leben neigt Augustin von nun ab immer mehr zu. Äußere Umstände, die er als einen Wink der göttlichen Vorsehung auffaßte, bringen ihn dieser Weltanschauung rasch näher. Aus Karthago hatte ihn das wüste Leben der Studenten vertrieben; aus Rom vertrieben ihn deren Betrügereien. Als daher Symmachus, der Stadtpräfekt von Mailand, einen Lehrer der Rhetorik suchte, bewarb sich Augustin, gestützt auf die Empfehlung befreundeter Manichäer um die Stelle, und wurde nach einem beifällig aufgenommenen Probevortrag nach Mailand berufen. Dort besuchte er den vielgefeierten Ambrosius. „Ich hörte emsig seine volkstümlichen Predigten, zwar nicht in geziemender Absicht, sondern gewissermaßen nur, um seine Rednergabe zu prüfen und um mich zu überzeugen, ob sie seinem Rufe entspräche ... Mit größter Aufmerksamkeit hing ich an seinen Worten; für den Inhalt hatte ich kein Interesse; er war mir gleichgültig ... Aber, obwohl mir nicht daran gelegen war, zu wissen, w a s er sprach, sondern nur zu hören, w i e er sprach ... drang immerhin durch die Worte, die mir gefielen, auch der Inhalt, der mir gleichgültig war, in meine Seele".

Er entschloß sich, Ambrosius zu seinem geistlichen Berater zu machen, aber Augustin konnte nicht mit allen Fragen und Zweifeln zu ihm kommen, weil täglich ganze Scharen kleiner Leute den berühmten Bischof belagerten, denen er in ihren Anliegen hilf-

Auguſtin und ſeine Mutter Monica

reich beistand. Augustin mußte sich damit begnügen, Trost und Aufklärung aus den Predigten des Ambrosius zu empfangen. Und je öfter er diese Predigten hörte, desto mehr überzeugte er sich, daß alle „Schlingen listiger Verleumdung, die die manichäischen Betrüger der Heiligen Schrift gelegt hatten, sich lösen ließen". Neben dieser einflußreichsten Persönlichkeit waren es eine Reihe von Freunden, Alypius, Nebridius, Romanianus, Firminus, Pontitianus u. a. — deren Lebenswege und Sinnesart ebenfalls in den „Bekenntnissen" geschildert werden — und vor allem seine Mutter Monica, die den Umschwung in Augustin vorbereiten halfen. Nicht zuletzt wurde seine Weltanschauung durch die platonischen Schriften geklärt und durch die paulinischen Briefe dem katholisch-kirchlichen Glauben nähergebracht.

Was diese Entwickelung zunächst noch hemmte, war der quälende Zwiespalt in Augustins Seele. Zwischen seinem klar erkannten sittlich religiösen Ideal und zwischen seiner sinnlichen Lebensrichtung und Lebensweise klaffte ein unüberbrückbarer Abgrund. Er hatte sich auf Wunsch seiner Mutter zu einer Ehe entschlossen und hatte aus diesem Grunde das langjährige Verhältnis mit seiner „geliebten Bettgenossin" mit jäher Rücksichtslosigkeit abgebrochen. Da aber seine Braut so jung war, daß er bis zur Hochzeit noch zwei Jahre hätte warten müssen, bestimmte ihn seine „nie zu befriedigende Sinnlichkeit" sich eine

andere Geliebte zu nehmen; „denn er war weniger ein Freund der Ehe, als ein Sklave der Lust“. Wie alle bedeutenden Geister jenes Jahrhunderts betrachtete er den ehelichen Stand als eine Fessel, die ihn hinderte, dem höchsten philosophischen Ideal nachzustreben. Insbesondere suchte ihn sein Freund Alypius von dem Gedanken an die Ehe abzubringen. „Mir schien, ich würde furchtbar darunter leiden, die Liebe des Weibes entbehren zu müssen ... Ich glaubte, Enthaltsamkeit sei ein Werk eigener Energie, und ich fühlte, daß ich die nicht besaß ... Von krankhafter Sinnenlust gelockt, freute ich mich an todbringenden Genüssen. Ich schleppte meine Ketten und fürchtete, sie loszuwerden.“ Aber je mehr sein Urteil reifte, desto lauter mußte ihn sein Gewissen verurteilen. Er sah ein, daß es keinen Zweck hatte, mit Gewohnheiten und Menschen zu brechen, ehe er nicht mit sich selber gebrochen hatte. Inmitten dieser inneren Kämpfe lernte er in der lateinischen Übersetzung des Rhetors Victorinus die Schriften der Platoniker kennen, vornehmlich „die Enneaden“ des Plotin, die Werke des Porphyrius und nicht zuletzt die bedeutendsten Dialoge des Plato: Philebus, Theätet, Charmides, Phädrus, Phädon und die Gesetze. Das Studium dieser Schriften befreite ihn vor allem von dem Anthropomorphismus und dem Sensualismus der Manichäer und bestimmte ihn, in seinem innersten Selbst Einkehr zu halten. Wovon ihn diese Studien jedoch nicht

befreien konnten, das war „die gewohnte Lüsternheit“. So oft er sich aufschwingen wollte, fühlte er sich durch seine eigene Schwere herabgezogen und er „sank seufzend zur Sinnenwelt zurück“. In der Not seines Herzens griff er nun „höchst begierig“ nach der Heiligen Schrift, vor allem nach dem Apostel Paulus, und dessen Lehre erfüllte nun seine ganze Seele. Den Ehrgeiz und die Leidenschaft nach Geld hatte er nun abgetan; „noch aber hielt mich die Liebe zum Weibe in starken Banden. Auch verbot mir ja der Apostel nicht, zu heiraten, obgleich er zum Besseren riet und lebhaft wünschte, daß alle Menschen ehelos blieben, wie er. Aber allzu schwach, zog ich ein weichlicheres Leben vor, und aus diesem einzigen Grunde trieb ich mich unschlüssig in den verschiedensten Lebensverhältnissen umher, entkräftet durch Sorgen und Ausschweifungen“. Da kam ihm der glückliche Gedanke zu dem greisen Simplicianus zu gehen, dem bischöflichen Nachfolger des Ambrosius, einem ehrwürdigen und vielerfahrenen Manne, um ihn zu befragen, „wie ich bei meiner seelischen Verfassung am sichersten Deine Wege wandeln könne“. Simplicianus beglückwünschte ihn, daß er gerade die Schriften der Platoniker und nicht etwa die anderer Philosophen gelesen hatte, „die voll weltlichen Truges und voller Täuschung wären“, und erzählte ihm sodann die Bekehrungsgeschichte des ihm befreundeten Victorinus. Diese Erzählung, die der dramatischen Steigerung nicht entbehrt, verfehlte

ihren Zweck nicht; Augustin glühte vor Verlangen, Victorinus nachzueifern. Der neue Wille aber, der sich in ihm zu regen begann, war noch immer zu schwach, die Lust an der Sünde und die Macht der Gewohnheit besiegen zu können. So stritten zwei Willen in ihm, der alte fleischliche und der neue geistige, und seine Seele war zerrissener, denn je. Er glich einem Schlaftrunkenen. „Ich hätte Dir nichts antworten können, mein Gott, wenn Du zu mir gesprochen hättest: ‚Wache auf, du Schläfer und erhebe dich von den Toten, so wird Christus dich erleuchten!‘ Da Du mir in allen Dingen die Wahrheit offenbart hattest, konnte ich, von Deiner Wahrheit durchdrungen, überhaupt nichts anderes antworten, als höchstens ein verträumtes Stammeln: ‚Im Augenblick! Sofort! Ja, gleich! Nur noch ein Weilchen!‘ Aber dieses ‚Gleich! Gleich!‘ nahm kein Ende, und das ‚kleine Weilchen‘ zog sich etwas reichlich in die Länge.“ Es bedurfte noch des letzten Anstoßes, um den Schlaftrunkenen vollends zu wecken.

Pontitianus, ein Beamter des kaiserlichen Hofes, sah, gelegentlich eines Besuches, den er Augustin machte, auf dessen Tisch die Schriften des Apostel Paulus liegen. Das Gespräch kam auf den ägyptischen Einsiedler Antonius, von dem Augustin noch nichts wußte und dessen Lebensgeschichte Pontitianus ihm nun erzählte. Nach dieser Erzählung (VIII, 6), die von der wunderbaren Einwirkung der Lebens-

geschichte des Antonius auf zwei junge Männer berichtete, die sofort ihre Ämter niederlegten, um sich einem einsiedlerischen Leben zu weihen, ergriff Augustin eine tiefe Scham ob seines unwürdigen bisherigen Zauderns. „Ich hielt nunmehr Einkehr bei mir. Was habe ich mir nicht alles gesagt! Mit welcher Gedankengeißel habe ich nicht meine Seele gepeitscht, daß sie mir Folge leiste, wenn ich auf Deinem Wege wandeln würde! Wohl widerstand sie und weigerte die Gefolgschaft; sie hatte aber keine Ausrede mehr." Ein letzter heißer Kampf erfolgte, den uns Augustin mit dramatischer Anschaulichkeit geschildert hat (VIII, 8—12) und ein Wort des Apostel Paulus besiegelte die Entscheidung. Er entschloß sich, die Taufe zu empfangen, dem Gedanken an eine Ehe zu entsagen, seinen weltlichen Beruf aufzugeben und sein ganzes Leben fortan dem Herrn zu weihen, und dieser Entschluß gab ihm auch sofort den Seelenfrieden wieder. Nach kurzem vorbereitendem Aufenthalt auf dem Landgut eines Freundes empfingen er, sowie sein fünfzehnjähriger Sohn Adeodatus und sein Freund Alypius in den Ostertagen des Jahres 387 die Taufe.

Aber es ist nicht allein die persönliche Entwicklung, die Augustin erst in den Mannesjahren zur Taufe führt; wesentlich war auch die Anschauung der damaligen Zeit, daß die Taufe nur die in der Vergangenheit begangenen Sünden abwasche. Die sündenvergebende Macht der Taufe erstreckte sich

nicht auch auf zukünftige Sünden. So erklärt sich denn auch der in den ersten Jahrhunderten mehrfach erhobene energische Protest gegen die Kindertaufe und der Wunsch frommer Christen, im Gefühl ihrer menschlichen Schwäche, die Taufe möglichst erst gegen das Ende ihres Lebens zu empfangen, um dann mit einemmal der sündenvollen Vergangenheit ledig zu sein. Man muß sich diese Anschauung stets vergegenwärtigen, wenn man verstehen will, was Augustin in den Bekenntnissen in bezug auf die Taufe sagt.

Bald nach seiner Taufe trat er mit seiner Mutter und mit den Freunden die Heimreise an; aber unterwegs in Ostia starb seine Mutter. Im IX. Buch der Bekenntnisse hat Augustin ihr (8—13) ein Denkmal gesetzt, das von der Größe seines Schmerzes sowohl, als auch von der Tiefe seiner Liebe zu ihr lautes Zeugnis ablegt. Und mit dieser von kindlicher Ergriffenheit diktierten Schilderung, die das reiche, aus dem Innersten quellende Gefühl Augustins wundervoll offenbart, schließt der biographische Teil der Bekenntnisse ab.

Durch den Tod seiner Mutter wurde Augustin noch einige Zeit in Italien festgehalten. Er ging nach Rom und trat dort in den teils vor und teils nach der Taufe verfaßten dialogischen Schriften „Vom glückseligen Leben", „Die Sololiquien", „Über die Unsterblichkeit der Seele", „Über die Größe der Seele" öffentlich gegen die Manichäer auf. Aber im Jahre 389

war er bereits wieder in Karthago, dann auf einem von seinem Vater ererbten kleinen Landgute bei Thagaste, wo er etwa drei Jahre hindurch mit seinen Freunden wissenschaftlichen und literarischen Arbeiten oblag. Er wollte ganz in seinem beschaulichen Einsiedlertum aufgehen und hatte sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen, in der Absicht, nie wieder aus seiner Stille herauszutreten. Aber seine Gelehrsamkeit und Frömmigkeit, sein Leben und seine Schriften hatten ihn bereits gegen seinen Willen berühmt gemacht, so daß, als er im Jahre 391 in Hippo weilte, um einen kaiserlichen Beamten in die Lehren der Kirche einzuführen, die dortige Gemeinde und der greise Bischof Valerius ihn plötzlich zum Presbyter wählten. Nur widerstrebend und erst nach reiflicher Selbstprüfung nahm er das Amt an, setzte aber auch hier sein klösterliches, asketisches Leben fort. Selbst nach dem 395 erfolgten Tode des Valerius, als Augustin bereits alleiniger Bischof von Hippo war, gab es an seinem Tisch kein prunkendes Tafelgerät, selten Fleisch und nur ein geringes Maß Wein, das reichlich mit Wasser gemischt war. „Es gibt in diesem Leben nichts Angenehmeres, als das Amt eines Bischofs oder Presbyters, wenn es obenhin oder nach der Menschen Gunst verwaltet wird, vor Gott gibt es aber auch nichts Elenderes und Traurigeres; und andererseits ist nichts mühseliger und arbeitsreicher, als das Amt eines Bischofs oder Diakonus, vor

Gott ist aber auch nichts köstlicher, wenn man es würdig und Gott wohlgefällig betrachtet." Seine alten Freunde Evodius und Alypius blieben ihm auch hier treu und neue Freunde schlossen sich ihm an.

Die Tätigkeit, die er nun entfaltete, war überaus groß und weit umfassend. Durch zahlreiche Predigten, die von tiefem Erfolg gewesen sein müssen, steuerte er den Mißbräuchen und baute und befestigte ein neues kirchliches Leben. Daneben führte er einen vielseitigen, kaum übersehbaren Briefwechsel. Vorwiegend aber wandte er sich der Bekämpfung der Irrlehren zu; seine Schriften gegen die Manichäer, die Donatisten und später gegen Pelagius, etwa dreißig an der Zahl, folgten rasch aufeinander. Seine übrige schriftstellerische Tätigkeit erstreckt sich über alle philosophischen und pädagogischen Gebiete und über alle Zeitfragen. Er hat Bücher geschrieben über „das Schöne und Harmonische", über „den Ursprung der Seele", über „Glaube, Liebe, Hoffnung", über „die Notlüge", „die Ehe", „die Jungfräulichkeit", den „Witwenstand", „die Geduld", „die Arbeit der Mönche", „die Sitten der katholischen Kirche", über „die Musik", über „die wahre Religion", über „die Genesis" u. a. Aber sein Hauptwerk ist das neben den „Bekenntnissen" berühmteste und einflußreichste: „Vom Gottesstaat", an dem Augustin dreizehn Jahre gearbeitet hat; es widerlegt in zweiundzwanzig Büchern die Angriffe und Ankla-

gen der Heiden gegen das Christentum und schildert in erhabener Geschichtsbetrachtung die Entwicklung des Gottesreiches auf Erden seit der Schöpfung und seine Vollendung in der Ewigkeit.

Man sieht, welch tiefe Resonanz das paulinische Wort: „In Deo sumus, movemur et vivimus“ (In Gott leben, handeln und sind wir) in Augustin gefunden hat. Es tönt aus allen seinen Worten wieder. Alles lebt, bewegt sich und hat sein Dasein in Gott. Die Erde bietet ihm keine Hindernisse mehr, ebenso wie das Wort Gottes keine Dunkelheiten mehr für ihn enthält. Er ist dem göttlichen Zustand schon so nahe, daß er die Gedanken Gottes durch alle Sinnbilder und Gleichnisse hindurch zu fassen vermag, und sein Geist ist so verinnerlicht, daß er den verborgenen Sinn aller Erdendinge erkennt. Die Sprache des geistigen Lebens ist die Liebe; daher erfaßt sein auf Gott gerichteter Geist die Dinge mit dem Auge der Liebe. Wissen macht den Menschen traurig, aber die Liebe begeistert den Gottsucher. Der Wissensdurstige sucht noch, wo der Liebende schon gefunden hat. Der gewöhnliche Mensch beurteilt die Natur nach den Beziehungen, die er selbst zu ihr findet; der Gottsucher beurteilt sie nach ihren Beziehungen zum Himmel. Kurz, für einen auf Gott gerichteten Geist spricht alles seine Sprache. Er versteht das Geheimnis der Harmonie, die zwischen allen Schöpfungen besteht; er deutet den Geist der Töne, der Farben, der Pflanzen. Er befragt die Steine und diese ant-

worten ihm auf seine Gedanken; er predigt ihnen und die Steine sagen Amen. Was bedeutet ihm alles Wissen, was aller Reichtum der Erde? „Ich bin ein Bettler für die Bettler und will es gern sein, auf daß ihr zu den Kindern Gottes gehören möget.“ Er umfaßt alles in jedem Augenblick. Und die Welten, mit denen sich so unendlich viele Menschen beschäftigen, für einen dem Himmel zugekehrten Geist bedeuten sie nur die letzte Stufe, von der aus er Gott entgegenstürzt. Die himmlische Liebe und die himmlische Weisheit umgeben ihn wie eine Gloriole, die nur die Auserwählten sehen. Er besitzt die Reinheit des Kindes, aber diese Reinheit vereinigt sich bei ihm mit einem Wissen um die Dinge, das die Kinder nicht haben; er ist rein und wissend zugleich.

Mit zunehmendem Alter wurde Augustin immer weltfremder; er sehnte sich nach seiner Heimat, die im Jenseits lag. Er hatte Gottesheimweh und wollte nach Hause. Dies Gefühl wuchs und wurde groß, und eine sanfte Schwermut breitete sich über seinem Wesen aus. Dazu kam, daß seine geistigen Kräfte unter den fortwährenden Kämpfen erschlafften. Er wurde der Streitereien müde, und die schlimmen Erfahrungen machten ihn rasch alt. Mit fast denselben Worten wie Goethe ruft der greise Gottesstreiter: „Süßer Friede, komm, ach komm in meine Brust!“ Aber der Friede kam nicht. Die Vandalen verwüsteten das Land, häuften Greuel auf Greuel, zerstörten die Kirchen und lagen 430 vor Hippo, das sie belagerten.

Augustin war tief erschüttert und flehte Gott um die Gnade an, heimwärts pilgern zu dürfen. „Ich höre nicht auf zu weinen, bis ich vor ihn treten kann. Der Durst, der mich verbrennt und der mich unaufhaltsam zur Quelle meiner Liebe hinzieht, dieser Durst wird immer verzehrender in mir, wenn sich mein Heil noch lange verzögert."
Aber im dritten Monat der Belagerung, am Geburtstage Goethes, starb Augustin; es war der 28. August 430.

Seit seinem Tode sind nahezu fünfzehn Jahrhunderte verflossen, eine Ewigkeit nach menschlichen Maßen, die Augustins „Bekenntnisse" nicht zu vernichten vermochte. In seinen rein biographischen Partien spricht dieses durch die Flammen der Liebe geläuterte Werk zu unserem Herzen, als hätte es ein faustischer Mensch von gestern oder heute geschrieben. Und in seinen philosophischen und psychologischen Exkursionen redet es zu unserem Geiste, wie der Geist zu allen Zeiten zum Geiste reden wird.
In den neun ersten Büchern hat er seine innere und äußere Entwicklung bis nach seiner Taufe und Rückkehr nach Afrika dargestellt und hat damit die treueste Geschichtsquelle für sein Leben geliefert. Im zehnten Buche gibt er eine Darlegung seiner Gedanken und Gefühle, die ihn während der Abfassung seiner „Be-

kenntnisse" bewegten, also die Gedanken des in der Vollreife stehenden Mannes, der in Demut und Buße, in Askese und Verwerfung alles Irdischen sich ganz Gott geweiht hat. In den letzten drei Büchern entwickelt Augustin seine Lebensaufgabe, die er in der Verkündigung Gottes und seiner Heiligen Schrift erblickt; und indem er beginnt, die Schöpfungsgeschichte zu erklären, ergeht es ihm wie Faust, schlimmer als Faust. Denn Faust stockt nicht schon bei dem ersten Wort, bei dem weit tieferen, geheimnisvolleren und nie zu lösenden Begriff: „Am Anfang"; ihn quält nur der Zweifel, ob es das Wort war oder der Sinn, die Kraft oder die Tat, die am Anfang war.
Aber Augustin kann schon bei diesem ersten Wort nicht weiter: Am Anfang An welchem Anfang? Und von dieser Frage ausgehend, wächst das elfte Buch, das sich nur mit dem ersten Satze des alten Testaments beschäftigt, zu einer tiefsinnigen, philosophischen Betrachtung empor, in der über die Probleme von Raum und Zeit die tiefsinnigsten Untersuchungen angestellt werden. Für einen Geist wie Augustin gibt es weder Raum noch Zeit. Raum und Zeit sind von der Materie geschaffene Anschauungsformen und der Geist und die Materie haben nichts gemein. Dennoch hält Augustin so schroff als möglich an der ganzen überlieferten Mythologie fest, an Adams Sündenfall und an allem, was damit zusammenhängt. Er hatte für die religiöse Poesie, die bei der allegorischen Auslegung der Schrift zutage trat,

eine große Empfänglichkeit und in den letzten drei Büchern der Bekenntnisse wird offenbar, welch ein großes intuitives Vermögen er in dieser spekulativen Beziehung besaß. Ambrosius von Mailand mag ihn nach dieser Richtung hin stark beeinflußt haben, wie denn überhaupt diese allegorische Auslegung dem damaligen kirchlichen Geiste naturgemäß war.

Das Paradies war der fruchtbare Boden der menschlichen Seele, die Bäume darin waren die Tugenden; der Baum des Lebens verkörperte die Weisheit, die nicht von dieser Erde ist. Eva war das Symbol des sinnlichen Gefühls, die zur Aufnahme des Samens bereite Erde, Adam der Geist, der das Irdische beseelen und zu sich erheben soll. Der Quell, der Eden tränkte, war Christus, und die vier Flüsse, die ihm entsprangen, stellten die vier Grundtugenden dar: der goldreiche Pison die Klugheit, der reinigende Gichon die Mäßigkeit, der schnelle Tigris die Tapferkeit, der lebendige Euphrat die Gerechtigkeit. Diesen vier Strömen entsprachen vier Zeitalter: das erste bis zur Sündflut war das der Klugheit; das zweite, von Abraham bis Moses, das der Mäßigkeit; das dritte, von Moses bis zu den Propheten, das der Tapferkeit; das vierte, das des Evangeliums, war das Zeitalter der Gerechtigkeit.

Im zwölften und dreizehnten Buch wagt sich Augustin weiter vor, zum Begriff der Dreieinigkeit und zum Gottesproblem.

Eine Legende, der Murillo den Vorwurf zu einem seiner schönsten Bilder dankt, erzählt, daß Augustin einst, in Betrachtungen über die Dreieinigkeit vertieft — er hat ein umfangreiches Werk darüber geschrieben und Niederschläge davon finden sich auch in den „Bekenntnissen“ — am Meeresstrande wandelte. Da fiel sein Blick auf ein Kind, das mit der Hand eifrig Wasser aus dem Meere schöpfte. „Warum tust du das?“ fragte der Bischof. Und das Kind antwortete: „Ich will das Meer bis auf den Grund ausschöpfen.“ „Ein unmögliches Beginnen,“ erwiderte Augustin. Und das Kind gab zurück: „Nicht so unmöglich, als das Werk, womit du umgehst, denn du suchst die Dreieinigkeit zu ergründen.“

Aber Augustin wollte noch mehr. Er wollte das Unergründliche selbst ergründen, wollte das Wesen Gottes erfassen, wollte Zweck und Sinn der Schöpfung erforschen, von den höchsten Himmeln bis zu den tiefsten Abgründen. Er fragte nach dem Zweck unseres Daseins. In der Tat gibt es nichts Rätselvolleres, als die bloße Tatsache unseres Daseins, wenn man sich dieses Mysteriums zum erstenmal voll bewußt wird. Aus unbekannter Dunkelheit steigen wir einen Augenblick zur Sonne empor, blicken um uns, freuen uns und leiden, übertragen die Art unseres Wesens auf andere Wesen und versinken wieder in unbekannter Dunkelheit. Und doch ist der Mensch das einzige Geschöpf, das Beweise bietet für den Zusammenhang der geistigen und materiellen Welt. Die sichtbare

und begrenzte Welt endet in ihm und zugleich ist er der Anfang einer unsichtbaren geistigen Welt. Beide sind mit einer Brücke verbunden, die über einen Abgrund führt, unter dem das Nichts gähnt. Und sowohl die geistige wie die materielle Welt sind ewig.

Augustin leugnet allerdings in den „Bekenntnissen" die Ewigkeit der Materie, aber damit stellt er uns vor ein neues Problem, das er nicht bis in seine Tiefen durchdacht hat.

Stellt man Gott und die Materie einander gegenüber, so sind in ihren Beziehungen zueinander doch nur zwei Möglichkeiten gegeben. Entweder waren Gott und die Materie gleichzeitig da oder Gott existierte vor der Materie. Alle Philosophien und Religionen stoßen zuletzt auf dieses Dilemma und müssen eine der beiden Voraussetzungen wählen, obwohl es sicher ist, daß beide nur zum Zweifel führen. Wird das Problem so gestellt, so bedeuten Geist und Materie nichts mehr. Und welchen Sinn hat der Lauf der Welten von dem Augenblick an, wo das leitende Wesen zur Absurdität geworden ist? Wozu ergründen, ob der Mensch der Vergöttlichung oder Vertierung zustrebt, ob die Schöpfung sich bis zum Geist erhebt oder zur Materie herabsinkt, wenn man keine Antwort erhält? Was bedeuten Theogenien und Theologien, wenn der Mensch weiß, daß sein Gott nicht mehr existiert?

Wenn Gott und die Materie gleichzeitig da waren, was ist dann Gott, wenn außer ihm, außer seiner

seiner selbst eine koexistierende tätige Materie angenommen werden muß? Gott steht dann plötzlich vor der Aufgabe, die Materie zu organisieren. Wer zwang nun Gott, diese Aufgabe zu lösen? Nimmt man an, daß bei der Schöpfung noch eine andere ausschlaggebende Kraft eingegriffen habe, die weder Gott, noch die Materie gewesen wäre, und Gott gezwungen hätte, in sechstägiger Arbeit die Welt zu schaffen, so wäre es lächerlich, den Schöpfer Gott zu nennen. Und außerdem wäre das keine Lösung, sondern nur eine neue Schwierigkeit. Man käme damit auf jene indische Kosmologie zurück, nach der die Welt auf dem Rücken einer Schildkröte ruht und die Schildkröte auf dem Rücken eines Elefanten; worauf aber die Füße des Elefanten ruhen, wird nicht gesagt.

Aber selbst ein Wesen angenommen, das über Gott und der Materie stand — sollte es, vorausgesetzt, daß die Ewigkeit sich überhaupt in eine unerschaffene und erschaffene Ewigkeit hätte spalten können — eine Ewigkeit in Untätigkeit verharrt haben? Nicht gewollt haben, was es am Ende doch gewollt hat? Und wenn dieses höchste Wesen, dieser höchste Wille seinen späteren Gedanken nicht von Anfang an gekannt hat, wäre sein Wissen auch nicht mehr allumfassend gewesen. Hat dieses höchste Wesen die Welt, so wie sie ist, aber von jeher gewollt, so setzt das die gleiche ewige Dauer der Materie voraus. Gleichviel nun, ob auf Grund eines göttlichen Willens, der sich un-

Ambrosius — Augustin
Papst Gregor — Hieronymus

bedingt und zu allen Zeiten gleich sein muß, die Materie von Ewigkeit an zugleich mit Gott da war oder ob sie es aus sich selbst heraus gewesen war, so muß die Macht Gottes, da sie unumschränkt ist, zusammen mit seinem freien Willen untergehen; denn er fände in sich selbst immer einen zwingenden Grund, der ihn beherrschte. Sich aber niemals, weder in einer späteren, noch in einer früheren Ewigkeit von seiner Schöpfung loslösen können, hieße das Gott sein? Ein Gott, der von Ewigkeit her gezwungen war, die Welt zu erschaffen, scheint also unerklärlich, ebenso wie die Annahme, daß er mit seinem Werk unauflöslich verbunden sei. Man kann sich keinen Gott denken, der nur insoweit unabhängig sein darf, als sein Werk es ihm gestattet. Und kann er es zerstören, ohne sich selber zu verwerfen? Ob er das Universum einmal vernichten wird oder nie, beide Möglichkeiten stimmen nicht zu den Eigenschaften, ohne die Gott nicht denkbar ist.

Sollte die Welt aber nur ein Experiment sein, das früher oder später zugrunde gehen muß, dann wäre das höchste Wesen inkonsequent und ohnmächtig. Inkonsequent, weil es das Resultat hätte voraussehen müssen, ehe der Versuch gemacht war und weil es gleich zerstören konnte, was sowieso der Vernichtung anheimfallen muß. Ohnmächtig, weil es etwas Unvollkommenes geschaffen hätte und weil eine unvollkommene Schöpfung keinen Gott zum Schöpfer haben kann.

Für welche Wahl man sich immer entscheiden möge: in der Form, in der unsere Vernunft Gott zu erkennen sucht, muß er immer verneint werden. Läßt man die Welt ewig sein, so ist ihr Gott untertan; ist sie geschaffen worden, so ist Gott nicht mehr möglich; denn wie könnte er eine ganze Ewigkeit hindurch existiert haben, ohne zu wissen, daß er einst den Gedanken fassen würde, die Welt zu schaffen! Wie kommt es, daß er die Resultate nicht vorausgewußt hat? Woher nahm er den Stoff? Notwendigerweise aus sich selbst. Geht aber die Welt aus Gott hervor, wie kommt dann das Böse hinein? Und wenn das Böse aus dem Guten hervorgegangen ist, so gerät man wieder in die unsinnigsten Folgerungen. Und wenn es kein Böses gibt, was wird dann aus den Gesellschaften mit ihren Gesetzen?

Nehmen wir also eine vollkommene Schöpfung an. Aber der Begriff der Vollkommenheit schließt Verfall und Erneuerung aus; schließt Zerstörbarkeit aus. Die Schöpfungen einer vollkommenen Welt können notwendigerweise nicht zugrunde gehen. Jeder Fortschritt ist ebenso ausgeschlossen wie jeder Rückschritt; die Welt würde sich vielmehr in einem gleich bleibenden Kreise drehen, aus dem sie nie heraustreten könnte und nie heraustreten würde. Gott wäre dann von seinem Werke abhängig und dies wäre ewig wie er.

Ist die Welt unvollkommen, so kann sie sich weiter entwickeln; ist sie vollkommen, so steht sie still.

Ebenso wie es unmöglich ist, sich einen fortschreitenden Gott vorzustellen, der das Resultat seiner Schöpfung nicht schon von Ewigkeit her kennt, ebenso undenkbar ist ein Gott, der ewig auf dem gleichen Punkte beharrt. Die Annahme einer mit Gott koexistierenden Materie kann nur soviel bedeuten wie ein Versuch, Gott zu leugnen.

War Gott aber von jeher allein da, so ist die Welt aus ihm entsprungen, die Materie also von seinem Stoff genommen. Dann gibt es keine Materie mehr und alle Daseinsformen sind nur Hüllen, unter denen sich der göttliche Geist birgt. Aber dann ist die Welt Gott und ist ewig. Für die Eigenschaften, die die Vernunft des Menschen Gott beigelegt hat, ist diese Annahme aber noch vernichtender, als die vorige. Ist die Materie aus Gott hervorgegangen und doch dauernd mit ihm vereint, wie soll man sich dann ihren tatsächlichen Zustand erklären? Kann man glauben, das höchste Wesen habe Dinge aus sich erzeugt, die ihm unähnlich sind? Muß er nicht in allem sich selbst gleich sein? Oder entdeckte er schlechte Bestandteile in sich, deren er sich irgendwann einmal entledigen wollte? Das würde wieder eine Teilung Gottes voraussetzen und Gott kann nur eines sein, ohne auf die Grundbedingung seines Daseins zu verzichten. Eine Abspaltung von Gott kann also nicht Gott sein. Wie aber soll man ein allmächtiges Wesen annehmen, das nicht über jeden Widerstand siegt? Wie es in der Natur wir-

kend denken, über die es nicht von vornherein triumphiert? Wir sehen aber, wie die Natur ohne Unterlaß sucht, kombiniert, stirbt und ersteht; wie sie leidet, jammert, zu erkennen sucht, Böses tut, irrt, zugrunde geht, verschwindet und von neuem beginnt. Und wozu der Tod? Wozu der Geist des Bösen? Ist der Mensch wirklich von einem Gott geschaffen worden, dessen Wesen und Eigenschaft das Gute ist und der nur hervorbringen konnte, was ihm gleich ist? Was ist dann aber der Endzweck der Welt?

Wenn alles Gott ist, ist alle Ursache und Wirkung aufgehoben; dann ist alles eins wie Gott und es gibt weder einen Anfang noch ein Ende. Soll man annehmen, daß der ewige Kreislauf der Materie das Ziel aller Dinge ist? Würde man damit den Mechanismus der Materie, die von Gott ausgeht und zu Gott zurückkehrt, nicht einfach zu einem Kinderspiel herabwürdigen? Und warum sollte Gott sich selbst eine so grobe Substantialität geben? Und welche Form wäre die ihm gemäße? Wer vermag Gott in einer solchen nie rastenden Geschäftigkeit zu erkennen, wie er sich selbst in zwei Wesenheiten spaltet, von denen die eine alles, die andere nichts weiß! Kann man sich Gott vorstellen, der sich in menschlicher Gestalt selbst verspottet; der am Freitag stirbt, um am Sonntag aufzuerstehen, und der diesen Scherz jahrhundertelang fortsetzt, wobei er von Anfang an das Ende vorausweiß? Der als

Geschöpf nichts von dem zu wissen scheint, was er als Schöpfer weiß? Der sich selber totschlägt, sobald zwei Parteien unter den Menschen mit der Waffe in der Hand einander gegenüberstehen? Unterliegt die Welt, die von Gott ausgegangen, in Gott enthalten ist, dem Gesetz der Trägheit? Leben wir nur einmal oder ewig? Und warum läßt uns Gott nicht von Anfang an in glücklichen Regionen wandeln, wenn diese doch vorhanden sind? Wo bleibt seine Güte, wo seine Allwissenheit, wenn er das Resultat der Prüfungen, die er uns auferlegt, nicht kennt? Der Mensch aller Religionen ist vor die Alternative gestellt, entweder im ewigen Feuer zu schmoren oder über den Wolken in weißen Gewändern „palmzweigtragend" spazierenzugehen, je nachdem er eifrig oder gar nicht allerhand seltsamen Bräuchen nachkommt. Ist dies das letzte Wort eines höchsten Wesens? Dem edlen Geist muß diese berechnende Tugend sowohl eines Gottes, als auch eines Menschen unwürdig erscheinen. Ist es nicht widersinnig, dem Menschen stürmische Sinne zu geben und ihm ihre Befriedigung zu verbieten?

Alle diese Einwürfe sind hinfällig, wenn es kein Gut und Böse gibt. Ist die Substanz in allen ihren Formen Gott, so ist auch das Böse Gott. Dann sind alle unsere Verfehlungen nur relativ, Wirkungen eines göttlichen Geistes, deren Ursachen wir nicht kennen. Alles ist Gott! Entweder sind wir selbst Gott oder Gott existiert nicht. Aber wie kann man in uns ein

göttliches Prinzip annehmen, dem gegenüber im gegebenen Augenblick ein paar Gläser Alkohol die Oberhand erhalten? Wie soll man sich immaterielle Fähigkeiten vorstellen, die von der Materie beeinflußt werden?

Augustin hat keine Antwort auf alle diese Fragen. Es mag dahingestellt bleiben, ob sie überhaupt je in ihm aufgetaucht sind. Oder ob er sie, wenn sie ihn quälten, nicht einfach im Keime erstickt hat. Denn oft bemerkt man, wie er zugunsten seines Autoritätsglaubens und weil die Kirche immer recht bekommen muß, die Vernunft knebelt. Die Kirche ist ihm die wahre Erlöserin aus allen Gedankennöten. Darum läßt Augustins Gottesbegriff auch unbefriedigt. Auf alle Fragen antwortet er immer wieder: man muß glauben. Alle Zweifel sucht er mit seinem Autoritätsglauben verstummen zu machen.

Aber der Glaube ist eine Gabe. Um an Gott zu glauben, muß man Gott unmittelbar erfassen. Der Gläubige strebt dem Reiche des Lichtes zu. Er kennt nur Mitleid; er verdammt niemanden und tötet niemanden; er rettet und tröstet. In seinen Augen ist der Zweifel weder Gottlosigkeit, noch Lästerung oder Verbrechen, sondern nur ein Übergang des Menschen aus der Finsternis zum Licht.

Ebenso unbefriedigt wie Augustins dogmatisch-scholastische Auffassung von Gott ist seine Darstellung des menschlichen Verhältnisses zu Gott, in welchem der Mensch als ein willenloses unfreies Objekt Got-

tes erscheint. Wenn der Mensch aber nicht mehr frei ist, was wird dann aus seiner Sittlichkeit? Und wenn er sein Schicksal selber schmieden kann, wenn er kraft seines freien Willens die Ausführung des einheitlich angelegten Planes verhindern kann, was wird dann aus Gott?

Das klassische Altertum hat sich über das Problem der Willensfreiheit nicht sehr den Kopf zerbrochen. Da für die antike Weltanschauung im allgemeinen weder der Begriff unverbrüchlich bindender Naturgesetze, noch der einer absoluten Weltregierung vorhanden war, lag kein Grund vor zu einem Konflikt zwischen Willensfreiheit und dem herrschenden Weltprinzip. Die Stoa glaubte an ein Fatum und leugnete die Willensfreiheit; die römischen Moralisten stellten sie aber aus ethischem Bedürfnis auf naivsubjektiver Grundlage wieder her. „Sentit animus se moveri — heißt es in den „Tuskulanen" — quod quum sentit, illud una sentit se vi sua, non aliena moveri", und der stoische Fatalismus wurde durch Anekdoten verspottet, wie die von dem Sklaven des Zenon von Kition, der, den begangenen Diebstahl durch das Fatum entschuldigend, zur Antwort erhält: „Nun wohl, so war es auch dein Fatum, geprügelt zu werden."

Der christliche Dogmatismus war es — ungeachtet der semitischen und hellenischen Elemente, die in ihm verschmolzen — der durch die Frage nach der Willensfreiheit in die dunkelsten selbstgegrabenen Irr-

wege geriet. Von den Kirchenvätern und Schismatikern, von Augustin und Pelagius, über die Scholastiker Scotus Erigena und Anselm von Canterbury, bis hin zu den Reformatoren Luther und Calvin und darüber hinaus, zieht sich der hoffnungslos verworrene Streit über Willensfreiheit und Prädestination. Gott ist allmächtig und allwissend; nichts geschieht, was er nicht von Ewigkeit wollte und vorhersah. Folglich ist der Mensch unfrei; denn handelte er anders als Gott vorherbestimmt hatte, so wäre Gott nicht allmächtig und allwissend gewesen. Also liegt es nicht in des Menschen Willen, daß er das Gute tue oder sündige. Wie kann er dann aber für seine Taten verantwortlich sein? Wie verträgt es sich mit Gottes Gerechtigkeit und Güte, daß er den Menschen straft oder belohnt für Handlungen, welche im Grunde Gottes eigene Handlungen sind?

Das ist die Form, in der das Problem der Willensfreiheit dem durch heiligen Wahn verfinsterten Menschengeiste sich darstellte. Die Lehre von der Erbsünde, die Fragen nach der Erlösung durch eigenes Verdienst oder durch das Blut des Heilandes, durch den Glauben oder durch die Werke, nach den verschiedenen Arten der Gnade, verwuchsen tausendfältig mit jenem an Spitzfindigkeiten schon hinlänglich fruchtbaren Dilemma, und vom vierten bis zum siebzehnten Jahrhundert widerhallten durch die ganze Christenheit Klöster nnd Schulen von Disputationen über Determinismus und Indeterminismus. Viel-

leicht gibt es keinen Gegenstand menschlichen Nachdenkens, über welchen längere Reihen nie mehr aufgeschlagener Folianten im Staube der Bibliotheken modern. Aber nicht immer blieb es beim Bücherstreit. Wütende Verketzerung mit allen Greueln, die der herrschenden Religionspartei gegen Andersdenkende freistanden, hing sich an solche abstrusen Kontroversen um so lieber, je weniger damit Vernunft und aufrichtiges Streben nach Wahrheit zu tun hatten.
Auch Augustin weist einen Zug großer Unduldsamkeit auf und nicht nur, wo es sich um dieses Problem handelt. Die Polemik ist seine starke Seite. Wer die „Bekenntnisse" aufmerksam liest, kann oft bemerken, welche Selbstbeherrschung Augustin sich auferlegt, um die nicht zu verdammen, die in kirchlichen Dingen anderer Meinung sind als er. Vieles muß seinem Temperament zugute gerechnet werden, denn er konnte sich später wohl einen anderen Gott wählen, aber keinen anderen Vater; er konnte wohl aus seiner Anschauung heraus, aber nicht aus seiner Haut. Dazu kommt, daß er seinen Gegnern durch seine große dialektische Begabung, die ebenso gefürchtet, wie viel bewundert war, weit überlegen ist. Seine ganze Denk- und Schreibart hat etwas ausgesprochen Talmudisch-Dialektisches. In den „Bekenntnissen" ist diese Dialektik, die sich oft in äußerster Spitzfindigkeit verliert, noch voll rhetorischer, schwunghafter Floskeln. Später verschmäht Augustin jeden rednerischen Schmuck, geht sehr viel sparsamer mit den

Worten um und drängt Frage und Antwort in knappeste Form; These und Antithese folgen sich wie der Donner dem Blitz, wie das Echo dem Schall. Er reiht in schroffer Kürze Gedanken an Gedanken, Perle an Perle, um die Kette seiner Beweisführung regelmäßig mit einer Hymne auf den Ewigen zu schließen. Denn er ist wahrhaft gottvoll — voll von Gott.

Jede Beobachtung wird ihm in den „Bekenntnissen" zum Problem und jedes Problem zum Quell neuer Gedanken. Jede neue geistige Erkenntnis bedeutet ihm nur ein weiteres Vordringen in das göttliche Wesen und Walten und jeder Schritt, der ihn der Gottheit näher bringt, treibt ihn zum Bekenntnis und zum Gebet. Im Gebet wachsen und spannen sich alle seine Kräfte aufs höchste; er fühlt in seiner Verzückung das tiefste Erleben und es erschließt sich ihm das Tor der Gottheit. Er wird eins mit Gottes Geist und Macht; er empfindet sich als einen Teil der großen Harmonie; er weiß von einem Licht, das nur sein Auge sieht; seine Seele breitet sich aus, sein Geist umfaßt die Unendlichkeit. In solchen Augenblicken der Gottversunkenheit fühlt der Asket, daß die Natur nichts als Staub ist. Er begeht dann den Irrtum, die Natur zu verachten, denn er fühlt nicht, daß wir nur durch die Natur emporsteigen können, die ein lebendiger Teil der Sphären ist. Ihm ist sie nur ein anderer Name für Leere und Schatten. Sie täuscht und berückt ihn nicht länger. Die Dinge

der Sinne erfüllen ihn nicht länger mit Sehnsuchtsträumen. Er freut sich nicht mehr an dem Glanz des wolkenlosen Himmels, nicht an dem Anblick des Meeres, nicht an den Formen und Farben der Berge und Täler. Er, der nur nach Gotteserkenntnis trachtet, schwelgt nicht mehr im Anblick von großen Werken, heroischen Taten und bedeutenden Menschen; erfreut sich nicht mehr am Anhören ihrer Gespräche, an der Betrachtung des Marionettenspiels ihrer Leidenschaften. Alles ist nur schimmernder Dunst, vergängliches Rauchgekräusel. Selbst die Freuden, die die Menschen edel und erhaben nennen, sind nur verfeinerte Sinnlichkeit, prangende Blüten der Selbstsucht. Liebe, Ruhm, Ehre — alles ist leer; flüchtiger Schaum auf dem Ozean der Zeit. Himmel, Sonne, Meer, Berge, Täler, alle Herrlichkeiten der Formen und Farben sind Schemen. Alles, was wir für Substanz hielten, ist nur Schatten. Für ihn gibt es weder Zeit, noch Raum, noch Wechsel; weder Nacht noch Tag; weder Hitze noch Kälte; weder Vergangenheit, noch Gegenwart, noch Zukunft. Es sind alles nur Formen und Namen der Formen und alle sind sie gleich nichtig. Gefühle und Handlungen der Menschen, noch so hehr, noch so edel, empfunden oder getan um eines andern als des ewigen Zweckes willen, sind nur Träume. Liebe und Haß, Schmerz und Freude, Hoffnung und Trauer — alle Gefühle des Selbst sind ihm Schatten. Er begrüßt den Tod als den Befreier aus diesem Schattenspiel, der ihm end-

lich den Weg freigibt, der zu der einzigen Wirklichkeit führt, zum All-Einen.

Wenn er von ihm spricht, bekommt seine Darstellung eine fortreißende Kraft und sein gewaltiges ethisches Pathos ergreift uns im tiefsten Innern. Sonst aber trägt die Sprache Augustins durchaus das charakteristische Gepräge der Zeit; einer Zeit, in der die lateinischen Prosaisten die Manieriertheit der griechischen Sophisten sklavisch nachahmten; einer Zeit, in der der berufsmäßige Rhetor seine dialektischen Sätze mit frostigen Wortspielen aufputzt und mit kalten Wortwitzen bestreut. Diese übertrieben rhetorische Form ist nicht nach unserem Geschmack. Der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts fühlt sich von manchen Gesuchtheiten und altertümlichen Geschraubtheiten abgestoßen, ist aber erstaunt, bei Augustin über das Wesen Gottes, die Wiedergeburtsidee, die Zweifelsucht, über den Ursprung des Bösen, die Freundschaft, über Bewußtsein und Gedächtnis, Zeit und Ewigkeit, den Begriff des Seins, die Sprache, die Strafe, die Lust an der Tragödie, kurz über ästhetische, philosophische und psychologische Fragen Gedanken zu finden, die durchaus modern anmuten. Ebenso wie uns auch Augustins religiöse Sprache aus allen Lieder- und Erbauungsbüchern vertraut ist; denn man redet und betet, ohne es zu wissen, mit seinen Worten. Aber nicht nur die herzbewegende Sprache des Gebets ist von ihm beeinflußt; auch der Sprachschatz des Alltags dankt ihm viele Wendungen, wie: „die betro-

genen Betrüger", „die verführten Verführer", „der hoffnungsvolle Knabe", „die Kette unserer Sterblichkeit", „die reiche Armut", „der schmachvolle Ruhm", „das verhaßte Geleier" u. v. a.

Soll man noch ein Wort über die Bedeutung Augustins sagen? Man weiß, daß seine Schriften eine außerordentliche weltgeschichtliche Wirkung hatten, und daß die Kirche — den Apostel Paulus und Luther ausgenommen — keine Persönlichkeit aufzuweisen hat, die sich mit Augustin messen könnte. Zu seinen Füßen haben die großen Geister vieler Jahrhunderte gesessen. Er ist der Einzige, der im frühen Morgenland große Ziele verfolgt und bedeutende Probleme aufgegriffen hat. Montaigne zitiert den „großen Heiligen" oft und mit Nachdruck. Man begegnet seinen Gedanken bei den bedeutenden Theologen und Mystikern, bei den kirchlichen Reformatoren und Dichtern des Mittelalters. Die großen Meister der Renaissance sind von ihm beeinflußt, vor allen Petrarca, der sich seines Exemplares der „Bekenntnisse" ja als Orakel bediente, wie Augustin einst der Bibel. Luther ist ohne Augustin nicht zu verstehen; denn er war der einzige, von dem Luther gelernt hat. Die Scholastik hat von ihm gelebt, ebenso wie die dogmatische Polemik des Mittelalters. Dieser Fürst der Kirchenväter — wie Pascal ihn nennt — ist eine der Hauptstützen des römischen Katholizismus.

Aber muß man denn erst alle großen Namen der Weltgeschichte aufführen und an alle bedeutenden

Epochen erinnern, um zu beweisen, daß Augustin sie alle beeinflußt und daß er mit gutem Grunde als ein Lebendiger durch fünfzehn Jahrhunderte geschritten ist? Man lese seine „Bekenntnisse" und man wird begreifen, warum diesem Buche noch manches Jahrhundert gehören wird.

Die Bekenntnisse des heiligen Augustin

Erstes Buch

Erstes Kapitel

Ruhm und Preis Dir, Ewiger, und Deiner Größe! Dein Lob ist ohne Ende. Die Fülle Deiner Kraft ist unerschöpflich und Deine Weisheit thront über jedem Maß. Und dennoch will der Mensch, dieses nichtige Geschöpf Deines Alls, Dich preisen. Dennoch will der Mensch, der unter dem Joch seiner Sterblichkeit seufzt, das er durch die Sünden seiner Hoffärtigkeit auf sich geladen, dennoch will dieses geringe Geschöpf Deines Alls Dich preisen. Du hast in ihm die Freude erweckt, Dich anzubeten. Du erschufst uns als Dein Eigentum, und nun ist unser Herz ruhelos, bis es Ruhe findet in Dir.

Erhelle mich, o Herr, und laß mich erkennen, was Dir wohlgefälliger ist: Dich erst anzurufen oder Dich zu preisen. Doch wer ruft Dich, der Dich nicht kennt? Wer Dich nicht erfaßt hat, könnte ja jedwed Ding anrufen. Oder willst Du angerufen sein, um erst erkannt zu werden? Wie sollte man aber ein Wesen anrufen, an das man nicht glaubt? Und wie soll man an ihn glauben, da er nicht verkündigt wor-

den! „Preisen werden ihn die, so ihn suchen". Und die ihn suchen, werden ihn finden. Und die ihn finden, werden ihn lobpreisen.
Ich will Dich suchen, o Gott, im Gebet, und Dich anrufen im Glauben: denn Du bist uns verkündigt worden. Kraft des Glaubens, o Herr, den Du mir geschenkt, rufe ich Dich an; kraft des Glaubens, den Du mir eingabst durch die Fleischwerdung Deines Sohnes und durch die Worte Deines Verkünders.

Zweites Kapitel

In welcher Zunge soll ich ihn anrufen, meinen Herrn und Schöpfer? Denn ich rufe ihn in mein Inneres, wenn ich meine Stimme zu ihm erhebe. Welches ist wohl die Stätte, wo Gott in mir ruht und wohin Gott kommt, der Himmel und Erde geschaffen hat? Es ist also eine Kraft in mir, Herr mein Gott, die Dich zu erkennen vermag? Erkennen Dich denn Himmel und Erde, die Du geschaffen, und in deren Bereich Du mich gesetzt? Oder erkennt Dich alles nur deshalb, weil ohne Dich nichts denkbar wäre? Und da auch ich nun bin, flehe ich zu Dir, daß Du mich mit Dir erfüllen mögest; denn ich wäre ja nicht, wenn Du nicht schon in mir lebtest! Noch bin ich nicht im Reiche der Schatten, und dennoch bist Du dort. Flüchtete ich zur Hölle, so wärst Du auch dort. Ich wäre nicht, mein Gott, wärst Du nicht in mir. Vielmehr: ich wäre nicht, wenn ich nicht in Dir wäre,

von dem und durch den alles kommt und durch den alles besteht. Wahrlich, so ist es, so ist es, o Ewiger! Wenn ich Dich anrufe, wohin erflehe ich Dich, da ich ja ruhe in Dir! Von welchen Orten solltest Du zu mir kommen? Müßte ich über Erde und Himmel wandern, um meinen Herrn zu finden und in mich zu bringen, der da gesprochen: „Ich bin es, der Himmel und Erde füllt"?

Drittes Kapitel

Erkennen Dich Himmel und Erde, weil sie voll sind von Dir? Oder bist Du nur zum Teil in ihnen, da sie Dich nicht ganz erfassen? Und über wem schüttest Du Deine Überfülle aus, wenn Himmel und Erde bereits erfüllt sind von Dir? Oder bedarfst Du keiner Form, die Dich vollkommen aufnimmt? Denn alle Formen, die Du umfassest, erfüllst Du, indem Du sie zusammenhältst. Aber nicht die Formen, die Dich umfassen, geben Dir feste Stetigkeit; würden sie auch zerbrechen, Du würdest dennoch bestehen. Und wenn Du Dich über uns ergießest, so liegst Du nicht danieder, sondern richtest uns empor; Du wirst nicht zersplittert, sondern Du sammelst uns.
Aber Du, von dem alles voll ist, erfüllst Du alles mit Deinem ganzen Wesen? Oder, weil nicht alle Dinge Dich in Deiner Ganzheit zu erkennen vermögen, erfassen sie nur einen Teil Deines Wesens und erkennen sie allesamt denselben Teil von Dir? Oder

erkennen Dich die einzelnen Geschöpfe nur zum Teil? Die Großen größere und die Geringen geringe Teile von Dir? Ist der eine Teil Deines Seins größer oder kleiner als der andere? Oder bist Du immerdar ganz und erkennt Dich niemand in Deiner allumfassenden Größe?

Viertes Kapitel

Was bist Du also, mein Schöpfer? Aber was frage ich! Was kannst Du anders sein, als mein Herr und Gott! „Denn wer ist Herr neben dem wahren Herrn und wer ist Gott außer Dir, unserem Gott?" Erhabenster, Gütigster, Machtvollster, Allgewaltigster, Erbarmungsreichster und Gerechtester, Verborgenster und Allgegenwärtiger, Lieblichster, Kraftvollster! Du stehst felsenfest und bist doch nicht erkennbar; Du Unwandelbarer wandelst alles; bist niemals jung, niemals alt; Du erneust alles und gibst die Hochmütigen der Vergänglichkeit preis, ohne daß sie es fassen. Du bist immer geschäftig, immer ruhig, geeint und bedürfnislos, tragend, erfüllend und behütend, wirkend, sättigend und beschließend und ewig suchend, obwohl Dir nichts ermangelt. Du bist die leidenschaftslose Liebe; Du bist der ruhige, milde Eifer; Deine Reue ist schmerzlos; Du zürnst mit Maßen; wandelbar sind Deine Werke, unwandelbar Deine Ratschlüsse; Du machst Dir zu eigen, was Du findest und erleidest doch nie Verluste; nie arm, freust Du Dich am

Gewinn; nie habgierig, forderst Du Tribut. Man leiht Dir, um Dich zum Schuldner zu machen — doch wer besäße etwas, was nicht Dein Eigen wäre! Du zahlst Schulden, die Du nie hattest; Du erläßt uns unsere Schuld und büßest dennoch nichts ein. Was aber bringe ich vor mit alledem, mein Gott, mein Leben, Du meine heilige Wonne! Welchen Wert haben überhaupt unsere Worte, wenn man von Dir redet! Und dennoch: Weh denen, die Dich verschweigen; ihr Schweigen ist gar zu beredt!

Fünftes Kapitel

Wer wird mir gönnen, zu ruhn in Dir! Wer mir helfen, daß Du in mein Inneres kommst und es ganz erfüllst, daß ich meiner Not nicht mehr gedenke und nur Dich als mein einziges Gut umfasse! Wieviel bist Du mir! Erbarme Dich mein, wenn ich mich unterfange, von Dir zu sprechen. Was bin ich Dir, daß Du Liebe von mir begehrst und Dein Zorn mir unendliche Pein androht! Wäre es denn nicht schmerzvoll genug, wenn ich Dich nicht liebte! Weh mir! Um Deiner allerbarmenden Liebe willen, eröffne mir, mein Herrgott, was Du mir bist. Sprich zu meiner Seele, ich bin Dein Schutz. Sprich, auf daß ich Dich höre. Sieh, mein Herz neigt sich lauschend Dir zu; tu es auf, o Herr, und rede zu meiner Seele: Ich bin Dein Schirm. Anbetend will ich diesem Rufe folgen und Dich erfassen. Verbirg

Dein Angesicht nicht vor mir; sterben möchte ich, um Dich zu schauen von Angesicht zu Angesicht.
Klein ist meiner Seele Heim, mach es groß, daß es Deine Wohnung sei. In Zerfall lag es, darum erneuere es. Gern bekenne ich, daß es voller Flecken ist, die Dein Auge kränken; wer wird sie entfernen? Wem sonst, wenn nicht Dir, darf ich zurufen: Reinige mich von heimlichen Fehlern und behüte Deinen Knecht vor dunkler Freveltat! Ich glaube, um deswillen rede ich, Du weißt es. Habe ich meine Schuld nicht bekannt, mein Gott, und hast Du mir nicht verziehen die Ruchlosigkeit meines Herzens? Ich rechte nicht mit Dir, denn Du bist die lauterste Wahrheit, und ich will mich nicht selber trügen; mich um meiner Sünde willen nicht selber belügen. Ich rechte nicht mit Dir, denn, würdest Du unserer Sünden gedenken, wer würde bestehen vor Dir, mein Gott?

Sechstes Kapitel

Ach, laß mich reden zu Dir, barmherziger Gott, der ich nur Staub bin und Asche. Laß mich reden! Denn siehe, es ist Deine Barmherzigkeit, auf die ich hoffe, nicht etwa ein Mensch, der meiner lacht. Vielleicht spottest auch Du meiner, dennoch wirst Du Dich mir zuneigen und Dich meiner erbarmen. Von nichts anderem laß mich reden, o mein Schöpfer, als daß ich nicht weiß, von wannen ich gekommen. Kam ich in ein sterbliches Leben oder in ein leibliches

Sterben! Es empfing mich der Trost Deines Erbarmens; so habe ich es von meinem leiblichen Vater erfahren, aus dem Du mich gebildet, und von meiner Mutter, in der Du mich hast werden lassen; denn ich selber weiß ja nichts davon. Dann ward mir das Labsal der Muttermilch zuteil. Aber Mutter und Ammen nährten ihre Brüste nicht durch eigene Kraft, Du warst es, der mir durch ihre Liebe die Nahrung meiner frühesten Kindheit spendete, gemäß Deiner Ordnung und Deiner Fülle, gemäß dem tiefen Sein der Dinge. Du machtest mich genügsam und denen, die mich speisten, flößtest Du den Willen ein, mir zu geben, was Du ihnen schenktest. Denn, dank der Liebe, die Du in sie pflanztest, gaben sie mir liebevoll von dem Überflusse, den Du ihnen gespendet. Und das Gute, das sie mir erwiesen, tat ihnen wohl; es stammte nicht von ihnen; sie waren nur die Mittler. Denn von Dir allein, mein Gott, kommt alles Gute, und alles Heil strömt mir zu von Dir.

Das alles erkannte ich erst sehr spät; erst als Du mich mahnend riefst durch innere und äußere Zeichen; denn in jener Frühzeit verstand ich nur Milch zu trinken, mit genießendem Behagen zu ruhen und, wenn mich Schmerzen quälten, zu weinen; sonst aber nichts.

Alsdann begann ich zu lächeln, im Schlaf erst und dann im Wachen. So hat man mir's erzählt, und ich habe es geglaubt, weil ich es auch bei anderen Kindern wahrgenommen habe. Allmählich empfand ich, wo ich war, und als ich meine Wünsche denen

offenbaren wollte, die sie erfüllen sollten, da vermochte ich es nicht; denn die Wünsche waren in mir, jene aber, die um mich waren, konnten sich mit keinem ihrer Sinne in meine Seele versetzen. Ich zappelte und schrie und gab durch die wenigen Zeichen, die meiner Unbeholfenheit entsprachen, meinen Wünschen nur unklaren Ausdruck. Und wurde mein Wille nicht erfüllt, weil man mich nicht verstehen konnte, so ward ich erbost auf die Erwachsenen, die mir nicht dienstbar, und auf die Freien, die mir nicht untertänig sein wollten. Durch Geschrei suchte ich mich an ihnen zu rächen. Dies ist Kinderart; so habe ich es an denen gesehen, die ich kennen gelernt, und daß ich ebenso war, haben sie mich in ihrer Unwissenheit besser gelehrt, als meine verständigen Erzieher.

Aber meine Kindheit ist längst dahin und ich lebe noch. Du aber, o Herr, der Du lebst von Ewigkeit zu Ewigkeit und der den Tod nicht kennt, weil Du vor Beginn aller Urzeiten warst und Herr und Schöpfer aller Werke bist — wie auf sicherem Grunde ruhen in Dir alle unbeständigen Dinge und alles Wandelbaren unwandelbarer Ursprung; in Dir leben die ewigen Ideen aller Vernunftlosigkeit und Zeitlichkeit. Sage mir, o Ewiger, mir, der um Dich ringt in heißem Flehen, habe Erbarmen und sage mir, ob meiner Kindheit bereits ein anderes Leben vorausging? Jenes etwa, das ich im Mutterleibe zubrachte? Denn auch davon hat man mir manches erzählt, und ich habe selbst viele schwangere Frauen gesehen. Was

war ich vor jener Zeit, mein lieber Gott? War ich überhaupt irgendwo oder irgendwer? Denn es gibt keinen, der es mir sagen könnte; weder Vater noch Mutter, weder die Erfahrung anderer, noch meine eigene Rückerinnerung. Lächelst Du gar ob solcher Frage und befiehlst Du mir, daß mir das wenige, das ich von Dir weiß, genügen müsse, um Dich zu preisen und anzubeten?

So will ich denn Zeugnis ablegen vor Dir, Herr des Himmels und der Erden, will Dir danken für meine Entstehung, für meine Kindheit, deren ich mich nicht mehr entsinne. Du hast dem Menschen die Gabe verliehen, von andern auf sich zu schließen, und der Aussage der Frauen in Hinsicht unserer ersten Lebensregungen fest zu vertrauen. Denn schon zu jener Zeit lebte ich und schon an meiner Kindheit Grenze suchte ich meine Empfindungen anderen durch Bewegungen kenntlich zu machen. Woher sonst kommt ein beseeltes Wesen, wenn nicht von Dir, o Gott? Gibt es jemanden, der die Kunst verstände, sich selbst zu erschaffen? Sprudelt anderswo ein Quell, aus dem uns Sein und Leben fließt, außer denn bei Dir, der Du uns geschaffen, bei dem kein Unterschied besteht zwischen ewigem und zeitlichem Leben? Denn Du bist Sein und Leben in uns. Du bist der Erhabenste, bist unveränderlich; in Dir findet das Heute und Morgen kein Ende, und dennoch findet es ein Ende, weil Du alles umfassest. Die Zeiten würden nicht in ihrer Ordnung dahingleiten, wenn Du sie

nicht zusammenhieltest. Denn da Deine Jahre endlos sind, sind sie ein immerwährendes Heute. Wieviel von unseren und unserer Väter Tagen gingen schon durch Dein ewiges Heute, erhielten von ihm ihr Gepräge und ihre jeweilige Art und wieviel zahllose Tage werden noch dahingleiten und ihre Bestimmung empfangen und ihr verschiedenfarbiges Dasein! Du aber bleibst, wie Du bist, und alles Künftige bis hin in die fernsten Zeiten, und alles Vergangene, das bis in Urzeiten zurückreicht, vollendest Du im Heute und wirst Du im Heute wirken. Was schiert es mich, wenn jemand dies nicht faßt! Möge auch der sich freuen, der da fragt: „Was heißt das!" Ja, er freue sich und möge Dich finden, wenngleich er Dich nicht erkennt, als daß er anderes fände, indem er wähnt, Dich erkannt zu haben.

Siebentes Kapitel

Erhöre mich, o Gott! Wehe über uns Sünder, spricht der Erdgeborene, und obwohl er sich mit Sünden beladen hat, erbarmst Du dich seiner, weil Du ihn geschaffen hast. Wer vergegenwärtigt mir die Sünden meiner Kindheit? Denn vor Dir ist niemand ohne Fehle, auch das Kind nicht, das nur einen Tag gelebt hat. Vermag jedes Kind mich an die Sünden zu erinnern, die meinem Gedächtnis entschwunden sind? Wodurch sündigte ich damals? Weil ich schreiend nach der Mutterbrust verlangte?

Schrie ich jetzt so gierig, wenn auch nicht nach der Mutterbrust, so doch nach der Nahrung, die meinem gegenwärtigen Alter entspricht, träfe mich dann nicht gerechter Weise Spott und Tadel? Folglich war ich auch damals tadelnswert; aber da ich die Rüge nicht verstehen konnte, war es gegen Brauch und Klugheit, mich zu strafen. Zwar, wenn wir älter werden, legen wir unsere Fehler ab. Denn noch nie sah ich einen Vernünftigen, der auch seine Tugenden ablegte. Aber konnte es damals gutgeheißen werden, daß ich schreiend etwas verlangte, was mir nur Schaden gebracht hätte, wenn es mir gewährt worden wäre? Oder denen zu zürnen, die mir nicht dienstbar sein wollten? Sich gegen freie und ältere Leute oder gegen die Eltern und viele andere aufzulehnen, die dank ihrer größeren Einsicht unsere kindischen Launen nicht willig befolgen; sie mit Hieben und Püffen zu traktieren, weil sie dem kindlichen Starrsinn nicht gehorchen konnten, ohne Schaden anzurichten? Also ist nur die Hilflosigkeit des Kindes unschuldig, nicht aber die Kindesseele. Ich selber beobachtete ein zorniges Kind; es konnte noch nicht sprechen und blickte doch schon bleichen, haßerfüllten Blickes auf seinen Milchbruder. Mütter und Ammen behaupten, daß sich solche Feindseligkeit gäbe und sich späterhin verlöre. Kann es aber kindliche Unschuld genannt werden, wenn ein Säugling sein hilfsbedürftiges Brüderchen, das doch ebenso auf die Muttermilch angewiesen ist, an der

warmen Quelle nicht dulden will, die für beide reichliche Nahrung spendet? Doch, man duldet solche Unart in blinder Zärtlichkeit, nicht als ob es bedeutungslos wäre, sondern weil man hofft, daß es sich mit den Jahren geben wird. Würde man aber bei einem älteren Menschen auf einen solchen Wesenszug stoßen, so würde man ihn nicht mit derselben Ruhe hinnehmen.

Du, mein Gott und Herr, der Du dem Kinde Leben gabst, das Du, wie wir sehen, mit Sinnen ausbildetest, das Du kunstreich fügtest, mit Schönheit schmücktest und in das Du alle Triebe eines lebendigen Wesen pflanztest, auf daß es sein Dasein unversehrt erhalte, Dein Wille gebietet mir, Dich um deswillen zu rühmen und zu preisen und Deinem Namen, o Erhabener, zu lobsingen, weil Du allmächtig und gütig bist, selbst wenn Du nur dies geschaffen hättest. Denn nur Du, dem alle Dinge ihr Sein verdanken, vermochtest diese Dinge zu bilden, Du Erhabenster, der Du alles so herrlich geschaffen und alles geordnet nach Deinem Gesetz. Jenes Alter also, o Herr, von dem ich nichts mehr weiß, da es mir nur durch die Glaubwürdigkeit anderer und durch die Beobachtung anderer Kinder vergegenwärtigt wird, will ich, obgleich meine Folgerungen vollen Glauben verdienen, nicht in das Leben einberechnen, das ich in dieser Zeitlichkeit lebe. Doch wenn ich sündigem Samen entsprossen und meine Mutter mich in Sünden empfing, o mein

Herrgott, sag es mir, ich flehe Dich an, wo oder wann war Dein Knecht sündenfrei?
Doch lassen wir jene Zeit ruhen; sie hat in meiner Erinnerung keine Spur zurückgelassen.

Achtes Kapitel

Bin ich nicht aus den Kinderjahren allmählich in das Knabenalter hineingewachsen? Folgte es nicht meiner Kindheit? Und dennoch ist sie nicht vergangen; wohin sollte sie auch entschwinden? Und dennoch war sie nicht mehr. Denn nunmehr war ich kein hilfloses Kind mehr, sondern ein Knabe, der Sprache mächtig. Ich erinnere mich noch gut daran und später erfuhr ich auch, woher ich die Sprache erlernte. Mich unterwiesen nicht etwa Erwachsene, indem sie mir nach einem bestimmten und klug angelegten Lehrplan Buchstaben und Worte vorsprachen; ich erlernte die Sprache vielmehr selbst, kraft des Geistes, den Du mir gegeben, mein Gott, wenn ich mit Seufzen, Stammeln und verschiedenen Gebärden die Gefühle, die mein Herz bewegten, mitteilen wollte, damit man meine Wünsche erfülle; aber da ich nicht fähig war, alles, was ich begehrte, auszudrücken, bildete ich mir vorher die Worte im Gedächtnis. Benannte man irgendein Ding und griff man zugleich danach, so merkte ich auf und hielt fest, daß der Gegenstand, der bezeichnet wurde, diesen und diesen Namen hatte. Daß man eben dies

damit zu erreichen suchte, besagten die Bewegungen des Körpers, die ja die Urnatursprache aller Völker sind, das Mienenspiel, die Blicke, die körperlichen Gebärden und der Ton, der am ersten offenbart, was die Seele begehrt und will, was sie ablehnt und flieht. So erfaßte ich allmählich die Worte in ihrer verschiedensten Bedeutung, in ihrer mannigfachen Anwendung, und bei ihrem mehrfachen Gebrauch wußte ich endlich, welche Dinge sich mit den Worten deckten. Durch sie drückte ich, da meine Mutter bereits mit meiner „Sprache" vertraut war, meine Wünsche aus. Auf diese Weise verständigte ich mich mit meiner Umgebung in Bezug auf die Bezeichnung der Willensäußerungen und schritt immer weiter dem Sturm des gesellschaftlichen Lebens entgegen; vorerst noch immer abhängig von der Autorität der Eltern und vom Willen der Erwachsenen.

Neuntes Kapitel

Gott, mein Gott! Wieviel Hohn wurde mir da zuteil und wieviel Spott! In den Knabenjahren wurde mir ans Herz gelegt, denen zu folgen, die mich ermahnten, damit ich vorwärtskäme und mich hervortäte durch rethorische Künste, eine Fertigkeit, die uns bei den Menschen trügerische Reichtümer verschafft. Dann wurde ich zur Schule geschickt, um die Wissenschaften zu erlernen, deren Wert ich Bedauernswürdiger nicht erkannte, obwohl

ich, wenn ich faul war, geschlagen wurde. Die Eltern hießen es gut, und viele, die vor uns lebten und die ihr Dasein ebenso hinbrachten, hatten uns dornenvolle Wege gebahnt, die wir Kinder Adams nun unter zwiefacher Pein und Not wandeln mußten. Wir begegneten aber Menschen, die Dich anbeteten, Ewiger, und von ihnen erfuhren wir, daß Du ein gar mächtiges Wesen seist, das unsere Bitten erhören und uns helfen könne, wenn auch in einer den menschlichen Sinnen verborgenen Weise. Da ich noch ein Knabe war, begann ich, Dich anzubeten, Du mein Herr und meine Zuflucht, und im Gebet, das ich zu Dir aufschickte, lösten sich die Bande meiner Zunge, und ich flehte zu Dir, obwohl ich klein war, mit großer Inbrunst, daß ich in der Schule doch keine Schläge bekäme; da Du mich aber nicht erhörtest, — was mir zum Segen ausschlug, — verhöhnten mich die Erwachsenen und meine Eltern, die doch nur mein Bestes wollten, ob der Haue, die ich bekam, und das schien mir damals ein großes und unerträgliches Leid.

O Herr, besitzt jemand eine so starke Seele und hängt mit so überschwänglicher Liebe Dir an, gibt es irgend jemanden — von den Einfältigen sei hier abgesehen — der so hoch gesinnt wäre und so demütig sich zu Dir bekennte, daß er die schrecklichsten Foltern, wie die Reckbank und die Stachelklaue, denen jedermann ängstlich zu entkommen sucht, gering genug einschätzte, um diejenigen verspotten zu können, die sich davor

fürchten und die davor zittern, wie unsere Eltern die Marterinstrumente verlachten, mit denen wir Knaben von den Lehrern gepeinigt wurden! Denn wir ängstigten uns davor und flehten zu Dir, uns damit zu verschonen, und dennoch sündigten wir, indem wir uns mit Schreiben, Lesen und Denken weniger beschäftigten, als es von uns verlangt wurde. Gedächtnis und Begabung fehlten uns nicht, o Herr; Du hattest uns für unsere Jahre hinreichend damit bedacht; aber die Lust am Spiel hemmte uns, und wir wurden von denjenigen bestraft, die selbst dergleichen trieben. Aber die Erwachsenen nennen ihre Spielereien „Geschäfte"; Knaben indessen, welche spielten, wurden von den Erwachsenen gezüchtigt; niemand erbarmte sich der Knaben, noch der Erwachsenen, noch beider. Hätte es ein gerechter Richter gebilligt, daß man mich schlug, weil ich als Knabe Ball spielte und dadurch am rascheren Fortschreiten in den Wissenschaften gehindert wurde, mit denen ich später noch häßlicher spielte! Und handelte derjenige anders, der mich schlug und dem, wenn er in irgend einem unbedeutenden Wortgeplänkel von einem gelehrten Rivalen besiegt wurde, die Galle weit eher überging, als mir, wenn mich ein Kamerad im Ballspiel übertraf?

Zehntes Kapitel

Und dennoch sündigte ich, Herr mein Gott, Ordner und Schöpfer des Alls, Du waltende Einsicht der Sünde. Ich sündigte, weil ich mich den Geboten der Eltern und Lehrer widersetzte. Denn später wurden mir die Wissenschaften, die ich auf Wunsch der Meinigen erlernen sollte, von großem Nutzen. Nicht in der Absicht, Besseres zu wollen, war ich unfolgsam, sondern aus Lust an Spielereien, aus Ehrgeiz nach siegreichen Wettkämpfen und aus Freude an phantastischen Geschichten, nach denen meine gereizten Ohren immer begieriger wurden, und endlich durch die brennende Neugierde, die mir immer mehr aus den Augen leuchtete und mit der ich die Komödien und Spiele der Alten verfolgte. Die Leiter solcher Spiele stehen in so hohem Ansehen, daß fast alle Eltern ihren Kindern ein gleiches Los wünschen; und dennoch lassen sie es gern geschehen, daß ihre Kinder gezüchtigt werden, wenn sie durch solche Spiele vom Studium abgelenkt werden, wodurch sie einmal dahin gelangen sollen, solche Schauspiele selbst aufzuführen. Sieh dies mit Erbarmen, o Herr, und erlöse uns, die Dich anrufen; erlöse auch die, die Dich nicht anrufen, auf daß sie Dich anbeten und Du sie erlösest.

Elftes Kapitel

Schon als Knabe hatte ich Kenntnis vom ewigen Leben, das uns verheißen ward durch die Demütigung unseres Herrn und Heilands, der herniederstieg zu uns Hoffärtigen; und ich ward mit dem Zeichen seines Kreuzes und mit dem Symbol des Salzes geweiht, schon vom Mutterleibe an, deren ganze Hoffnung Du warst. Du weißt, Herr, daß ich einst als Knabe plötzlich von einem so quälenden Magenkrampf gepeinigt wurde, daß ich sterbenskrank darniederlag. Du sahest, denn schon damals warst Du meine Zuflucht, mit welcher Inständigkeit und mit welchem Glauben ich die Taufe Deines Gebenedeiten, meines Herrgottes, von der innigen Liebe meiner Mutter und von Deiner Kirche, die unser aller Mutter ist, begehrte. Und meine Mutter, tief ergriffen, würde, weil sie auch mein ewiges Seelenheil als kostbares Pfand mütterlich in keuschem Herzen trug, eilends dafür gesorgt haben, daß ich durch die heiligen Sakramente geweiht und gesegnet würde, wenn ich nicht sehr bald genesen wäre. Deshalb wurde meine Entsühnung aufgeschoben, als müßte ich, wenn ich leben bliebe, noch tiefer der Sünde verfallen, denn nach der Taufe wäre die Schuld sündhafter Befleckung um so größer und gefährlicher gewesen. So war ich damals schon gläubig wie meine Mutter und unsere Familie, mit Ausnahme des Vaters, der indessen die Rechte mütterlich frommer Er-

ziehung mir gegenüber nicht derart begrenzte, daß er meinen Glauben an Christus beschränkt hätte, obwohl er selbst ein Heide war. Denn mit ängstlicher Sorge prägte mir die Mutter ein, daß Du, mein Herrgott, in weit höherem Sinne mein Vater wärest als er; und Du halfst ihr, den Gatten zu überwinden, dem sie, obgleich sie besser war als er, diente, um auch hierin Dir und Deinem Gebot zu folgen.

Laß mich wissen, o Gott, so es Dir gefällt, aus welchem Grunde damals meine Taufe aufgeschoben werden mußte; ob es mir zum Segen war, daß der Sünden Zügel gelockert wurden oder nicht? Warum hören wir auch jetzt noch da und dort ausrufen „Laßt ihn doch treiben, was er will, er hat ja die Taufe noch nicht empfangen". Wenn es sich um das leibliche Wohl handelt, sagt man keineswegs: „Laßt ihn nur sich Wunden holen; da er noch nicht genesen ist, kommt es ja auf einige Wunden mehr oder weniger nicht an!" Um wieviel besser wäre es gewesen, ich wäre rasch gesund geworden, und man wäre mit mir so verfahren, daß das wiedergewonnene Heil meiner Seele von Dir fortan behütet und beschützt gewesen wäre! Ohne Zweifel wäre es besser gewesen; aber wie zahlreiche und gewaltige Fluten der Versuchung auf mich eindringen würden, sah meine Mutter voraus und war eher bereit, mich preiszugeben, als ich noch gleichsam unbeseelter Ton war, als daß sie mich preisgegeben hätte, sobald ich ein fertiges Gebilde war.

Zwölftes Kapitel

Aber schon als Knabe, wo man weniger um mich besorgt war, als in meinen Jünglingsjahren, hatte ich eine Abneigung gegen das Studium und ich war erzürnt, daß ich gewaltsam dazu gedrängt wurde. Und dennoch tat man mir zu meinem Glücke Zwang an, und trotzdem handelte ich nicht gut. Ohne Zwang hätte ich wahrscheinlich nichts gelernt. Keiner aber handelt sittlich gut, der widerwillig handelt, auch wenn seine Handlung im Grunde gut ist. Auch die, welche mich zum Studium anhielten, handelten nicht gut; das Gute kam allein von Dir, mein Gott; denn jene betrachteten mein Studium nur als den Weg, die rastlose Gier nach armseligem Reichtum und schmachvollem Ruhme zu sättigen. Du aber, der die Zahl unserer Haupthaare kennt, wandeltest den Wahn derer, die mich zum Studium nötigten, zu meinem Nutzen; meine Lernfaulheit aber ließest Du mir zur wohlverdienten Strafe werden, der ich noch so jung und doch schon so sündig war. Du bezeigtest mir Gutes durch die, die mir Böses taten, und vergaltest mir meine eigene Schuld auf gerechte Art. Denn Du hast geboten, daß jeder ungebändigte Geist sich selber eine Last und Strafe sei.

Dreizehntes Kapitel

Warum mir aber, als ich ein Knabe war, das Griechische so unausstehlich war, ist mir noch immer nicht ganz klar. Denn das Lateinische hatte

ich recht liebgewonnen, zwar nicht durch die Elementarlehrer, sondern erst später durch die Grammatiker. Denn die Anfangsgründe im Lesen, Schreiben und Rechnen des Lateinischen waren mir ebenso verhaßt, wie alles Griechische. Woher stammte dies sonst, wenn nicht aus der sündhaften Eitelkeit des Lebens, die mich zu Fleisch werden ließ und zu Dunst, der vorüberzieht und nicht wiederkehrt? Denn die Anfangsgründe, durch die es mir möglich wurde und ist, Geschriebenes zu lesen und meine Gedanken auszudrücken, waren entschieden nützlicher, als jene Lehrstunden, in denen ich gezwungen wurde, die Irrfahrten eines Äneas auswendig zu lernen, worüber ich meine eigenen Irrfahrten vergaß, und den Tod der Dido zu bejammern, während ich Elendester trockenen Auges blieb, als ich, vertieft in diese nichtigen Dinge, von Dir, o Gott, abfiel. Gibt es etwas Bedauernswürdigeres als einen Kranken, der mit sich selbst kein Mitleid hat und der den Tod der Dido beweint, den sie um ihrer Liebe willen zu Äneas fand, während ihm sein eigener Tod nicht nahegeht, den er erleiden muß, da er Dich nicht liebte; Dich, o Gott, Du Erleuchter meines Herzens, Du Lebensspeise, Du Kraft, die meine Seele und den Schoß meiner Gedanken befruchtet? Ich liebte Dich nicht und war treulos gegen Dich, und meine Treulosigkeit wurde überall gutgeheißen, denn die Freundschaften dieser Welt bedeuten Treulosigkeit gegen Dich; aber diese ist so allgemein geworden,

daß man sich seiner Treue fast schämt. Allein darüber trauerte ich nicht; ich beklagte nur Dido, weil sie „durch blutigen Dolch ihr Ende gefunden"; ich fiel ab von Dir und hielt es mit den Geringsten Deiner Geschöpfe, hielt es mit dem Staub, der sich mit Staub mengt. Und hätte man mir diese Lektüre verboten, so hätte es mich geschmerzt, diese schmerzerregenden Geschichten nicht lesen zu dürfen. Diese Torheiten hielt man für ehrenbringendere und dankbarere Studien, als den Elementarunterricht, dem ich Lesen und Schreiben verdanke.

Nun aber ertöne Deine Stimme in meiner Seele, mein Gott, und Deine Wahrheit künde: daß jener erste Unterricht bei weitem nutzbringender war. Denn wahrlich! weit lieber wüßte ich nichts von den Irrfahrten des Äneas und ähnlichen Geschichten, als daß ich Lesen und Schreiben mißte! Ein Vorhang schließt die Türen der gelehrten Schulen; aber er verhüllt kein ehrfurchtheischendes Geheimnis, sondern eine Fülle Irrtümer. Darum brauchen die Toren ihr Geschrei nicht mehr wider mich zu erheben; ich fürchte sie nicht mehr, da ich Dir, mein Gott, alle Wünsche meiner Seele offenbare und im Verwerfen meiner krummen Wege Ruhe finde, um fortan Deine geraden Wege zu wandeln. Die da mit dem Lehrstoff der höheren Schulen Handel treiben, erheben überflüssigerweise ihr Geschrei gegen mich; denn wenn ich ihnen die Frage vorlege, ob Äneas wirklich, wie der Dichter sagt, einst nach Karthago ge-

kommen sei, so werden die Ignoranten sagen, sie hätten keine Ahnung, und die Gelehrten, es sei nicht wahr. Allein, wenn ich frage, wie der Name Äneas geschrieben wird, so werden alle, die es gelernt haben, richtig antworten, weil nun einmal die Bedeutung der einzelnen Buchstaben bei den Menschen allgemein feststeht. Ferner, wenn ich frage, welches von beiden Dingen man in diesem Leben eher vergessen dürfe: das Lesen und Schreiben oder jene dichterischen Phantastereien, so wird jeder, der nicht vollkommen denkschwach ist, wohl wissen, was er zu antworten hat.

Ich sündigte also, da ich als Junge jenes unnütze Zeug mehr liebte, als diese nützlicheren Kenntnisse oder vielmehr, daß ich diese verabscheute, jene aber vorzog. Das „Eins und eins sind zwei, zwei und zwei sind vier usw." war mir ein verhaßtes Geleier; das hölzerne Pferd aber, voll Bewaffneter, Trojas Brand und gar Kreusas Schatten ergötzten meinen Geist in hochwillkommener Weise.

Vierzehntes Kapitel

Warum haßte ich denn aber die griechische Literatur, die die gleichen Gesänge bietet? Denn auch Homer verstand es, solche Märchen geschickt zusammenzureimen und auf eine recht unterhaltsame Art eitle Künste zu treiben, und dennoch war er mir im Knabenalter widerwärtig. Möglich, daß es den

griechischen Knaben mit dem Virgil ebenso geht, wenn sie gezwungen sind, ihn so zu lesen, wie ich den Homer. Natürlich verleidete mir die Schwierigkeit, eine vollkommen fremde Sprache zu erlernen, alle Schönheiten der griechischen Sagen. Ich verstand ja von jenen Worten gar nichts und mußte erst mit harten Drohungen und Strafen eifrig angetrieben werden, sie zu erlernen. Allerdings hatte ich in meiner frühesten Kindheit vom Lateinischen ebensowenig verstanden; immerhin habe ich es durch bloßes Zuhören rasch begriffen, ohne daß mir erst bange gemacht und Qual zugefügt wurde; ich erlernte es vielmehr unter den Liebkosungen der Amme, unter Lust und Scherz und heiterem Spiel. Ich erlernte das Lateinische, ohne die unangenehme Belästigung dräuender Schulmeister, da mein eigenes Herz mich antrieb, die empfangenen Eindrücke wiederzugeben; und das vermochte ich nur, indem ich nicht in der Schulstunde, sondern während der Unterhaltung einige Worte aufgriff und so meinerseits mitzuteilen lernte, was ich empfand.

Daraus ergibt sich, daß ungefesselte Wißbegier beim Lernen früchtetragender ist, als ein schreckeinjagender Zwang. Dieser hemmt nach Deinem Gesetz den inneren Trieb, o Gott. Deinem Gesetz dienen sowohl die Ruten der Lehrer wie die Qualen, die die Märtyrer auszustehen haben. Deine Gesetze mischen uns eine bittere Arznei in den Kelch, die uns an Dich gemahnt und die uns gesunden läßt von der ver-

derbenbringenden Lust, durch die wir von Dir abfielen.

Fünfzehntes Kapitel

O Herr, erhöre mein Gebet, daß meine Seele nicht erlahme unter Deiner Zucht, und daß ich nicht müde werde, die Werke Deines ewigen Erbarmens zu bekennen, durch die Du mich vor verderblichen Wegen behütet hast; daß ich empfinde, wie weit lieblicher Du bist, als alle Verführung, der ich folgte; daß ich Dich mit all meinen Kräften liebe und mit der ganzen Inbrunst meines Herzens nach Deiner Hand greife; daß Du mich erretten mögest aus allen Versuchungen bis an mein Ende. Denn nur Dir und Deinem Dienste, o Herr, mein König und Gott, sei alles Gute geweiht, das ich einst als Knabe erlernt; Dir diene immerdar mein Reden, Schreiben, Lesen, Rechnen. Denn als ich eitle Dinge lernte, nahmst Du mich in Deine Obhut und vergabst mir meine Sünden und meine Lust an diesen Nichtigkeiten. Freilich habe ich auch dabei manches nützliche Wort gelernt; aber bei der Beschäftigung mit weniger Törichtem hätte ich ebensoviel gelernt; das ist der sichere Weg, den die Knaben einschlagen sollen.

Sechzehntes Kapitel

Aber wehe Dir, Du Strom menschlicher Gewohnheit und alten Herkommens! Wer kann gegen Dich schwimmen? Wann wirst Du versiegen? Wie

lange noch werden Deine Wellen die Kinder Evas hinaustragen in das große, schreckliche Meer, das kaum diejenigen glücklich durchsegeln, die das Schiff der Kirche bestiegen haben! Von Dir mitgerissen, las ich von Jupiter, dem Donnerer und Buhler. Zwar war er zu beidem unfähig; derlei wurde nur erdichtet, daß man sich auf seine Autorität berufen könne, um wirklich zu ehebrechen, wobei der falsche Donnerer den Kuppler machen mußte. Wer aber von den Lehrern, die in ihren Talaren einherstolzieren, kann es ruhigen Ohres anhören, wenn ein Staubgeborener ausruft: „Ersonnen hat dies Homer, Menschliches gab er den Göttern; hätte er Göttliches lieber auf uns übertragen!" Mit mehr Recht könnte man wohl behaupten, daß Homer das alles zwar erdichtet, aber sündhaften Menschen göttliche Attribute beigelegt habe, damit ihre Laster nicht als Laster betrachtet würden, und damit jeder, der ihnen fröhnte, nicht Übeltätern sondern Göttern nachzueifern schiene. Und doch werden die Menschen mitsamt dem Schulgeld in dich hineingeschleudert, du Höllenstrom, damit sie solches Zeug lernen. Und es gilt noch als großes Ereignis, wenn ein Stück öffentlich auf dem Forum gespielt wird, und die Gesetze billigen dem Dichter außer den Einnahmen obendrein noch sicheres Honorar zu. Und Du schlägst an einen Fels, und Deine Wellen rauschen auf und sprechen: „Hier lernt man Worte drechseln, hier lernt man die Rhetorik, die zum Beschwatzen und Herumdeuteln notwendig

ist." Wir würden nicht das Geringste verstehen vom „goldenen Regen", vom „Schoß der Danae", von „Trug", „Himmelstempel" und was derartige Ausdrücke mehr sind, wenn nicht Terenz einen jungen Tunichtgut auftreten ließe, der sich Jupiter, den er in einem Wandgemälde erblickt, zum Vorbild seiner Buhlerei nimmt, „wie sich Jupiter einst als Goldregen in den Schoß der Danae ergoß und das Weib betrog". Und nun merk auf, wie er sich selbst gewissermaßen unter der Anleitung des Donnerers zur Unzucht anreizt: „Welch ein Gott, der doch die hohen Himmelshallen erbeben läßt! Und ich schwaches Menschenkind sollte der Wollust nicht erliegen? Ich erlag ihr gern und hatte viel Freude daran." Sicherlich wurden durch solche Schändlichkeiten die Worte mit größerer Leichtigkeit gelernt; aber zugleich wurde man auch mit der Schändlichkeit vertraut. Ich klage die Worte nicht an, die nur erwählte und kostbare Gefäße sind, sondern den Wein, der uns trunken machte, uns auf Irrwege führte und uns von berauschten Lehrern gereicht wurde. Tranken wir nicht, so bekamen wir Keile und es war kein nüchterner Richter da, an den wir uns hätten wenden können. Und dennoch habe ich das alles, o Gott, vor dessen Angesicht ich mich gelassen an all das erinnern kann, gern gelernt, habe meine rechte Freude dran gehabt und bin eben deshalb ein „hoffnungsvoller Knabe" genannt worden, ich Elender.

Siebzehntes Kapitel

Mein Gott, laß mich auch noch erwähnen, mit welchen Albernheiten ich mein Talent, Dein gnadenreiches Geschenk, vergeudete. Man hatte mir eine Aufgabe gestellt, die mich nicht wenig beunruhigte und mich sowohl mit Ehrgeiz als auch mit Furcht vor Schande und Schlägen erfüllte. Ich sollte nämlich die Rede der Juno rezitieren, die zornerfüllt darüber klagt, daß sie den Trojanerkönig nicht von Italien fernzuhalten vermag; Worte, die ich die Juno natürlich nie habe sprechen hören. Wir wurden gezwungen, den Spuren der dichterischen Phantasie nachzugehen und in Prosa vorzutragen, was der Dichter in Versen gesagt hat. Der sollte der Lobenswerteste sein, dessen Vortrag die Affekte des Zornes und des Schmerzes der geschilderten Person möglichst getreu wiedergab, in Worten, die dem dichterischen Gedanken möglichst nahekamen. Weshalb, o Gott, der Du mein wahrstes Leben bist, mußte gerade ich mit meinem Vortrag mehr Beifall finden, als meine Kameraden und Mitschüler? War das nicht alles bloßer Dunst? Dein Lob, o Herr, wie es die heiligen Schriften verkünden, hätte den schwachen Baum meines Herzens aufrichten müssen; er wäre nicht durch nichtige Possen entwurzelt und eine schmähliche Beute der Mächte geworden, die unter dem Himmel herrschen. Ach, auf vielerlei Art kann man den abtrünnigen Geistern opfern.

Achtzehntes Kapitel

Was Wunder, daß ich mich in Eitelkeiten verlor und mich immer mehr und mehr von Dir entfernte, mein Gott, da mir Menschen als Vorbilder dienen sollten, die vor Scham vergehen wollten, wenn sie irgendwelche keineswegs schlimmen Dinge aus ihrem Leben erzählten und wegen eines plumpen und ungelenken Ausdrucks sehr getadelt wurden, die aber, wenn sie ihre Schelmenstücke in tadelloser und wohlgesetzter Rede schwungvoll und graziös wiedergaben, reichlich belobt wurden! Du siehst dies, o Herr, und Du schweigst langmütig, Du Barmherziger und Wahrhafter. Wirst Du aber immer schweigen? Jetzt schon rettest Du die Seele vor dem furchtbaren Abgrund; ziehst den Geist, der Dich sucht und der nach Dir lechzt zu Dir empor und das Herz, das da spricht: „Einst habe ich Dein Antlitz gesucht, o Herr, und wieder suche ich Dein Angesicht". Denn von Deinem Angesichte ist verbannt, wer in finsteren Leidenschaften verstrickt ist. Weder äußerlich noch räumlich entfernen wir uns von Dir oder kehren zu Dir zurück. Brauchte etwa Dein verlorner Sohn Pferde, Wagen oder Schiffe? Ist er mit sichtbaren Flügeln davongeflogen? Ist er eilenden Fußes in die Fremde gezogen, um dort zu verprassen, was Du ihm als ein liebreicher Vater zur Zehrung gabst? Aber Du warst weit liebevoller, als Du ihn mit Mühsal beladen heimkehren ließest. Drum ist ein Leben

in weltlicher Lust gleich einem Wandel in wilder Leidenschaft, gleich ewigem Fernsein von Dir.
Schaue mit Deiner gewohnten Langmut darauf herab, o Gott, mit welcher Sorgfalt der Mensch die Buchstaben- und Silbengesetze, die ihm vergangene Geschlechter überliefert haben, beachtet, während er Deine ewigen Regeln über das ewige Heil geringschätzt. Jemand, der mit der alten Regel der Aussprache vertraut ist, würde weit mehr mißfallen, wenn er gegen den Sprachgebrauch anstatt „homo" „omo" sagen würde, als wenn er entgegen Deinen Geboten einen Menschen haßte, der doch sein Bruder ist. Und dennoch ist es so, als hielte man einen persönlichen Feind für verderbenbringender, als den Haß in der eigenen Seele, oder als fügte man durch Verfolgungen einem anderen Menschen schwereren Schaden zu, als durch das Gefühl des Hasses der eigenen Brust zugefügt wird. Sprachliches Wissen gründet nicht tiefer als der Vorwurf des Gewissens, daß wir einem andern ein Leid zufügen, das wir selber nicht gern erdulden wollen.
O Gott, Du allein bist groß und thronst in erhabener Verborgenheit und in heiligem Schweigen, und strafest nach Deinem nimmerrastenden Gesetze sündhafte Begierden mit Blindheit. Wenn ein Mensch nach oratorischen Ehren giert und seinen Feind vor dem irdischen Richter und den lauschenden Zuhörern mit grimmigem Haß angreift, so wird er sich wohl hüten, sich zu versprechen und etwa zu sagen „unter

der Mensch" — aber er wird in seinem Hasse ohne Scheu einen Menschen töten unter den Menschen.

Neunzehntes Kapitel

Auf der Schwelle dieser Schule lag ich armer Knabe, und auf diesem Kampfplatz war es, wo ich mich ungeheuer in acht nahm, einen Sprachschnitzer zu machen. Dagegen nahm ich mich aber keineswegs in acht, meinen Neid zu unterdrücken, wenn Andere weniger Fehler machten als ich. Vor Dir mein Gott bekenne ich frei, wodurch ich Lobsprüche bei denen erntete, denen zu gefallen damals mein höchster Ehrgeiz war. Denn ich sah nicht den Abgrund des Elends, in den ich geworfen ward. Wer konnte vor Deinen Augen noch schändlicher dastehen als ich, der sogar jenen Menschen mißfiel, weil ich aus bloßer Lust am Spiel und durch die Sucht, jene Komödien zu sehen und sie dann, spielsüchtig erregt, nachzuahmen, durch zahlreiche Lügen den Erzieher täuschte und die Lehrer und Eltern trog! Auch Keller und Tisch der Eltern bestahl ich aus Naschsucht oder auch, um den Knaben ihr Spielzeug, das ihnen dieselbe Freude machte wie mir, abschachern zu können. Und in diesen Spielen erschlich ich mir oft auf trügerische Weise Gewinn und Sieg, von der eitlen Begierde nach Ruhm vollkommen beherrscht. Nichts war mir unsympathischer, nichts tadelte ich mehr, wenn ich jemanden erwischte, der eben das tat, was auch ich

anderen zufügte; wenn man mich selber aber dabei ertappt hatte, schlug ich lieber Lärm, als daß ich mich ergeben hätte. Ist das kindliche Unschuld? Nein, nein, mein Herrgott. Denn an die Stelle von Erziehern und Lehrern, von Nüssen, Murmeln und Spatzen traten im Lauf der Jahre Statthalter und Könige, Geld, Gut und Sklaven; und aus den einstigen Ruten wurden später schwere Strafen. Du, unser König, hast uns also im Bilde der Kindheit nur die Demut symbolisieren wollen, als Du sagtest: „Ihrer ist das Himmelreich!"

Zwanzigstes Kapitel

Aber dennoch gebührt Dir Dank, Herr, erhabener und allgütiger Schöpfer und Lenker der Alls, hättest Du mir auch nur die Kinderjahre geschenkt. Denn auch damals lebte ich und empfand, und mein Selbsterhaltungstrieb und meine Gesundheit waren ein Beweis der geheimnisvollen Einheit, der ich entsprossen war. Mein angeborenes Gefühl wachte über die Unversehrtheit meiner Sinne, und in kleinen Dingen und Fragen hatte ich immerhin Freude an der Wahrheit. Ich ließ mich nicht täuschen, mein Gedächtnis war sehr gut, ich war gewandt im Vortragen, genoß fröhliche Freundschaftsstunden und floh den Schmerz, den Mißmut und die Dummheit. Wie ist doch in einem lebendigen Wesen alles so wunderbar und herrlich!

Aber alle diese Gaben kommen von Gott, nicht von mir. Alles war gut, woraus mein Wesen bestand. Folglich war auch mein Schöpfer gut, denn er selbst ist mein Gut, und ihm danke ich jauchzend für alle guten Gaben, die meine Knabenjahre erfüllten. Darin sündigte ich, daß ich nicht in ihm suchte, was erfreut, erhebt und warhaft macht, sondern in seinen Geschöpfen; darum erlitt ich auch Pein, wurde haltlos und ging irre. Dank Dir, Du meine Wonne, meine Ehre und Zuversicht, mein Gott, Dank für Deine Gaben! Erhalte sie mir! Denn so wirst Du mich erhalten, wirst wachsen und reifen lassen, was Du mir gegeben hast, und ich selbst werde in Dir mein Dasein beschließen, denn auch das Dasein hast Du allein mir geschenkt.

Zweites Buch

Erstes Kapitel

Nun will ich der einst begangenen Verfehlungen und sinnlichen Lüste gedenken, nicht weil ich sie noch liebe, sondern, weil mich die Liebe zu Dir, mein Gott, dazu antreibt. Liebe zu Deiner Liebe ist es, die mich in schmerzvoller Erinnerung noch einmal alle jene nichtswürdigen Wege wandern läßt, damit Du mir um so lieber werdest! Denn Deine Liebe ist nie treulos; in ihr ist Glück und Frieden. Ich will mich aufraffen aus meiner Kraftlosigkeit, die mich zu einem zerrissenen, fahrigen Menschen gemacht hatte, weil ich mich von Dir, dem Alleinen, abgewendet hatte, um mich an die Buntheit der wechselvollen Welt zu verlieren. Als ich ein Jüngling war, entbrannte ich in sinnlicher Begierde, lechzte nach höllischen Genüssen und gab mich in wechselnden und tagscheuen Liebesfreuden der Verlotterung hin. Mein Leib magerte ab und ich verfiel vor Deinen Augen, da ich mir selber schmeichelte und den Menschen gefallen wollte.

Zweites Kapitel

Lieben und geliebt zu werden, war das einzige, was mich erfreute. Aber es blieb nicht bei der seelischen Liebe; ich kam von den sonnigen Wegen der Freundschaft ab. Aus dem Schlamm der Wollust, aus dem Quell meiner Mannbarkeit, stieg ein Brodem auf und umnebelte mein Herz, daß es den strahlenden Glanz der Liebe nicht mehr von der finsteren Sinnenlust zu unterscheiden vermochte. Beides wogte und wallte wirr durcheinander und riß mich schwachen Jüngling in den Abgrund des Liebestaumels und stürzte mich in den Sündenstrudel hinab. Da entbrannte Dein Zorn über mir, und ich wußte es nicht. Das Kettengeklirr meiner Sterblichkeit hatte mich zur Strafe für meinen Hochmut ganz betäubt. Ich entfernte mich immer mehr von Dir, und Du ließest mich gewähren. Ich trieb mich herum, vergeudete meine Kräfte in steter und wilder Ausschweifung — Du aber schwiegst. Oh, Du meine spät erkannte Liebe! Du schwiegst damals und ich kam immer mehr und mehr von Dir ab, und mehr und mehr häufte ich in stolzer Verworfenheit und in ruheloser Erschöpfung unfruchtbare Saat, aus der nur Schmerzen entstehen konnten.

Ach, wer meinem Jammer eine Grenze gesetzt und dem flüchtigen Reiz des Wechselvollen ein Ziel gegeben hätte, daß die wilden Wogen meines jungen Blutes an den Strand der Ehe getragen worden

wären, wo ich wenigstens darin hätte Befriedigung finden können, Dein Gebot der Fortpflanzung zu befolgen! Denn auch unserem Geschlecht, das dem Tode geweiht ist, erstehen Nachkommen, o Herr, und mit sanfter Hand linderst Du den Stachel der Begierde, auch außerhalb Deines Paradieses. Denn Deine Allmacht ist uns immer nah, wenn wir auch fern sind von Dir. Hätte ich nur andächtiger Deiner Stimme gehorcht, die aus den Wolken erdröhnte: „Solche werden leibliche Drangsal haben; ich aber schone eurer gern", und „es ist für den Menschen gut, kein Weib anzurühren", und „wer ehelos ist, der sorgt nur für das, was des Herrn ist, wie er ihm gefalle; wer aber freit, sorgt für das, was weltlich ist, wie er dem Weib gefallen möge". Hätte ich diesen Worten aufmerksamer gelauscht, so würde ich um des Himmelreiches willen meine Wollust getötet haben, hätte darauf geharrt, durch Deine himmlischen Umarmungen beglückt zu werden.

Aber ich Unseliger brauste auf, verließ Dich und ward willenlos fortgerissen von den Fluten; ich übertrat alle Deine Gebote; aber ich entrann Deiner Zuchtrute nicht. Welchem Sterblichen gelänge es? Denn Du warst mir stets nahe und in gnädigem Zorn träufeltest Du den Wermut der Gewissenspein in meine verbotenen Freuden, damit ich lernen sollte, reinen Gewissens Freuden nachzujagen, die ich aber nirgends sonst fand, als bei Dir, Herr, der Du uns durch Schmerzen belehrst; der Du verwun-

best, um uns zu heilen; und der Du uns tödlich trifft, damit wir nicht sterben fern von Dir.
Wohin war ich gekommen! Wie fern und fremd war ich der Wonne Deines Hauses, als mich damals, im sechzehnten Jahre meines leiblichen Seins, die wildeste Ausschweifung in Fessel schlug, deren williger Sklave ich wurde. Unerlaubt nach Deinem Gesetze, erlaubt sie sich zur Schmach der Menschen alles. Meine Angehörigen dachten aber nicht daran, mir, dem Gefallenen, durch ein eheliches Band festen Halt zu geben; ihre ganze Sorge lief darauf hinaus, mich möglichst gut und fortreißend reden zu lehren.

Drittes Kapitel

In jenem Jahre hatte ich meine Studien unterbrochen und war vom benachbarten Madaura, wo ich meine wissenschaftliche und rhetorische Ausbildung empfing, zurückgekehrt. Nunmehr wurden die Vorbereitungen zu einem längeren Aufenthalt in Karthago getroffen, was ich freilich mehr dem Ehrgeiz meines Vaters, als seinem Wohlstand verdankte; denn er war nur ein geringer Bürger von Thagaste. Aber wem erzähle ich das? Nicht etwa Dir, mein Gott! Ich erzähle es vor Deinem Angesicht nur meinen Mitmenschen, dem Menschengeschlechte, und mag der Leserkreis meines Buches noch so klein sein. Weshalb es geschieht? Damit ich und jeder meiner Leser daran gemahnt werde, aus

welcher Tiefe man Dich rufen muß. Denn was ist Deinem Ohr geneigter, als ein schuldbekennendes Herz und ein gläubiges Leben!

Alle lobten sie damals meinen leiblichen Vater, weil er für den Sohn, der in der Ferne seinen Studien obliegen sollte, bedeutende Kosten aufwenden wollte, die weit über die Kraft seines Vermögens gingen. Viele ungleich wohlhabendere Bürger brachten ihren Kindern kein solches Opfer. Um die Entwicklung meiner Frömmigkeit und Keuschheit kümmerte sich mein Vater herzlich wenig; wenn ich nur „gebildet" und „beredt", oder vielmehr verdreht war, mein Gott, Du einzig wahrer und gütiger Herr meines Herzens, Deines Ackers.

Als ich aber in jenem sechzehnten Jahre des Geldmangels wegen Schulferien machen mußte und zu Hause müßig ging, da überwucherten mich die Dornen der Sinnlichkeit, und niemand riß sie aus.

Im Gegenteil! Als mich mein Vater einst im Bade in der Vollkraft der Mannbarkeit und stürmischen Jugend erblickte, freute er sich schon auf Enkel und erzählte es frohgemut meiner Mutter, in der Trunkenheit, in der diese Welt Dich, ihren Schöpfer, vergißt und statt Deiner die Geschöpfe liebt, berauscht von dem unsichtbaren Wein ihres verkehrten, auf das Gemeine gerichteten Strebens. Aber im Herzen meiner Mutter hattest Du bereits einen Tempel errichtet und ein heiliges Heim zu erbauen begonnen, während der Vater erst seit kurzem Katechumen war.

Daher zitterte sie in frommer Furcht und Angst, und obwohl ich noch nicht zu den getauften Gläubigen gehörte, fürchtete sie doch schon, ich könnte die Irrwege gehen, die diejenigen wandeln, die Dir den Rücken zukehren und nicht das Antlitz.

Weh mir! Und ich erkühne mich, zu sagen, Du hättest geschwiegen mein Gott, als ich mich immer mehr von Dir abwandte! Schwiegst Du damals tatsächlich? Waren es nicht vielmehr Deine Worte, die mir durch den Mund der Mutter, die Dir fromm ergeben war, immer wieder ins Ohr klangen? Und doch drang keines in mein Herz, daß ich es befolgt hätte. Ich erinnere mich, daß sie, vom eifrigsten Willen beseelt, mich oft ermahnte, keine Unzucht zu treiben und besonders keine Ehefrauen zu verführen. Ich hielt das für Weibergeschwätz und hätte mich geschämt, darauf zu hören. Ich wußte nicht, daß diese Ermahnungen von Dir kamen. Ich glaubte, Du schwiegest und nur sie rede, während Du doch durch ihren Mund zu mir sprachst. Ich aber, ihr Sohn, der Sohn Deiner Magd, ihr Knecht, verachtete Dich in ihr. Allein ich wußte es nicht und raste in so blinder Leidenschaft weiter, daß ich mich vor meinen gleichaltrigen Kameraden schämte, wenn ich weniger lasterhaft war als sie. Ich hörte sie ihrer Schandtaten sich rühmen, und je schmachvoller sie waren, desto mehr prahlten sie damit. Und so reizte mich nicht nur die Freude an der Wollust, sondern auch der Ehrgeiz. Nichts ist verwerflicher als das Laster; um aber

nicht getadelt zu werden, ergab ich mich dem Laster immer mehr, und wenn ich mit den Verworfenen nicht gleichen Schritt halten konnte, bezichtigte ich mich der Schändlichkeiten, die ich gar nicht begangen hatte, nur um ihnen in meiner Unschuld nicht verächtlich zu erscheinen und ob meiner Keuschheit nicht verlacht zu werden.

Siehe, das waren die Genossen, mit denen ich mich in den „Straßen Babels" umhertrieb; ich wälzte mich in ihrem Kot wie in köstlichen Spezereien und duftenden Salben. Und als ich mitten drin stak, trat mich der unsichtbare Feind mit seinen Füßen noch tiefer hinein und verführte mich, weil ich mich verführen ließ. Und selbst meine Mutter, die schon aus „Babels Mitte" geflohen war, und nun langsamer fortschritt, hielt mich zwar zur Keuschheit an, unterließ es aber, das, was sie von ihrem Gatten über mich gehört hatte, und was mir für die Gegenwart so verderblich, für die Zukunft aber geradezu gefährlich werden konnte, in die Schranken des Ehelebens zu lenken, wenn es nicht mit der Wurzel ausgeschnitten werden konnte. Sie unterließ es aus Sorge, die Fessel der Ehe könne meinen Aussichten hinderlich werden; nicht den Aussichten auf die künftige Welt, auf die meine Mutter hoffte, sondern den Plänen auf eine wissenschaftliche Laufbahn, auf die beide Eltern großes Gewicht legten; der Vater, weil er so gut wie gar nicht an Dich, an mich aber nur mit Eitelkeit dachte; die Mutter, weil sie wähnte,

die Gelehrtenlaufbahn würde mich nicht hindern, sondern vielmehr fördern, Dich zu finden. So vermute ich wenigstens, wenn ich mir den Charakter der Eltern, so gut ich kann, vergegenwärtige. Auch im Spiele ließ man mir zu große Freiheit, und anstatt die Zügel mit Maß anzuziehen, ließ man sie vollkommen schleifen, so daß ich mich in allerlei Leidenschaften verlor. Überall herrschte Finsternis, die das strahlende Licht Deiner Wahrheit vor mir verschloß, und „wie aus fettem Boden wucherte meine Sünde auf".

Viertes Kapitel

Ohne Zweifel, o Herr, verbietet Dein Gesetz den Diebstahl ebenso, wie das Gesetz, das eingeschrieben im Menschenherzen steht und das selbst die Ungerechtigkeit nicht auszutilgen vermag. Denn wer selbst ein Dieb ist, sieht nicht gelassen zu, wie ihn ein anderer bestiehlt. Selbst der Reiche duldet den Diebstahl nicht, der auch durch die bitterste Not veranlaßt wäre. Ich aber wollte einen Diebstahl begehen und ich stahl auch, obwohl mich weder Not noch Bedürftigkeit dazu trieben, sondern nichts als Abscheu vor der Gerechtigkeit und Lust an der Sünde. Ich stahl, was ich selbst im Überfluß und weit besser besaß; ich wollte mich nicht am gestohlenen Gut erfreuen, sondern am Stehlen und Sündigen selbst.
In der Nähe unseres Weinberges stand ein Baum, der voller Früchte hing, die weder durch ihre Schön-

heit, noch durch ihren Geschmack besonders verlockend waren. Um ihn zu plündern, begaben wir Schandbuben uns einst in tiefer Nacht zu dem Baume — denn so lange hatten wir, unserem schlimmen Brauche huldigend, beim Spiel zugebracht — und trugen nun ungeheure Mengen Obst davon; nicht, um es uns schmecken zu lassen, sondern um es den Schweinen vorzuwerfen. Wir verzehrten kaum etwas davon; wir wollten lediglich tun, was uns gelüstete und was verboten war. Schau in mein Herz, o Gott, schau in mein Herz, dessen Du dich erbarmt hast, da es in tiefem Abgrunde lag. Möge es Dir bekennen, was es dort suchte; ich sündigte um nichts und ohne irgend etwas dadurch erreichen zu wollen; meine Sünde ging einfach aus reiner Bosheit hervor. Sie war verdammenswert und ich liebte sie; ich liebte mein Verderben; ich liebte meine Sünde; nicht den Zweck meiner Sünde, sondern die Sünde selbst. Wahrlich, eine schmachvolle Seele, die sich von Deiner Grundfeste trennte und ihrem Untergang zueilte; der die Schande nicht ein Mittel war, um etwas zu erreichen, sondern Selbstzweck.

Fünftes Kapitel

Das Auge weidet sich an schönen Gestalten, an Gold und Silber und ähnlichen Dingen; die angenehme Empfindung des sinnlichen Gefühls beruht auf einer gewissen Sympathie der Körper; so haben

auch alle übrigen Sinne ihre entsprechenden Eigentümlichkeiten. Auch zeitliche Ehre, Herrschergewalt und Oberhoheit haben ihren eigenen Reiz, aus dem ja der Trieb nach Freiheit entspringt. Aber indem wir nach diesen Gütern streben, dürfen wir Dich nicht verlassen und von Deinem Gesetz abweichen. Auch das irdische Leben hienieden besitzt einen besonderen Zauber durch eine gewisse Anmut und Harmonie mit allem Erdenschönen. Auch Menschenfreundschaft ist ein kostbares Band, da es viele Seelen vereint. Um all dieser Dinge willen wird aber gesündigt, wenn wir aus übertriebener Bewertung diese geringen Güter die besten und höchsten Güter preisgeben, nämlich Dich, unseren Herrgott, Deine Wahrheit und Dein Gesetz. Zwar bieten uns auch jene geringen Dinge manche Freude dar, aber nicht wie Du, mein Gott, der alles geschaffen hat; denn die Gerechten freuen sich des Herrn und er ist die Wonne derer, die frommen Herzens sind.

Fragt man also danach, aus welcher Ursache ein Verbrechen begangen wurde, so gibt man sich erst zufrieden, wenn man das Verlangen nach jenen Gütern, die ich geringwertig nannte, als Grund nachweisen kann oder auch die Furcht, sie einbüßen zu müssen. Und diese Güter sind schön und wertvoll, wenn sie auch neben den höheren beseligenderen Gütern verwerflich und gemein sind. Warum hat der Mörder einen Menschen erschlagen? Er begehrte dessen Weib oder Gut; oder er wollte rauben, um

davon zu leben; oder er fürchtete, der andere würde ihn um diese Dinge bringen; oder er war beleidigt und brannte vor Rachgier. Beging er den Mord etwa ganz grundlos, aus bloßer Lust am Morden? Das klingt unglaublich. Selbst von jenem wahnsinnig grausamen Menschen wird als Ursache seiner nutzlosen Tyrannei und unsinnigen Mordgier das geschichtliche Wort überliefert: „Meine Hand und mein Geist sollen nicht in Untätigkeit erschlaffen.“ Aber warum? Was war sein Grund? Um sich durch dies verbrecherische Treiben Roms zu bemächtigen; Ehre, Macht und Reichtum zu erlangen; sich nicht länger vor den Gesetzen fürchten zu müssen, und von der mißlichen Lage befreit zu werden, in die ihn sein zerrüttetes Vermögen und das Bewußtsein seiner zahlreichen Verbrechen gebracht hatte. Also selbst Catilina liebte nicht seine Greueltaten, sondern jene Dinge, um derenwillen er sie beging.

Sechstes Kapitel

Was aber liebte ich Elender an dir, Diebstahl, nächtliche Schandtat meines sechzehnten Lebensjahres? Schön warst du nicht, denn du warst ein Diebstahl. Hast du denn überhaupt ein Sein, daß ich dich anrede? Das Obst, das wir stahlen, war schön, weil Du es geschaffen hattest, Du Allerschönster, Schöpfer aller Dinge, gütiger Gott, mein höchstes und wahrstes Gut; das Obst war schön; aber

um deswillen begehrte es meine elende Seele nicht; denn ich selbst besaß reichliches und besseres Obst. Ich pflückte jenes nur, um zu stehlen. Das abgepflückte Obst warf ich ja hinweg, mich lediglich an meiner Sünde freuend und an ihrem Genuß mich labend; denn wenn ich von jenem Obst auch etwas genossen habe, es schmeckte nur, weil es gestohlen war.

Und nun, Herr mein Gott, was freute mich so an jenem Diebstahl? Es war nichts Schönes an ihm und nichts Anziehendes; er zeichnete sich weder durch Klugheit aus, noch durch Gerechtigkeit; ganz zu geschweigen von Geist, Gedächtnis, Sinnenreiz und sinnlichem Leben, die allesamt Vorzüge des Menschen sind; in ihm war nichts von dem Glanz der Gestirne, die den Himmel schmücken; nichts von Land und Meer, die da erfüllt sind von lebendigen Wesen, bei denen ein ewiges Vergehen und Werden herrscht; ja, meine Tat besaß nicht einmal den unwahren trügerischen Reiz, durch den uns die Sünde gewöhnlich lockt.

So äfft der Stolz die Erhabenheit nach, während doch Du allein, o Gott, erhaben über allem thronst. Wonach trachtet der Ehrgeiz anders, als nach Ehre und Ruhm? Und doch gebührt Dir allein Ehre und Ruhm bis in die Ewigkeit. Gestrenge Machthaber wollen gefürchtet sein; aber wer ist in Wahrheit zu fürchten, außer Gott? Was kann Deiner Macht entzogen oder entrissen werden? Wann oder wo oder

wie oder von wem! Die Schmeicheleien der Frohgelaunten wollen gefallen, aber es gibt nichts Lieblicheres als Deine Huld, und keine Liebe ist heilsamer, als die Liebe zu Deiner überaus schönen und lichtvollen Wahrheit. Die Neugier gibt sich gern als Wißbegier aus, wo Dein Wissen allein doch vollkommen ist. Ja selbst Unwissenheit und Torheit hüllen sich in den Mantel der Einfalt und Unschuld, während Dir, o Herr, an wahrer Unschuld und Einfalt niemand gleichkommt. Was wäre unschuldsvoller als Du, denn die Taten der Bösen strafen sich ja selbst. Trägheit gibt sich als Seelenruhe aus; aber stete Ruhe ist allein in Dir. Üppigkeit möchte gern Fülle und Genüge heißen; aber die wahre Fülle und der unerschöpfliche Reichtum wahrer unvergänglicher Liebe bist nur Du allein. Die Verschwendung umgibt sich mit dem Schein der Freigebigkeit; aber der reichste und wahrhafteste Spender alles Guten bist Du. Habsucht möchte gern vieles besitzen, Du aber besitzest alles. Der Neid streitet um den Vorrang, wer aber überragte Dich! Der Zorn lechzt nach Rache; wessen Vergeltung ist aber gerechter als Deine! Die Furcht wacht angstvoll über die Sicherheit der Dinge, die uns teuer sind und zittert vor ungewohnten und schadenbringenden Ereignissen. Was ist Dir ungewohnt! Was unvorhergesehen! Wer trennt Dich von dem, was Du liebst! Und wo ist wahre Sicherheit, wenn nicht bei Dir! Die Traurigkeit grämt sich über den Verlust dessen, woran die Begierde sich

ergötzte, denn sie möchte, daß ihr nichts entrissen werde, wie Dir nichts entrissen werden kann.
So übt die Seele Treubruch, wenn sie sich von Dir abwendet und außer Dir sucht, was sie klar und rein nur findet, wenn sie zu Dir zurückkehrt. Alle, die sich von Dir entfernen, äffen Dir auf schlechte Weise nach und erheben sich gegen Dich. Aber auch indem sie Dich nachahmen, beweisen sie, daß Du der Schöpfer aller Dinge bist, und daß es deshalb vollkommen unmöglich ist, sich von Dir zu trennen.
Was liebte ich also an jenem Diebstahl? Und worin ahmte ich, wenn auch auf verkehrte und sündhafte Weise, meinen Herrn nach? War es etwa die Lust, durch Betrug dem Gesetz zuwiderzuhandeln, weil ich nicht die Macht besaß, mich offen dagegen aufzulehnen? Ein Gefangener, der sich die eingebüßte Freiheit durch ungestrafte Ausübung des Verbotenen vortäuscht, haschte ich nach einem finsteren Afterbild Deiner Allmacht, indem ich straflos verübte, was nicht erlaubt war. Siehe, so handelte der Knecht, der seinen Herrn verließ, um einem Schatze nachzujagen. O Verderbtheit! Widersinn des Lebens, Abgrund des Todes! Konnte mich Verbotenes locken, nur weil es verboten war?

Siebentes Kapitel

Wie soll ich es dem Herrn vergelten, daß mein Gedächtnis sich all dessen noch erinnert und meine Seele darob nicht mehr erzittert? Ich will Dich

lieben, Herr, Dir danken und Deinen Namen preisen, da Du mir alle meine Sünden und Missetaten vergeben hast. Deiner Gnade und Barmherzigkeit danke ich es, daß Du meine Sünden hinwegschmelzest, wie Eis. Deiner Gnade danke ich es, wenn ich manches Böse unterließ; denn was hätte ich nicht tun können, da ich das Böse um seiner selbst willen liebte? Und nun bekenne ich: Du hast mir alles erlassen; sowohl die Sünden, die ich aus eigenem Antrieb begangen, als auch die anderen, die ich nur dank Deiner Führung unterlassen habe. Kann ein Mensch, eingedenk seiner Schwachheit, es wagen, seine Unschuld und Reinheit der eigenen Kraft zuzuschreiben und Dich weniger zu lieben in der Meinung, er bedürfte Deiner Barmherzigkeit nicht, die Du an all den Sündern übst, die zu Dir zurückkehren? Denn wer, von Dir gerufen und Deiner Stimme gehorchend, all das vermieden hat, was ich in diesen meinen Erinnerungen und Bekenntnissen von mir erzähle, verlache mich nicht, daß ich durch denselben Arzt von meiner Krankheit geheilt worden bin, dem er es zu verdanken hat, wenn er gesund geblieben oder weniger krank gewesen ist; er möge Dich ebenso, ja noch viel inniger lieben, da er mich durch ebenden von dem tiefen Siechtum meiner Sünde befreit sieht, der ihn davor behütete, in gleiche Schmach zu verfallen.

Achtes Kapitel

Welchen Gewinn brachten mir Elendem damals diese Dinge, an die ich jetzt nur errötend zurückdenke, und besonders jener Diebstahl, an dem ich nur das Stehlen liebte, da er selbst ja sinnlos war und ich durch ihn nur noch elender ward! Trotzdem, allein hätte ich ihn nie begangen; ich erinnere mich meiner damaligen Sinnesart sehr wohl; nein, allein hätte ich nie gestohlen. Folglich reizte mich auch die Gesellschaft derer, mit denen ich die Tat beging; es lockte mich also außer dem Diebstahl noch etwas anderes und im Grunde genommen wiederum auch nichts anderes, denn auch jene waren ein Nichts. Was heißt denn wirklich Sein und Nichtsein? Nur der kann es mich lehren, der meinen Geist erhält und seine Schatten verjagt. Weshalb kommt es mir in den Sinn, zu fragen, zu forschen und Betrachtungen anzustellen! Hätte mich damals nur das gestohlene Obst und sein Genuß gelockt, und wäre dies alles gewesen, so hätte ich den Diebstahl auch allein ausführen können, um alsdann meine Lust zu stillen, und ich hätte nicht des Reizes der Mitschuldigen bedurft, um den Genuß meiner Begierden zu erhöhen. Da mich aber jenes Obst gar nicht reizte, so hatte ich Freude an der Tat selbst und an der Gesellschaft meiner mitschuldigen Kameraden.

Neuntes Kapitel

Was war nun jener Trieb meines Herzens? Er war sicherlich überaus schändlich und wehe mir, daß er mich erfüllte. Allein, was war er? Wer durchschaut die Freveltat? Schadenfreude war es, gleichsam ein inneres Hohnlachen, daß wir die betrogen, die uns einer solchen Tat nicht für fähig hielten und deren strengen Verboten wir stracks zuwiderhandelten. Weshalb hatte ich aber in Gesellschaft eine größere Freude an der Tat? Vielleicht, weil man nicht gern allein lacht. Das mag wohl ein Grund sein; indessen kommt es vor, daß zuweilen auch der Einzelne, der fern von allen Menschen ist, in ein Gelächter ausbricht, wenn ihm etwas besonders Lustiges einfällt oder sein Inneres bewegt. Aber allein hätte ich es sicherlich nicht getan, allein ganz bestimmt nicht. Sieh, mein Gott, vor Deinem Angesicht ersteht in meiner Seele die lebendige Erinnerung. Allein hätte ich jenen Diebstahl nicht begangen, bei dem mich nicht das gestohlene Gut freute, sondern der Diebstahl selbst; allein hätte ich an der Tat kein Vergnügen gehabt und ich würde sie nicht verübt haben. O Freundschaft, die nur Feindseliges wirkt! Unerklärliche Verlockung der Seele! Scherz und Spaß, der nur auf Schaden ausgeht! Lust zu schädigen, ohne gewinnen zu wollen! Spiel ohne Rachsucht! Nur weil sie rufen: „Kommt, laßt uns was anstiften", schämt man sich nicht seiner Schamlosigkeit und folgt.

Zehntes Kapitel

Wer löst diesen vielfach verworrenen und verwickelten Knoten? Er ist häßlich; hinweg mit ihm! Ich will ihn nicht länger sehen. Dich allein will ich im Auge behalten, Gerechtigkeit und Unschuld, die Du schön bist und herrlich in heiliger Klarheit, die Du Sättigung gewährst ohne Ende. Bei Dir ist wahre Ruhe und ein Leben ohne Trübsal. Wer zu Dir eingehet, „gehet ein zu seines Herrn Freude"; der hat nichts mehr zu fürchten und ist am besten aufgehoben bei dem Allerbesten. Ich bin abgefallen von Dir, mein Gott; bin in meiner Jugend nur allzuoft in die Irre gegangen, bin abgekommen von Deinem festen Grunde und bin selber ein darbendes Land geworden.

Drittes Buch

Erstes Kapitel

Als ich nach Karthago kam, umbrausten mich von allen Seiten die Wogen schändlicher Liebeshändel. Ich liebte noch nicht, sehnte mich aber nach Liebe und grollte mir aus einem tieferen Liebesbedürfnis heraus, weil ich so wenig liebebedürftig war. Aus Sehnsucht nach Liebe suchte ich den Gegenstand meiner Liebe und haßte den Weg der geruhsamen Sicherheit, der mir keine Hindernisse bot. Im Innersten hungerte ich zwar nach Dir, mein Gott, der Du die Nahrung der Seele bist; aber ich empfand diesen Hunger nicht und es gelüstete mich nicht nach unvergänglicher Speise; nicht weil ich von ihr gesättigt gewesen wäre; im Gegenteil! sie widerstand mir um so mehr, je weniger ich davon genossen hatte. Drum erkrankte meine Seele und schwärenbesät stürzte sie sich nun in die Außenwelt, nach sinnlichen Genüssen lechzend. Aber man würde ja auch das Sinnliche nicht lieben, wenn es nicht beseelt wäre.

Liebe und Gegenliebe waren meine Wonne, um so

mehr, wenn ich die Geliebte auch körperlich besaß. So trübte ich den Quell der Freundschaft durch den Schlamm der sinnlichen Lust; ihren strahlenden Glanz verdüsterte ich durch höllische Leidenschaften; und so schlecht und ehrlos ich auch war, ich brüstete mich noch in meiner grenzenlosen Eitelkeit mit feinen und vornehmen Manieren. Ich stürzte mich in die Liebe, deren Fessel ich tragen wollte. Du aber, barmherziger Gott, hast mir in Deiner Güte meine Lust mit Galle getränkt. Denn ich wurde geliebt und geriet unversehens in den Taumel des Genusses und ließ mich freudig von schmerzlichen Banden umstricken, um dann gepeitscht zu werden mit den glühenden Eisenruten der Eifersucht, des ewigen Argwohns, der steten Furcht, des Zorns und der Zwietracht.

Zweites Kapitel

Auch die Schauspiele der Bühne rissen mich hin, die ganz erfüllt waren von den Bildern meiner Qual und dem Zündstoff meiner Leidenschaft. Wie kommt es, daß der Mensch dort beim Anblick trauriger und tragischer Szenen Schmerzempfindungen sucht, die er selbst niemals erleben möchte? Und doch will er sich als Zuschauer schmerzlich erregen lassen, da ihm der Schmerz ein Vergnügen bereitet. Ist das nicht bemitleidenswürdige Torheit? Denn je mehr jemand von solchen Leidenschaften beherrscht wird, desto mehr ergreifen sie ihn. Hat er selbst Schmerzen

zu tragen, nennt man sie „Leid"; erleidet er sie mit anderen, so nennt man sie „Mitleid". Aber was soll das Mitleid, wo es sich nur um dargestellte Dichtungen handelt? Der Zuschauer wird ja nicht aufgefordert zu helfen; er wird nur zum Schauspiel des Schmerzes eingeladen, und je mehr Schmerz er empfindet, desto bedeutender dünkt ihn der Darsteller dieser Rolle. Werden jene Geschichten historischen oder erdichteten menschlichen Leides so dargestellt, daß der Zuschauer nicht vom Schmerz bewegt wird, so geht er verdrießlich und gelangweilt fort; wird er aber im hohen Grade schmerzlich ergriffen, so bleibt er gespannt sitzen und weint vor lauter Vergnügen.

Sucht und liebt man also auch Tränen und Schmerzen? Sucht nicht vielmehr jeder Mensch nur die Freude? Wenn auch niemand gern leidet, ist man doch gern mitleidig. Und weil auch dies ohne Schmerz nicht möglich ist, liebt man vielleicht dieserhalb den Schmerz. Das aber entspringt der Freundschaftsquelle. Wohin eilt diese Quelle? Welchen Lauf nimmt sie? Warum verliert sie sich in dem wilden Pechstrom, der den entsetzlich aufzischenden Gischt scheußlicher Begierden kochend emporträgt, in den die Quelle sich, durch ihren eigengebahnten Weg abgelenkt und hinabgestürzt von himmlischer Klarheit, verwandelt und verkehrt?

Soll man deshalb das Mitleid verachten? Keineswegs. Mag man zuweilen auch die Schmerzen lie-

ben. Aber hüte dich, meine Seele, vor Befleckung; begib dich in den Schutz Gottes, des Gottes unserer Väter, des in alle Ewigkeit Gepriesenen und Erhabenen — hüte dich vor Befleckung! Auch jetzt bin ich ja nicht ohne Mitleid. Damals im Theater freute ich mich aber mit den Liebenden, wenn sie durch Intriguen zum Liebesgenuß gelangten, obwohl das Ganze ja nur gespielte Komödie war. Wenn sie einander verloren, erfüllte mich Trauer, als empfände ich Mitleid mit ihnen; beides aber machte mir Vergnügen. Jetzt aber bemitleide ich eher den, der sich am Laster erfreut, als den, der sich einer harten Prüfung unterworfen glaubt, weil ihm verderbenbringende Lust entgangen ist und er ein elendes Glück einbüßt. Dies ist wahres Mitleid, in dem der Schmerz nicht zum Genuß wird. Denn obgleich uns das Gebot der Nächstenliebe das Mitleid zur Pflicht macht, wäre es dem von aufrichtigem Mitgefühl Durchdrungenen lieber, er hätte keinen Grund zur Trauer. Gäbe es ein übelwollendes Wohlwollen, was unmöglich ist, so würde am Ende der, der ein wahrhaft aufrichtiges Mitleid hegt, wünschen, daß es Leidende gäbe, damit er jemanden zu bemitleiden habe. So gibt es also Schmerzen, die man billigen, aber keine, die man lieben kann. Du aber, unser Herrgott, der Du die Seelen liebst, hegst ein weit reineres und unvergänglicheres Mitleid und Erbarmen, als wir, denn Dich quält kein Schmerz. Welcher Mensch ist dazu wohl imstande?

Ich Elender liebte aber damals den Schmerz und suchte nach einer schmerzerregenden Ursache, und deshalb gefiel mir in der fremden, verlogenen und gaukelrischen Welt des Schauspiels der Darsteller am besten, der mir die meisten Tränen entlockte. Was Wunder, daß ich armes Schaf, das von seiner Herde abgeirrt und Deiner Obhut überdrüssig geworden war, von häßlicher Räude befallen wurde! Daher also meine Liebe zum Schmerz; nicht solchem Schmerz, der tiefer ging — denn was ich gern sah, hätte ich nicht auch gern erlebt! — sondern der mich, da er ja erdichtet war, nur ganz oberflächlich berührte. Und doch trug ich wie die, die sich mit den Nägeln zerkratzen, brennende Schwülste, eiternde Wunden und ekelerregende Fäulnis davon. Dies war mein Leben, o Gott; aber war dies noch ein Leben zu nennen?

Drittes Kapitel

Aber von fern umschwebte mich Deine treue Barmherzigkeit. Wie tief fraß sich die Sünde in mich hinein! Wie folgte ich frevelhaftem Fürwitz, der mich zum Abfall von Dir verleitete, mich zu trügerischen Abgründen führte und willenlos in die Umgarnungen der bösen Geister lockte, denen meine Missetaten willkommene Opfer waren. Und in alledem erkannte ich Deine Zuchtrute. Selbst während des feierlichen Gottesdienstes erfrechte ich mich, in der Kirche fleisch-

lichen Lüsten zu fröhnen und nach dem Genuß todbringender Früchte zu trachten. Deshalb hast Du mich mit schweren Strafen heimgesucht, die freilich noch gering waren im Vergleich mit meiner Schuld, Du mein großer Erbarmer, mein Gott, der Du meine Zuflucht warst inmitten schrecklicher Gefahren, unter denen ich mich übermütigen Hauptes umhertrieb, aus Freude an flüchtiger Freiheit bereit, mich weit von Dir zu entfernen und meine Wege zu gehen, aber nicht die Deinen.

Auch meine wissenschaftlichen Studien, die man für ehrenvoll hielt, hatten ihren Reiz für mich; besonders im Hinblick auf die öffentlichen Rechtsstreitigkeiten, bei denen ich um so mehr Lob zu ernten hoffte, je trügerischer ich zu reden verstehen würde. So groß ist die Blindheit der Menschen, daß sie sich sogar ihrer Blindheit rühmen. Schon tat ich mich in der Rhetorschule hervor, worüber ich eine große Freude empfand. Vor Hochmut und Stolz hatte ich mich ordentlich gebläht. Immerhin war ich noch einer der Maßvolleren — Du weißt es ja, o Herr — und ich beteiligte mich nicht an den Streichen der Lüstlinge — dieser ruchlose und teuflische Name war gleichsam das Merkmal feiner Lebensart — immerhin verkehrte ich mit ihnen in aller Schamlosigkeit, erfreute mich eine Zeitlang ihrer Freundschaft, machte aber ihre Streiche nie mit, jene Untaten, durch die sie der frommen Einfalt Unerfahrener Fallen stellten, um sie darin zu fangen und um sie

dann aus purer boshafter Schadenfreude noch obendrein zu verhöhnen. Nichts ist den Handlungen der teuflischen Mächte ähnlicher; den Namen „Lüstlinge" führen sie also mit Fug und Recht. Im Innersten verderbt und zerrüttet, waren sie selbst die unbewußten Opfer der Truggeister, von denen sie in derselben Weise heimlich verführt und geneckt wurden, in der sie andere zu verhöhnen und zu verführen suchten.

Viertes Kapitel

In solcher Gesellschaft beschäftigte ich mich, damals noch unmündig, mit dem Studium der Rhetorik, in der ich mich auszuzeichnen trachtete, von eitler und verwerflicher Absicht geleitet; nur um menschlicher Aufgeblasenheit zu fröhnen. Da gelangte in dem gewöhnlichen Verlauf des Studiums das Buch eines gewissen Cicero in meine Hände, dessen Sprache weit mehr bewundert wird, als dessen Geist. Jenes Buch enthielt eine Ermahnung, Philosophie zu treiben, und trug den Titel „Hortensius". Dies Buch wandelte meine Gesinnung, wandte mein Gebet Dir zu, o Herr, und gab meinen Wünschen und Sehnsüchten eine andere Richtung. Plötzlich sanken alle meine eitlen Hoffnungen in sich zusammen, und mit unglaublicher Inbrunst sehnte ich mich nach unsterblicher Weisheit, und ich begann, mich emporzurichten, um zu Dir zurückzukehren. Denn als ich, neunzehnjäh-

rig, zwei Jahre nach dem Tode meines Vaters, für das Geld, das mir meine Mutter für meine Sprachstudien schickte, das Buch erstand, las ich es nicht, um meine Sprache zu vervollkommnen. Nicht der Stil, sondern der Inhalt hatte mich gewonnen.
Wie entbrannte ich nunmehr, o mein Gott, wie sehr entbrannte ich, mich über alles Irdische emporzuschwingen zu Dir; und ich wußte nichts von Deinen Absichten. Bei Dir nur ist Weisheit. Die Liebe zur Weisheit aber, die jenes Buch in mir entfachte, heißt in griechischer Sprache „Philosophie". Es gibt aber auch Menschen, die die Philosophie als Verführungsmittel benutzen, indem sie ihre Irrtümer mit großartigen, prunkenden und ehrenvollen Namen schmücken und ausstaffieren; alle früheren und zeitgenössischen Philosophen werden in dem Buche genannt und charakterisiert. Und deutlich zeigt sich hier die heilsame Mahnung des Geistes, die Du durch Deinen getreuen und frommen Knecht ausgesprochen hast: „Sehet zu, daß euch niemand beraube durch die Philosophie und lose Verführung nach der Menschen Lehre und nach den Satzungen der Welt und nicht nach Christi; denn in ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit." Damals kannte ich, wie du, o Licht meines Herzens, wohl weißt, diese Worte des Apostels noch nicht. Jene Mahnung erfreute mich aber insofern, als ich mich durch sie darin bestärkt sah, nicht dieser oder jener Philosophenschule zu folgen, sondern die Weisheit selbst zu lieben, zu suchen,

sie zu ergründen und an ihr festzuhalten, welcher Art sie auch sein mochte. Jenes Buch hatte mich mächtig ergriffen und entzündet; nur dämpfte es meine hohe Begeisterung, daß ich den Namen Christi nicht darin fand. Denn nach Deiner Barmherzigkeit, o Herr, hatte mein Herz schon in zartester Kindheit den Namen meines Erlösers mit der Muttermilch eingesogen und sich unvergeßlich eingeprägt, und wo jener Name fehlte, mochte es noch so gelehrt, gewandt und wahr sein, es hätte mich nicht vollkommen hinreißen können.

Fünftes Kapitel

So beschloß ich denn, mich in die heilige Schrift zu vertiefen, um sie genau kennen zu lernen. Und siehe, ich erkannte, daß sie den Hoffärtigen unerforschlich bleibt und den Kindern dunkel; daß sie Eingangs gering und unscheinbar aussieht, im Fortschreiten aber erhaben wird und von Geheimnissen umwallt. Und ich war nicht fähig, sie zu durchdringen oder ihr gekrümmten Rückens zu folgen. Denn damals, als ich die Schrift las, empfand ich noch nicht, was ich heute sage; die Schrift schien mir eines Vergleichs mit Cicero ganz unwürdig. Meiner Aufgeblasenheit widerstrebte ihr maßvoller Geist, und mein Verstand drang nicht in ihre Tiefe. Und doch war sie derart, daß die Kinder an ihr wachsen konnten; ich aber schämte mich, ein Kind zu sein,

und von Dünkel gebläht, kam ich mir wer weiß wie groß vor!

Sechstes Kapitel

Ich geriet daher unter Menschen voll wahnsinnigen Hochmuts, in die Gesellschaft geschwätziger Lüstlinge. In ihren Worten lauerten die Fallstricke des Teufels; die Lockspeise hatten sie aber aus Teilen Deines Namens, des Herrn Jesu Christ, unseres Trösters, und des Heiligen Geistes bereitet. Diese Namen führten sie beständig im Munde, aber es war leerer Schall und hohles Wortgeklingel; ihr Herz war leer und aller Aufrichtigkeit bar. Die „Wahrheit" und wieder die „Wahrheit" war ihr beständiges Losungswort; sie redeten viel von ihr, aber in ihnen war sie nicht. Sie sagten Unwahres, nicht nur von Dir, der Du die Wahrheit selbst bist, sondern auch von den Elementen dieser Welt, Deiner Schöpfung, betreffs deren ich selbst die wahren Ansichten der Philosophen aus Liebe zu Dir aufgab, mein höchster und bester Vater, Schönster alles Schönen.

O Wahrheit, Wahrheit, wie sehnte sich auch damals meine Seele in ihrem tiefsten Grunde nach Dir, während die Manichäer nur immerfort von Dir schwatzten und schrieben. In ihren Büchern setzten sie mir, der ich nach Dir hungerte, statt Deiner Sonne und Mond vor, Deine schönen Werke zwar, aber nur Deine Werke, nicht einmal Dich selbst und nicht ein-

mal Deine Erstlingswerke. Denn diesen Deinen sinnfälligen Werken, wie herrlich sie auch am Himmel leuchten, gingen ja Deine geistigen voran. Aber auch nach diesen hungerte und dürstete mich's nicht, sondern nach Dir allein, der Du die unveränderliche Wahrheit bist und bei dem weder Licht ist noch Schatten. In jenen Lockspeisen setzte man mir Schaumgebilde vor, die meine Liebe noch weniger verdienten, als die Sonne, die wenigstens in Wirklichkeit vor unseren Augen scheint, während jene phantastischen Trugbilder einem vom Augenschein betörten Geist entstammen. Und doch genoß ich diese Speise, weil ich etwas von Dir darin zu finden hoffte; aber es war nicht der Wohlgeschmack Deines Wesens darin. das ja nicht aus solch eitlen Scheingerichten besteht, Sie boten mir keine Nahrung; ich wurde vielmehr immer nur erschöpfter.

So ist die Speise, die man im Traum genießt, der Nahrung, die man im wachen Zustande zu sich nimmt, wohl ähnlich, dennoch wird der Schlafende nicht satt davon, da er eben schläft. Aber jene Truggebilde glichen Dir, der sich mir nunmehr offenbart hat, in keiner Weise. Es waren sinnliche Phantasien, Dinge ohne Wirklichkeit, denen gegenüber die wirklichen Dinge, himmlische und irdische, die wir mit unseren Sinnen wahrnehmen, noch immer eine weit größere Gewißheit bieten. Wir erblicken sie genau so, wie die Tiere und Vögel sie wahrnehmen, und sie haben eine größere Wirklichkeit, als wenn wir sie uns den-

ken. Und wir stellen uns diese Dinge wiederum wirklicher vor, als wenn wir aus ihnen auf weit größere, ja ungeheure Dinge schließen würden, die es überhaupt nicht gibt, mit deren Scheinexistenz man mich damals abspeiste, ohne mich wirklich sättigen zu können. Aber Dein Wesen, mein Geliebter, vor dem ich schwach bin, um wahrhaft stark zu werden, ist nicht jenen sinnlichen Dingen gleich, die wir wahrnehmen — weder denen am Himmel, noch auch den anderen. Denn Du bist ihr Schöpfer und zählst sie nicht einmal zu Deinen höchsten Schöpfungen. Wie weit bist Du also von meinen Hirngespinsten entfernt, von jenen Phantasiegebilden sinnlicher Dinge, die überhaupt nicht existieren.

Eine größere Realität haben die Vorstellungen wirklich vorhandener Dinge und eine noch größere Realität haben die Dinge selbst; aber auch sie sind nicht, was Du bist. Du bist auch nicht die Seele, die den Körper belebt, wenngleich das, was den Körper belebt, wertvoller ist, als der bloße Körper. Aber Du bist das Leben aller Seelen, das Leben alles Lebendigen; Du bist das in Dir vollkommene, unwandelbare Leben, Du Leben meiner Seele.

Wohin und wie weit warst Du mir damals entschwunden! Ich irrte fern von Dir umher; selbst die Treber, womit ich die Säue fütterte, waren mir versagt. Um wieviel besser waren die Märchen der Grammatiker und Dichter, als jene Schlingen. Denn Verse und Sprüche und der „Flug der Medea" sind ohne

Zweifel nützlicher, als was die Manichäer von den fünf Elementen schwatzten, denen sie wegen der fünf Höhlen der Finsternis, die freilich gar nicht existieren, verschiedene Farben beilegten, und die den, der an sie glaubt, zugrunde richten. Denn aus Vers und Dichtung läßt sich immerhin wirkliche Geistesnahrung ziehen. Wenn ich auch vortrug, Medea sei durch die Luft geflogen, hielt ich es doch nicht für wahr; hörte ich es einen anderen vortragen, glaubte ich es ebensowenig. An jene Lügen aber habe ich geglaubt.

Wehe! wehe! auf welchen Stufen wurde ich zum Höllenabgrund hinabgeführt! Denn ich rang und sehnte mich nach der Wahrheit, als ich Dich, mein Gott, suchte — ich bekenne es Dir, der Du Barmherzigkeit an mir übtest, auch als ich Dich noch nicht bekannte — als ich Dich suchte, nicht mittels der Geisteserkenntnis, durch die Du mich über das Tier gesetzt hast, sondern mit den körperlichen Sinnen. Du aber warst tiefer als mein Innerstes und immer erhabener als das Höchste, das ich kannte. Ich stieß auf jenes freche, törichte, rätselvolle Weib, das nach Salomos Wort einst auf einem Stuhle in den Vorhöfen saß und sprach: „Eßt und trinkt! Das heimlich erbeutete Brot macht Freude und das gestohlene Wasser schmeckt süß.“ Sie verführte mich, denn sie sah, daß meine Seele sich veräußerlicht hatte und daß sie nur wiederkäute, was ich mit den leiblichen Augen verschlungen hatte.

Siebentes Kapitel

Denn das andere, was warhaft ist, kannte ich nicht und es reizte mich, den törichten Betrügern recht zu geben, wenn sie nach dem Ursprung des Bösen fragten und, ob Gott körperlich gestaltet sei, Haare und Nägel hätte, und ob man diejenigen für Gerechte halten könnte, die mehrere Frauen hätten, Menschen getötet und Tieropfer dargebracht hätten. In meiner Unwissenheit ließ ich mich durch solche Fragen verwirren und glaubte, der Wahrheit näher zu kommen, während ich mich tatsächlich von ihr entfernte. Ich wußte noch nicht, daß das Böse nichts ist, als eine stete Verminderung des Guten, bis es zuletzt vollkommen verschwunden ist. Wie hätte ich das auch einsehen sollen, da mein körperliches Sehen nur auf äußere Wahrnehmungen und da mein geistiges Auge nur auf Trugbilder gerichtet war? Ich erkannte nicht, daß Gott Geist sei, der keine Glieder besitze, weder der Länge, noch der Breite nach räumliche Ausdehnung habe und daß er immateriell sei. Denn der Stoff ist in seinen Teilen kleiner als in seinem ganzen Umfange. Gesetzt, es gäbe eine unendliche Materie, so wäre der Teil doch durch einen begrenzten Raum beschränkt, kleiner als das Unendliche, und nicht überall in seiner Ganzheit vorhanden, wie der Geist, wie Gott. Und das in uns, wodurch wir Gott ähnlich sein sollen, und was uns ein Recht geben könnte, uns mit der Heiligen

Schrift als „im Ebenbilde Gottes geschaffen" zu bezeichnen, das war mir vollends unklar.

Und ich verstand nichts von der wahren inneren Gerechtigkeit, die nicht nach gewohntem Gesetz urteilt, sondern nach dem lauteren und wahren Gebot des Allmächtigen, nach dem die Sitten und Bräuche der verschiedensten Länder und Zeiten ihrer Eigenart gemäß sich bilden sollen, während das göttliche Gesetz allezeit und überall in Raum und Zeit unverändert bleibt. Nach diesem Gesetz sind Abraham, Isaak, Jakob, Moses, David und alle jene gerecht, die Gott selbst gerecht genannt hat; sie werden nur von Toren ungerecht genannt, die nach menschlich beschränktem Recht urteilen und die gesamte Sittengeschichte der Menschheit mit den einseitigen Maßstäben ihrer eigenen Sittlichkeit messen. Das ist genau so, als würde jemand, der nichts von den Waffen versteht, und der nicht weiß, welcher Waffenteil für das einzelne Glied bestimmt ist, sein Haupt mit dem Beinharnisch umpanzern und mit dem Helm den Fuß ausrüsten, und der dann noch ungehalten darüber wäre, weil die Stücke nicht passen. Oder wenn an einem Nachmittag Gerichts- und Handelsferien anberaumt wären und sich nun einer darüber beschwerte, daß er Nachmittags nicht ebenso Handel treiben könne, wie am Vormittage. Oder wenn einer sehen würde, daß ein Sklave in einem Hause etwas tue, was der Mundschenk nicht tun sollte; oder wenn irgend etwas hinter dem Stall geschehe, was bei

Tische anstößig wäre, und er nun darüber erbost wäre, daß nicht allen dasselbe gestattet sei, obgleich es dasselbe Haus, dieselbe Familie und dasselbe Gesinde ist. Genau so handeln die, die aufgebracht sind, wenn sie hören, daß in früheren Zeiten den Gerechten erlaubt war, was ihnen heutigen Tags verboten ist, und daß Gottes Gebote den Verhältnissen der Zeit gemäß voneinander abweichen, obwohl doch dort wie hier die Frommen derselben Gerechtigkeit dienten. Als ob man nicht beobachten könnte, wie sogar beim gleichen Menschen, am gleichen Tage, im gleichen Hause nicht alles für alle Glieder paßt, nicht dasselbe zu allen Stunden erlaubt ist und irgend etwas in einem Winkel gestattet oder geboten ist, was in einem anderen mit Recht verboten ist und bestraft wird. Ist deshalb die Gerechtigkeit verschieden und wandelbar? Nur die Zeitalter, über denen die waltende Gerechtigkeit schwebt, fließen gleichmäßig dahin, eben weil sie zeitlich sind. Die Menschen freilich, deren Erdenleben von kurzer Dauer ist, sind nicht imstande, mittels ihrer Sinne die Verhältnisse früherer Jahrhunderte oder fremder Völker, von denen sie nichts wissen, mit den Erfahrungen in Einklang zu bringen, die sie selbst gesammelt haben, während sie an einem Körper, einem Tage oder Hause leicht begreifen, was den jeweiligen Gliedmaßen und Augenblicken und Zimmern oder Personen gemäß ist, und daher werden sie dort unwillig, während sie sich hier fügen.

Das alles wußte ich damals noch nicht und ich achtete auch nicht darauf; obwohl es mir mannigfach in die Augen sprang, sah ich es dennoch nicht. Machte ich Gedichte, so durfte ich nicht jeden beliebigen Versfuß anwenden; ich reimte vielmehr abwechselnd, damit das gleiche Versmaß nicht immer in allen Versen wiederkehre. Allein, die Verskunst war nicht da und dort verschieden; sie schloß sämtliche Regeln ein. Und ich sah nicht ein, daß die Gerechtigkeit, der die edlen und frommen Menschen dienten, alle ihre Gebote zugleich weit trefflicher und erhabener umfaßt; daß sie nirgends veränderlich ist und den verschiedenen Zeitläuften dennoch nicht durchweg gleiche, sondern jedem einzelnen die ihm gemäßen Güter und Pflichten zuteilt. In meiner Blindheit tadelte ich die frommen Väter, die nach Gottes Gebot und Eingebung ihrer Gegenwart lebten und nach des Ewigen Offenbarung die Zukunft weissagten.

Achtes Kapitel

So gewiß es allezeit und überall gerecht ist und bleibt, Gott von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüt und den Nächsten wie sich selbst zu lieben, so gewiß sind die naturwidrigen Schandtaten der Sodomiter immerdar verabscheuenswert und strafbar. Würden alle Völker solche begehen, so würden sie sicherlich in gleicher Weise durch das göttliche Gesetz bestraft werden, das die Menschen nicht zu solchem gegenseitigen Mißbrauch schuf.

Denn die Gemeinschaft, die uns mit Gott verbinden soll, wird verletzt, wenn man sich an der Natur, deren Schöpfer er ist, durch unnatürliche Begierde versündigt. Dagegen sind Verstöße gegen menschliche Sitten und Bräuche in Berücksichtigung der Verschiedenheit dieser Sitten zu vermeiden, so daß die innere Ordnung des Staates oder des Volks, die auf Herkommen oder Gesetz begründet ist, nicht durch den Frevelmut eines Bürgers oder Fremden verletzt wird. Denn jedes Glied, das nicht mit der Gesamtheit harmoniert, ist schädlich. Wenn Gott aber etwas befiehlt, was dem Herkommen oder der Übereinkunft zuwider ist, so muß sein Gebot befolgt werden, selbst wenn es bisher noch nie ausgeübt wurde, oder es muß erneuert werden, wenn es in Vergessenheit geraten war, oder eingeführt, wenn es noch nicht in Übung war. Wenn schon ein König die Macht besitzt, in seinem Reiche Gesetze zu geben, die vor ihm weder ein anderer, noch er selbst verkündet hat, und es nicht gegen das Staatsrecht ist, Gehorsam zu leisten, im Gegenteil! eine Gehorsamsverweigerung einer Gesetzesverletzung gleichkäme — denn Gehorsam gegen den König ist das Fundament aller menschlichen Gemeinschaft! — um wie viel eher gebührt Gott, dem König des Universums, all seinen Befehlen gegenüber unbedingter Gehorsam. Denn ebenso wie bei den Klassen der menschlichen Gesellschaft die höhere von der niederen Gehorsam heischt, so verlangt Gott Gehorsam von allen.

Das gleiche gilt von den Verbrechen, die der Schadenfreude entspringen; sei es, daß man dem Nächsten Schmach oder Unrecht zuzufügen sucht, entweder um sich zu rächen, wie zwei persönliche Feinde; oder um sich zu bereichern, wie der Straßenräuber, wenn er den Wandrer ausplündert; oder um einem Mißgeschick zu entgehen, vor dem man Furcht hat. Oder, daß der Unglückliche, vom Neid getrieben, dem Glücklichen zu schaden sucht. Oder, daß man bei glücklicher Entwicklung eines Unternehmens sich vor dem Wetteifer eines anderen fürchtet und sich grämt, oder daß man nur Lust empfindet an fremdem Leid, wie der Zuschauer bei den Gladiatorenspielen, oder wie der Schelm und Spötter. Das sind die Hauptsünden, die der Hoffart entsprießen, den lüsternen Augen oder der Wollust, oft auch den beiden und sogar allen dreien; wer so lebt, sündigt gegen die drei ersten und die sieben anderen Gebote, gegen den zehnsaitigen Psalter Deiner zehn Gebote, liebevollster, erhabener Gott.

Doch welche Frevel und Verbrechen könnten Dich treffen, dem Verderben und Schaden nichts anhaben können? Allein, Du strafst, was die Menschen einander zufügen. Denn wenn sie an Dir sündigen, freveln sie gegen ihre eigenen Seelen, und ihre Bosheit belügt sich selbst durch Verderbnis und Verkehrung ihrer Natur, die Du geschaffen und zweckgemäß geordnet hast, oder durch unmäßigen erlaubten Genuß oder durch brennende Gier nach dem Ver-

botenen und Widernatürlichen, oder sie laden Schuld auf sich, wenn sie im Geist und Wort gegen Dich toben und wider den Stachel löken; oder dadurch, daß sie die Schranken der menschlichen Gesellschaft durchbrechen und sich erfrechen, an Parteizwist und Klassenhaß ihre Freude zu haben, je nachdem sie etwas erheitert oder in Harnisch bringt.
Das alles geschieht, wenn man von Dir abfällt, Du Quell alles Lebens, einziger wahrer Schöpfer und Beherrscher des Alls, und wenn man in Selbstsucht und Hochmut Stückwerk liebt, das Einheit vortrügt. In demütiger Liebe können wir zu Dir zurückkehren; Du befreist uns von böser Gewohnheit und begnadest die, so ihre Sünde reuevoll bekennen; Du erhörst die Seufzer der Gefesselten und lösest die Bande, in die wir uns selbst geschlagen haben, wenn wir nicht mehr das Hifthorn der Freiheit gegen Dich erheben und von der Habgier ablassen, mehr zu besitzen; eine Sucht, die uns in Gefahr bringt, alles einzubüßen, wenn wir unser Eigentum mehr lieben, als Dich, höchstes aller Güter.

Neuntes Kapitel

Aber unter den Verbrechen, Schandtaten und so vielen anderen Sünden gibt es auch Fehltritte der nach Heiligkeit Ringenden, die von gerechten Richtern, mit dem Maßstabe der Vollkommenheit gemessen, zwar Mißbilligung, aber als verheißungs-

volle junge Saat einer besseren Zukunft Lob ernten. Und manches sieht zwar aus wie Verbrechen und Sünde, ist aber gleichwohl kein Fehltritt, weil weder Du, unser Herrgott, noch die menschliche Gesellschaft dadurch beleidigt worden ist. Zum Beispiel, wenn man sich zu geeigneter Zeit, scheinbar aus bloßer Habsucht, große Vorräte anschafft oder wenn man in der Absicht zu bessern, kraft rechtmäßiger Gewalt Strafen vollstrecken läßt und es so aussieht, als hätte man eine Freude daran, Schmerzen zu verursachen. Es kann vorkommen, daß dem Menschen etwas verwerflich erscheint, was nach Deinem Zeugnis Billigung findet; umgekehrt heißen die Menschen vieles gut, was von Dir verworfen wird. Oft entspricht das Äußere einer Handlung keineswegs der Gesinnung des Handelnden und den tieferliegenden Motiven. Wenn Du aber irgend etwas Ungewohntes und Unvorhergeahntes befiehlst, so ist es sicher, selbst wenn Du früher einmal das gleiche verboten hast und Deinen besonderen Grund des Gebots zurzeit im Dunkel läßt und vielleicht etwas verlangst, was etwa gegen die Ordnung der menschlichen Gemeinschaft verstößt, Dein Befehl dennoch unbedingt auszuführen wäre, weil diejenige menschliche Gesellschaft allein gerecht ist, die Dir dient. Selig die, die erkennen, daß Du ihnen befiehlst. Denn alles, was Deine Knechte tun, geschieht entweder zum Segen der Gegenwart oder zum Heile der Zukunft.

Zehntes Kapitel

All dieser Dinge unkundig, verlachte ich Deine heiligen Knechte und Deine Propheten. Und da ich sie verlachte, wurde ich selbst zum Gespött, indem ich allmählich so albern ward, daß ich glaubte, wenn man eine Feige pflücke, so weinten sie und der Baum milchige Tränen, wie ein Kind, das man von der Mutterbrust reißt. Verzehre aber ein heiliger Manichäer eine Feige, die nicht durch seine, sondern durch fremde Schuld abgepflückt wurde, und verdaue er sie, so hauche er beim Gebet schluchzend und rülpsend himmlischen Geist aus oder besser gesagt: Teilchen Gottes. Denn solche Teilchen des einen wahren Gottes seien in jener Frucht gebunden, bis sie durch Zähne und Magen eines auserwählten Heiligen erlöst wurden. Und ich armer Tropf glaubte, man schulde den Früchten der Erde mehr Mitleid, als den Menschen, für die sie wachsen. Verlangte aber ein Hungriger danach, der kein Manichäer war, so hätten wir es als ein todeswürdiges Verbrechen betrachtet, ihm auch nur einen Bissen davon zu geben.

Elftes Kapitel

Und Du streckteſt Deine Hand hernieder und entrissest meine Seele der tiefen Finsternis, da meine fromme Mutter um mich weinte, mehr, als eine Mutter sonst den Tod ihres Kindes beweint. Denn

kraft des Glaubens und Geistes, den Du ihr gegeben hattest, sah sie, daß ich so gut wie tot war, und Du hast sie erhört, o Herr! Ja, Du hast sie erhört, hast ihre Tränen nicht verachtet, mit denen sie die Erde netzte, so oft sie zu Dir betete; Du hast sie erhört. Denn woher kam ihr sonst jener trostreiche Traum, der sie emporrichtete, so daß sie mir wieder erlaubte, bei ihr zu wohnen und an ihrem Tisch zu speisen, was sie mir bereits aus Abscheu vor meinen Lästerungen und Irrtümern verboten hatte?

Ihr träumte, sie stünde an einem hölzernen Wegweiser. Da käme ein heiterer und fröhlicher Jüngling glanzumflossen auf sie zu, die vor Trauer und Gram ganz gebrochen war; er fragte sie, nicht aus Neugierde, sondern — wie gewöhnlich — um zu belehren, nach der Ursache ihres Kummers und nach dem Grund ihrer täglichen Tränen. Und als sie ihm antwortete, sie beklage meine Verderbtheit, da befahl er ihr, gutes Mutes zu sein, und ermahnte sie, sich aufmerksam umzuschauen, denn wo sie wäre, da weilte auch ich. Und als sie nunmehr aufblickte, sah sie mich an demselben Wegweiser neben sich stehen.

Woher kam dieser Traum, wenn nicht von Dir, der Du Dein Ohr gnädig ihrem Herzen zuneigtest? O Du Allmächtiger, Allgütiger, der Du für einen jeden Sterblichen sorgst, als hättest Du nur für ihn zu sorgen, und der Du Dich der Gesamtheit ebenso annimmst wie des Einzelnen.

Als sie mir nun ihr Traumgesicht erzählt hatte und ich es gewaltsam dahin umzudeuten suchte, daß sie nicht verzweifeln dürfte, wenn sie so werden würde wie ich sei, da sagte sie rasch und ohne zu zaudern: „O nein; es ist mir nicht verkündet worden: ‚wo jener steht, wirst auch du sein,‘ sondern: ‚wo du stehst, ist auch er.‘“ Ich bekenne Dir, o Herr, soweit meine Erinnerung mich nicht täuscht, hat mich diese schlagfertige Antwort, die Du mir durch den Mund der besorgten Mutter gabst, die sich durch meine falsche und naheliegende Deutung nicht irremachen ließ und im Nu das Richtige erkannt hatte, mehr bewegt, als der Traum selbst, durch den der frommen Frau zum Trost in ihrem gegenwärtigen Harm die erst viel später eintretende Freude so früh prophezeit wurde. Denn es sollten fast noch neun Jahre dahingehen, während deren ich mich in der Tiefe des sündenvollen Morastes wahnumnachtet umherwälzte und in den ich, so oft ich mich erheben wollte, nur um so heftiger zurückgestoßen wurde. Unterdessen hörte jene züchtige, kluge und fromme Witwe, wie Du sie liebst, nicht auf, in allen ihren Gebeten um mich zu wehklagen und Dich um meine Errettung anzuflehen. Schon belebte sich ihre Hoffnung, doch ließ sie mit weinen und seufzen nicht nach. Und obwohl ihr Gebet zu Dir drang, ließest Du mich noch in jener Finsternis hintappen, von der ich längst rings eingeschlossen war.

Zwölftes Kapitel

Du gabst meiner Mutter noch eine andere Antwort, an die ich mich erinnere. Vieles übergehe ich freilich, um rascher das zu bekennen, wozu mein Herz mich drängt, und weil ich auch vieles vergessen habe. Jene andere Antwort gabst Du ihr durch einen Deiner Priester, einen frommen, im Gottesdienst aufgewachsenen und schriftkundigen Bischof. Als ihn meine Mutter nämlich bat, mich einer Unterredung zu würdigen, um meine Irrtümer zu widerlegen, mich vom Bösen abzubringen und das Gute in mir anzubahnen, — das tat sie stets, wenn sie glaubte, einen geeigneten Mann gefunden zu haben — da weigerte er es ihr und, wie ich später erkannte, tat er klug daran. Denn er antwortete ihr, daß ich noch zu ungelehrig sei, weil ich von jener neuen Irrlehre noch allzusehr erfüllt sei und bereits viele Unerfahrene durch meine spitzfindigen Fragen verwirrt hätte, wie sie ihm ja selbst gestanden habe. „Laß ihn nur bei den Manichäern", sagte er, „und bete für ihn zum Herrn; er wird durch Studien schon von selbst erkennen, in welch großem und gottlosem Irrwahn er sich befindet." Gleichzeitig erzählte er ihr, wie er selber als kleiner Knabe von seiner irregeleiteten Mutter zu den Manichäern geschickt worden sei, fast alle ihre Schriften gelesen und sogar öfters abgeschrieben habe; wie er dann ohne Auseinandersetzungen und Überredung von selbst erkannt habe,

wie verderblich jene Sekte sei, und wie er sich endlich von ihr losgemacht habe. Als meine Mutter sich aber bei dieser Antwort noch immer nicht beruhigen wollte und ihn heftig weinend und inständigst bat, mich kommen zu lassen und mit mir zu sprechen, da rief er fast ungeduldig: „Geh nur, denn so wahr Du lebst, es ist unmöglich, daß ein Sohn, der so viel Tränen kostet, verloren geht.“ Und oft, wenn wir darauf zu sprechen kamen, sagte sie mir, dies Wort habe sie so ergriffen, als sei es vom Himmel gekommen.

Viertes Buch

Erstes Kapitel

Während jenes Zeitraumes von neun Jahren, von meinem neunzehnten bis zum achtundzwanzigsten Lebensjahre, ward ich Irregeführter und Verführer, zugleich Betrogener und Betrüger. Ich trog auf mancherlei Art und Weise; trog öffentlich durch Ausübung der freien Künste und heimlich unter dem Deckmantel der Religion; dort stolz, hier abergläubisch, in allem eitel. Dort buhlte ich um den billigen Ruhm der Volksgunst, um Beifallklatschen im Theater, Sieg im Preisdichten, um leicht hinwelkende Kränze, Theaterpossen und zügellose Ausschweifungen; hier strebte ich danach, mich wieder von solchem Makel zu reinigen, indem ich den „Erwählten und Heiligen" der Manichäer Speisen darbrachte, damit sie in der Mühle ihres Magens sündenerlösende Götterteilchen und heiligen Geist daraus zubereiten. Solchem Unsinn ging ich nach und machte ihn samt meinen von mir und mit mir betörten Freunden mit.

Mögen mich die Stolzen verlachen und alle, die von Dir, o mein Gott, zu ihrem Glück noch nicht niedergeschmettert und hingestreckt sind; ich will dennoch meine Frevel, Dir zum Lobe, bekennen. Ich flehe Dich an, laß mich die Irrwege, die ich einst gewandelt, jetzt in meiner Erinnerung noch einmal nachgehen und Dir ein jubelndes Dankopfer darbringen. Denn was bin ich anders ohne Dich, als ein Wegweiser, der ins Verderben führt! Ergeht es mir aber gut, so bin ich nur ein Kind, das sich von Deiner Milch nährt oder das von Deiner unvergänglichen Speise gesättigt wird. Wie schwach ist doch jeder Mensch und wie allzumenschlich! Mögen die Starken und Mächtigen unserer spotten, wir aber, die arm und elend sind, wollen unsere Schwäche vor Dir eingestehen.

Zweites Kapitel

In jenen Jahren war ich Lehrer der Rhetorik und bot, selbst von Leidenschaften besiegt, die Kunst feil, andere durch Worte zu besiegen. Doch wie Du weißt, o Herr, wünschte ich mir vor allem nur gute Schüler, was man so „gut" nennt, die ich ohne trügerische Absicht trügerische Künste lehrte; nicht damit sie sie gegen einen Unschuldigen anwenden könnten, sondern zugunsten eines Schuldigen; und Du, o Gott, sahst von fern zu, wie ich auf schlüpfrigem Wege dahinglitt und wie unter dichtem Qualm die Funken meines Glaubens glimmten, den ich denen, die

die Eitelkeit und die Lüge suchten, als ihr Kamerad darbot. In jener Zeit hatte ich auch ein Weib; ich lebte aber nicht in rechtmäßiger Ehe mit ihr; meine umherschweifende, leichtsinnige Liebesleidenschaft hatte sie vielmehr aufgespürt. Immerhin war sie meine einzige Geliebte und ich blieb ihr auch treu. Durch sie lernte ich freilich den großen Unterschied kennen, der zwischen einem Ehebündnis besteht, das zum Zwecke der Fortpflanzung geschlossen wird, und einer wilden Ehe, wo Kinder sehr unwillkommen sind und erst die geborenen Kinder uns zur elterlichen Liebe zwingen.

Auch erinnere ich mich, daß mich ein Wahrsager, als ich mich in einen dichterischen Wettstreit einlassen wollte, fragen ließ, welchen Lohn ich ihm geben würde, wenn er mir den Sieg verschaffte; ich verabscheute so schändliche Teufelskünste und erwiderte: „Und wenn mir der goldene Siegeskranz auch Unsterblichkeit verliehe, würde ich dennoch nicht wollen, daß um meines Sieges willen auch nur eine Fliege getötet würde." Er hätte nämlich Tiere geopfert, um den Anschein zu erwecken, als ob er mir dadurch mit Hilfe der bösen Geister beistehen würde. Aber auch diese Sünde verwarf ich nicht aus heiliger Scheu vor Dir, o Gott meines Herzens, denn ich hatte ja noch nicht gelernt, Dich zu lieben; statt Deiner vermochte ich nur an irdischen Tand zu denken. Eine Seele aber, die solchen Trugbildern nachhängt, ist untreu gegen Dich, vertraut Irrtümern und wendet

sich einem hohlen Treiben zu. Gab ich auch nicht zu, daß man für mich den bösen Geistern opferte, so fiel ich ihnen selbst durch meinen Aberglauben zum Opfer. Denn sich einem hohlen Treiben hingeben, heißt nichts anderes, als sich jenen bösen Geistern hingeben, ihnen durch Verirrungen zur Lust und zum Gespött werden.

Drittes Kapitel

Ich unterließ es nicht, jene astrologischen Betrüger um Rat zu befragen, die keine Opfer darbringen und die die Geister nicht darum anflehen, ihnen ihre Kräfte zu leihen. Die wahre christliche Frömmigkeit verwirft aber auch das Sterndeuten mit äußerster Strenge. Gut ist nur, sich zu Dir, o Herr, zu bekennen und zu sagen: „Herr, sei mir gnädig, heile meine Seele, denn ich habe an Dir gesündigt." Deine Nachsicht nicht aber zu mißbrauchen und fortgesetzt zu sündigen, sondern sich des göttlichen Wortes zu erinnern: „Siehe zu, Du bist gesundet, sündige nicht mehr, daß Dir kein größeres Leid widerfahre." Dies unser Heil, das uns aufrichten könnte, drohen aber jene zu untergraben, die da sagen: „Es steht in den Sternen unabwendbar geschrieben, daß Du sündigen wirst," oder: „Venus ist daran schuld" oder „Mars und Saturn haben es getan." Nur um dem Menschen, diesem verweslichen stolzen Geschöpf aus Fleisch und Blut, nicht die Schuld zu geben, wird dem Schöpfer und Lenker des Himmels und der

Gestirne die Schuld zugeschoben. Und wer ist es, wenn nicht Du, unser Gott, unsere Wonne, Born der Gerechtigkeit, der Du einem jeglichen nach seinen Werken vergiltst und ein zerknirschtes und demutvolles Herz nicht verachtest!

Damals lebte ein scharfsinniger, in der Heilkunde wohlerfahrener und berühmter Mann, der mir als Prokonsul den im dichterischen Wettstreit errungenen Siegeskranz auf mein krankes Haupt setzte; freilich nicht in seiner Eigenschaft als Arzt. Denn Du allein, der Du den Stolzen widerstehst und die Demütigen begnadest, heilst jene Krankheit. Warst Du mir aber nicht auch in jenem Greise nahe, oder ließest Du ab, meiner Seele beizustehen? Ich wurde vertrauter mit ihm und hing an seinen Lippen; seine Rede war einfach und schmucklos, zog aber gewaltig an durch den geistvollen Inhalt seiner Gedanken. Er erkannte aus unserem Gespräch, daß ich mich mit dem Studium der Sterndeuterei befaßte, und mit väterlichem Wohlwollen ermahnte er mich, es aufzugeben und Zeit und Mühe nützlicheren Dingen zuzuwenden, als solchen Nichtigkeiten. Er fügte hinzu, auch er habe in seiner Jugend Astrologie studiert, in der Absicht, sie gewerbsmäßig zu betreiben, um sich seinen Lebensunterhalt dadurch zu verdienen, und da er Hippokrates verstanden habe, hätte er wohl am Ende auch jene „Wissenschaft" verstehen können. Er habe sie auch nur verworfen und sich dem Studium der Arzneikunde zugewendet, weil er jene in ihrer gan-

zen trügerischen Nichtigkeit erkannt und es als Mann von Ehre verschmäht habe, sich durch Betrug der Mitmenschen sein Brot zu erwerben. „Du aber", fuhr er fort, „verschaffst dir deinen Unterhalt durch rhetorische Künste und betreibst diese trugvolle Kunst lediglich aus Vergnügen und nicht aus Sorge um das tägliche Brot. Du mußt mir um so mehr glauben, da ich jene Kunst gründlich zu erlernen bemüht war, weil ich mein Leben durch sie zu fristen gedachte." Und als ich ihn nun fragte, woher es denn käme, daß dennoch so viele Prophezeiungen in Erfüllung gingen, antwortete er mir, das läge an der Macht des Zufalls, der in der ganzen Welt wirksam sei. Wenn zum Beispiel jemand in dem Werke eines Dichters nach einem Orakelspruch suche, und er dann oft einen mit der Anfrage wunderbar übereinstimmenden Vers fände, mit dem der Dichter ursprünglich etwas ganz anderes habe sagen wollen, so sei es nicht zu verwundern, wenn durch die menschliche Seele kraft höherer Eingebung, nicht durch Berechnung, sondern rein zufällig, unbewußt etwas ausgesprochen würde, was mit den Verhältnissen und den Handlungen des Fragenden übereinstimme.
Du warst es, der mir dies in jenem Greise oder durch ihn zukommen ließ. Und was ich später durch eigene Forschung erkennen sollte, hast Du in meinem Geiste vorgezeichnet und entwickelt. Doch damals gelang es weder ihm, noch meinem teuren Freund Nebridius, einem sittsamen und klugen Jüngling, der sich über

jene ganze Prophetie lustig machte, mich zu bestimmen, davon Abstand zu nehmen. Denn jene Astrologen standen bei mir in allzu hohem Ansehen, und ich hatte auch noch nicht den von mir gesuchten sicheren Beweis gefunden, aus dem mit unzweideutiger Gewißheit erhellt wäre, ob die zutreffende Antwort durch Zufall oder durch Schicksalsbestimmung eingetroffen sei oder aber durch die Kunst astrologischer Beobachtungen und Berechnungen.

Viertes Kapitel

In jenen Jahren, wo ich in meiner Vaterstadt zu lehren begann, hatte ich mir dank der gemeinsamen Studien auch einen teueren Freund erworben, der gleich mir in der Blüte der Jugend stand. Wir waren als Knaben zusammen aufgewachsen; er war mein Schul- und Spielkamerad. Dessenungeachtet war unsere Freundschaft doch nicht so innig, wie es die wahre Freundschaft voraussetzt, die nur dann wahrhaft sein kann, wenn Du die Seelen in jener Liebe vereinst, die in unseren Herzen durch den heiligen Geist ausgegossen ist, der uns verliehen. Dennoch war mir diese Freundschaft, die uns in der Glut gemeinsamer Interessen gleichsam zusammengeschmiedet hatte, sehr teuer. Ihn vom wahren Glauben abbringend, der in dem Jüngling noch keine festen Wurzeln geschlagen hatte und von dem er noch nicht ganz durchdrungen war, führte ich ihn auf den Weg

jener abergläubischen und verderblichen Phantastereien, um derenwillen meine Mutter mich beweinte. Sein Geist folgte dem meinen in die Irre, und meine Seele konnte nicht leben ohne ihn. Aber siehe, mein Gott, Du, der den Flüchtigen nachjagt, Du Gott der Rache und Quell der Barmherzigkeit, der uns oft auf wundervolle Weise zu sich zurückführt, siehe, Du nahmst ihn aus diesem Leben, als er mir seine Freundschaft kaum ein Jahr lang geschenkt hatte, die mir süßer war als alle Wonnen meines Lebens.

Wer vermag Deine großen Taten aufzuzählen, die jeder Einzelne schon an sich selbst erlebt hat? Was vollbrachtest Du damals, mein Gott, und wie unergründlich war die Tiefe Deiner Entschlüsse! Lange lag er fiebernd und bewußtlos im Todesschweiß. Und da man die Hoffnung aufgab, wurde er während seiner Bewußtlosigkeit getauft. Ich kümmerte mich nicht darum, da ich voraussetzte, daß das, was er von mir gehört hatte, länger in seiner Seele haften würde, als das, was ohne sein Wissen mit seinem Körper geschah. Es kam aber ganz anders. Er erholte sich und wurde gesund. Sobald ich nun mit ihm darüber sprechen konnte (was bald wieder möglich war, da wir ja unzertrennliche Freunde waren), ob er die Taufe, die er — wie er wohl wußte — bewußtlos empfangen hatte, ebenso wie ich verlachen würde, da erschrak er vor mir wie vor dem Bösen und ermahnte mich mit erstaunlichem, unerwartetem Freimut, solche Reden zu unterlassen, wenn ich sein Freund blei-

ben wolle. Und betroffen und verwirrt hielt ich meine Empfindungen zurück; ich wollte seine völlige Genesung abwarten, um nach der Wiederherstellung seiner Kräfte in meinem Sinne wieder auf ihn einzuwirken. Da aber entrissest Du ihn meiner törichten Absicht, daß er zu meinem Heile Dir bewahrt bliebe. Nach wenigen Tagen trat das Fieber von neuem auf und er starb, während ich abwesend war.

Tiefer Schmerz verdüsterte mein Herz, und überall starrte mir der Tod entgegen. Die Heimat wurde mir zur Qual und das Vaterhaus zu unerträglicher Marter; was ich mit dem Freunde geteilt, wurde nun ohne ihn zu bitterer Pein. Meine Augen suchten ihn überall, aber vergebens; ich haßte alles, weil ich ihn vermißte und weil ich mich nicht trösten konnte, daß er wiederkommen werde, wie so oft, wenn er eine Zeitlang abwesend war. Ich wurde mir selbst zu einem großen Rätsel und fragte: „Warum betrübst du dich so sehr, meine Seele, und warum bist du so traurig?“ Doch die Antwort blieb aus. Und wenn ich zu ihr sprach: „Hoffe auf Gott!“ fand sie mit vollem Rechte keinen Trost darin, denn der teure Freund, den ich verloren, war wahrhaftiger und wertvoller als das Trugbild, auf das sie hoffen sollte. Nur die Tränen waren süß, die ich dem Freunde nachweinte; das war das einzige Glück, das mir geblieben war.

Fünftes Kapitel

Nun aber, o Herr, liegt das längst hinter mir, und die Zeit hat die Wunde meines Herzens geheilt. Darf ich Dich, der Du die Wahrheit bist, lauschenden Herzens fragen, warum die Tränen, die der Unglückliche vergießt, ihm wohltun? Oder hast Du, trotz Deiner Allgegenwart, unser Elend weit von Dir abgerückt? Du bleibst ewig friedvoll, wir aber haben mannigfache Prüfungen zu bestehen. Und doch wären wir aller Hoffnung bar, wenn wir unsere Tränen nicht vor Dir vergießen dürften. Wie kommt es aber, daß man Seufzer, Tränen, Stöhnen und Schluchzen gleichsam als eine süße Frucht von dem bitteren Baume des Lebens pflückt? Belebt es unsere Hoffnung, von Dir erhört zu werden? Wohl erhoffen wir von unserem Gebet, das von der Sehnsucht beflügelt wird vor Dich zu kommen, sichere Erfüllung, aber nicht von dem Schmerze und der Trauer um den Verlust, wie er mich damals niederdrückte. Ich hoffte ja nicht auf seine Wiedererweckung zum Leben, noch erflehten dies meine Tränen; ich härmte mich einfach und weinte. Ich war unglücklich, und meine Freude war dahin. Oder ist das Weinen dennoch bitter und tut uns nur wohl, wenn wir es an dem Grauen messen, das wir beim Tode dessen empfinden, der unsere Freude war, und die wir nun vermissen?

Sechstes Kapitel

Aber wozu erzähle ich das? Jetzt ist es nicht an der Zeit, Fragen zu stellen, sondern zu bekennen. Ich war elend, und elend ist jeder, dessen Herz durch die Bande sterblicher Freundschaft gefesselt wird. Verliert er sie, so zerreißt es ihm die Brust, und er empfindet dann erst, wie elend er im Grunde schon vor dem Verluste war. So erging es mir damals. Ich weinte bitterlich, und der Schmerz tat mir wohl. Aber so elend ich war, liebte ich das elende Leben dennoch mehr als meinen verstorbenen Freund. Denn obwohl ich eine Änderung meines Lebens herbeisehnte, hätte ich es trotzdem nicht so bereitwillig aufgegeben wie den Freund. Schwerlich hätte ich so gehandelt, wie von Orestes und Pylades erzählt oder gefabelt wird, die gern füreinander oder auch vereint gestorben wären, weil ihnen der Tod weniger schwer dünkte, als getrennt voneinander zu leben. Irgendein unbewußtes Gefühl in mir sträubte sich gegen solche Gedanken. Tiefer Lebensüberdruß und bange Todesangst stritten miteinander in meiner Seele. Ich glaube, je inniger ich meinen Freund geliebt hatte, desto mehr haßte und fürchtete ich den Tod, der ihn mir entrissen hatte, als meinen ärgsten Feind, und mir schien, er würde plötzlich alle Menschen hinwegraffen, da er mir jenen geraubt hatte. So sah es in mir aus, ich erinnere mich wohl. Blick' in mein Herz, o Gott, schau' in mich; offen liegen

meine Gedanken vor Dir. Du, meine Hoffnung, reinigst mich von dem Makel solcher Leidenschaften, meine Augen dürfen sich zu Dir erheben, und Du befreist meine Füße aus der Schlinge. Ich wunderte mich, daß die anderen Sterblichen noch lebten, nachdem der, den ich geliebt hatte, als könnte er nie sterben, dahingegangen war; noch mehr wunderte ich mich freilich, daß ich, der sein zweites Ich war, nach seinem Tode noch lebte. Treffend bezeichnete ein Dichter einmal seinen Freund als die Hälfte seiner Seele. Auch ich hatte empfunden, daß meine und seine Seele nur eine Seele in zwei Körpern war; mir graute vor dem Leben, weil ich kein halbes Dasein führen wollte. Und vielleicht fürchtete ich den Tod, weil ich nicht wollte, daß das Wesen, das ich so sehr geliebt, mit mir vollkommen sterbe.

Siebentes Kapitel

O Wahnsinn! die Menschen nicht auf menschliche Weise zu lieben! O Tor, der, wie ich damals, Menschliches nicht mit Geduld zu tragen weiß! Ich war beständig erregt, seufzte, weinte, war zerrüttet und außer mir, ruhelos und ratlos. Ich trug eine zerrissene und blutende Seele mit mir herum, die keine Ruhe finden konnte in mir, und ich fand nirgends eine Ruhestätte für sie. Sie fand weder im friedlichen Hain die ersehnte Ruhe, noch bei Spiel und Gesang; weder in der duftenden Halle, noch

beim prunkenden Festgelage; weder in wollüstigen Liebesnächten, noch bei Büchern und Versen. Alles schreckte mich, selbst das Tageslicht; alles, worin ich ihn nicht fand, war mir widerwärtig und verhaßt; nur Seufzer und Tränen gewährten mir eine kurze Erleichterung. Konnte meine Seele sich aber nicht ausweinen, so lag die ganze gewaltige Bürde meines Elends auf mir. O Herr, bei Dir hätte meine Seele Genesung gefunden; Dir hätte ich mein Leid aufbürden sollen; aber weder wollte, noch konnte ich es; um so weniger, als ich Dich nicht als etwas Wahres und Wesentliches in mir trug. Denn nicht Du, sondern ein Phantasiegebilde meiner Irrtümer war damals mein Gott. Wenn meine Seele es versuchte, sich zu Dir zu erheben, um Ruhe zu finden, fiel sie ins Leere zurück und stürzte wieder auf mich herab, und ich kam mir selber sehr unglückselig vor, war mir selber zur Last, doch ohne mir entrinnen zu können. Wohin sollte meine Seele vor meiner Seele fliehen? Wohin hätte ich vor mir selbst flüchten können? Wohin wäre mir mein Ich nicht gefolgt? Und doch floh ich aus meiner Heimat; denn meine Augen suchten den Freund in der Fremde, wo sie ihn nicht zu sehen gewohnt waren, weit weniger. So verließ ich Thagaste und kam nach Karthago.

Achtes Kapitel

Die Zeiten sind nicht inhaltsleer und wandern nicht spurlos an unserem Empfinden vorüber. Sie wirken Großes an unserer Seele. Siehe, sie kamen und gingen Tag um Tag, und im Kommen und Gehen gruben sie neue Bilder und neue Erlebnisse in mir ein, und indem ich allmählich zu den früher gewohnten Vergnügungen zurückkehrte, wich mein Schmerz. Und wenn nun auch nicht andere Schmerzen hinzutraten, so doch die Veranlassung zu anderen Schmerzen. Denn jener Schmerz hatte mich im Innersten ergriffen; ich hatte meine Seele in unfruchtbaren Boden gelegt, indem ich einen Sterblichen liebte, als stürbe er nie. Am meisten beruhigten und erquickten mich die Trostworte meiner Freunde, mit denen ich gemeinsam dem nachging, was Dir meine Liebe entzog, und zwar den ungeheuerlichen Fabeln und endlosen Lügen der Manichäer, deren buhlerischer Reiz mein Ohr lüstern machte und meinen Verstand betörte. Denn jene Irrlehre starb ja nicht, als mir der Freund starb. Vielerlei war es, was mein Herz von neuem an die Freunde fesselte: Zwiegespräche und Kurzweil, gegenseitiges Wohlwollen, gemeinschaftliche Lektüre schöner Literatur, Scherze und gegenseitige Ehrenbezeigungen, zuweilen auch Meinungsverschiedenheiten, die aber keinen Grund gaben zur Verstimmung — auch der Einzelne liegt manchmal mit sich selbst im Streite — denn

diese seltene Meinungsverschiedenheit würzt ja gerade die herrschende Übereinstimmung noch mehr; ferner gegenseitiges Lehren und Lernen; Sehnsucht nach den Abwesenden, die man ungern vermißt, freudige Begrüßung der Ankommenden, – solche und ähnliche Äußerungen gegenseitiger herzlicher Zuneigung durch Miene und Rede, Blicke und tausend freundliche Gesten verschmolzen die Gemüter wie durch ein gemeinsames Feuer und machte aus vielen ein Ganzes.

Neuntes Kapitel

Das ists, was man an den Freunden liebt, und zwar so sehr, daß das Gewissen uns Vorwürfe macht, wenn wir Liebe nicht mit Gegenliebe vergelten und Gegenliebe nicht erwidern. Man verlangt von den Freunden nichts, als ein Zeichen des Wohlwollens. Daher dann die Trauer, wenn ein Freund stirbt, daher die höllischen Schmerzen und das blutende Herz, wenn sich die Lust in Bitterkeit wandelt. Der Verlust des Hingeschiedenen wird der Tod der Überlebenden. Selig, wer Dich und in Dir den Freund liebt und wer den Feind liebt um Deinetwillen. Der allein verliert keinen seiner Lieben, dem alle teuer sind in dem einen, der unverlierbar ist. Das ist unser Gott, der Gott, der Himmel und Erde geschaffen und der sie erfüllt hat, als er sie ins Dasein rief. Dich kann nur der verlieren, der Dich verläßt. Und wohin geht der, der Dich verläßt? Wohin flieht er

anders, als von Deiner Gnade zu Deinem Zorn! Überall erkennt er Dein Gesetz in seiner Strafe. Und Dein Gesetz ist die Wahrheit, und die Wahrheit bist Du!

Zehntes Kapitel

O Gott der Heerscharen, bekehre uns, zeige uns Dein Antlitz und wir werden genesen. Denn wohin die menschliche Seele sich auch wenden mag, wenn sie nicht in Dir ihren Ruhepol findet, wird sie von Schmerz durchwühlt; wie schön die Dinge auch sein mögen, an denen sie hängt, wenn Du sie nicht erfüllst, sind sie nur äußerlich. Aber auch diese wären nicht, wenn sie nicht von Dir stammten; sie entstehen und vergehen, und im Entstehen beginnt ihr Sein; dann wachsen sie, um der Vollendung entgegenzugehen; haben sie ihre Vollendung aber vollbracht, so vergehen sie wieder. Freilich altert nicht alles, aber alles geht zugrunde. Wenn sie also entstehen und der Vollkommenheit ihres Seins zustreben, so eilen sie, je schneller sie wachsen, desto rascher ihrem Tode entgegen; das ist ihr Los. Du hast es ihnen zugeteilt, weil sie nur Teile des Universums sind und nicht alle zugleich bestehen können; die einen schwinden dahin und die anderen folgen ihnen, und die Gesamtheit dieses Vergehens und Werdens der Dinge bildet eben das All, dessen Teile sie sind. Auf gleiche Weise kommt ja auch unsere Rede zustande. Sie wird ebenfalls nur durch einzelne Worte gebildet, von

denen erst das eine verhallen muß, ehe wieder ein neues ertönen kann und doch ergibt sich am Ende ein zusammenhängendes Ganzes. Auch um der geschaffenen Dinge willen lobet Dich meine Seele, Dich, den Schöpfer des Alls; aber möge sie nimmer mit sinnlicher und sündiger Liebe an ihnen hängen. Sie gehen dahin, wohin sie von Anfang an gingen: in das Nichts, und sie zerren die Seele durch verderbliche Wünsche hin und her, weil sie nur in dem Gegenstand ihrer Liebe sein will und in ihm auszuruhen begehrt. Aber in den Dingen ist kein Raum dafür, denn sie sind unbeständig und unstet. Wer aber ergriffe und begriffe sie mit den leiblichen Sinnen, selbst wenn sie gegenwärtig wären? Denn die Sinne des Körpers sind unzulänglich; er hat seine natürliche Grenze. Er genügt den Zwecken, für die er geschaffen ist; aber er ist außerstande das Entschwindende festzuhalten, dessen Anfang und Ende von Gott vorgezeichnet ist. Nur in Deinem Worte, das sie hervorgerufen hat, vernehmen die Dinge das Gebot: Bis hierher und nicht weiter!

Elftes Kapitel

Sei nicht töricht meine Seele, und laß dein aufhorchendes Herz nicht betäuben durch den Tumult eitler Nichtigkeiten. Vernimm auch du, wie das Wort dir selbst zuruft: „Kehre zurück!“ Denn bei ihm ist eine Stätte ungestörter Ruhe, wo man in

Liebe verweilt, solange die Liebe selbst verweilt. Siehe, die irdischen Dinge vergehen und kommen in steter Folge und das irdische All setzt sich aus all diesen Teilen zusammen. Der Ewige aber spricht: „Schwinde auch ich von hinnen!" Bei ihm gründe deine bleibende Wohnung. Wenn du müde und enttäuscht bist, so lege dort nieder, was du von ihm empfangen hast, meine Seele. Gib der Wahrheit, was der Wahrheit ist, und du wirst nichts verlieren; du wirst dich wieder aufraffen aus deiner Erschlaffung; alle deine Gebrechen werden Heilung finden; was du verloren, wirst du in neuer Gestalt wieder gewinnen, es wird mit dir verbunden werden und wird dich nicht mehr in die wirbelnde Tiefe ziehen, sondern mit dir bestehen und bestehen bleiben im ewig lebenden Gott.

Warum, meine Seele, folgst du in deiner Verkehrtheit deinen Sinnen? Kehre um, daß sie dir folgen. Was du mittels der Sinne wahrnimmst, ist ja nur einzelnes; das Ganze, von dem jenes nur Teile sind, bleibt dir unbekannt, und doch erfreuen dich schon die Teile. Wären deine leiblichen Sinne imstande, das Ganze zu erfassen, und wäre ihnen in einem Teil des Alls dir zur Strafe nicht eine bestimmte Beschränkung auferlegt, so würdest du wünschen, daß alles Gegenwärtige vorüberginge, um eine größere Freude am Ganzen haben zu können. Denn wenn du etwa einer Rede zuhörst, so willst du ja nicht, daß nur die einzelnen Silben in dir haften, sondern daß

sie verklingen, damit ihnen andere folgen und du den Inhalt des Ganzen vernimmst. So ist es mit allen Dingen, da das Einheitliche aus Teilen besteht, die Teile aber, aus denen es zusammengesetzt ist, nicht immer gegenwärtig sind. Könnten wir das Ganze erfassen und empfinden, so würde es uns mehr erfreuen als das einzelne. Weit vollkommener als all dies ist aber der Schöpfer des Weltalls, unser Gott; er vergeht nicht, denn nach ihm wäre das Nichts.

Zwölftes Kapitel

Wenn du Wohlgefallen findest an irdischen Wesen, so danke Gott dafür und liebe ihren Schöpfer, damit du durch deinen Beifall nicht Mißfallen erregst. Gefallen dir Seelen, so liebe sie in Gott, denn auch sie sind wandelbar; aber sie werden beständig, wenn sie sich auf ihn gründen. Sonst würden sie dahinschwinden und zugrunde gehen. In ihm sollen sie geliebt werden, entflamme sie für den Ewigen, soweit du es vermagst, und sprich zu ihnen: „Laßt uns ihn lieben!" Er selbst hat alles geschaffen und ist uns nah. Er schuf nicht und entfernte sich dann, denn aus ihm und in ihm ist alles. Siehe, wo er ist, da ist die Wahrheit. In der Tiefe des Herzens wohnt er; aber das Herz ist von ihm abgeirrt. Ihr Abtrünnigen, gehet in euch und hanget dem an, der euch schuf. Haltet zu ihm, und ihr werdet bestehen, ruhet in ihm, und ihr werdet Ruhe finden. In welche

Finsternis begebt ihr euch! Wohin wollt ihr! Das Gute, das ihr liebt, stammt von ihm; aber gut und angenehm ist es nur in seiner Gemeinschaft. Verlaßt ihr ihn aber, so wandelt sich alles, was von ihm herrührt, in Bitterkeit, weil es auf falsche Weise geliebt wird. Warum sollten wir auch immerzu auf steilen und mühseligen Wegen wandeln! Nicht dort ist der Friede, wo ihr ihn sucht. Sucht nur, soviel ihr mögt, ihr findet ihn nicht dort, wo ihr ihn sucht. Ihr sucht die Seligkeit im Reiche des Todes, dort aber ist sie nicht. Wie könnte dort ein seliges Leben sein, wo nicht einmal Leben ist!

Und er, der unser Leben ist, stieg zu uns herab und nahm den Tod auf sich und tötete ihn kraft der Fülle seines Lebens. Mit Donnerstimme ruft er uns zu, von hier zurückzukehren in jenes geheimnisvolle Heiligtum, von dem er zu uns kam, indem er erst in den jungfräulichen Leib einging, damit sich der sterbliche Mensch ihm vermähle, auf daß er nicht ewig sterblich bleibe. Und von da ging er hervor „wie ein Bräutigam aus seiner Kammer und freute sich wie ein Held, seinen Weg zu wandeln". Er zauderte nicht, sondern eilte dahin und rief uns auf durch Wort und Tat, durch Tod und Leben, rief es höllen- und himmelwärts, rief uns auf, zu ihm zurückzukehren. Er entschwand unseren Augen, damit wir in uns gingen und ihn dort fänden. Er schied von uns und siehe, er ist dennoch hier. Nicht lange wollte er bei uns weilen und dennoch verließ er uns nicht.

Er ist dahin gegangen, von wo er nie gewichen war, denn die Welt ist von ihm gemacht worden. Er war in dieser Welt und kam in diese Welt, auf daß die Sünder selig werden. Ihn bekennt meine Seele, und er heilt sie, denn an ihm hat sie sich vergangen. „Ihr Menschenkinder, wie lange wollt ihr eure Herzen beschweren?“ Wollt ihr, da das Leben herabgestiegen ist, nicht emporsteigen und leben? Aber wohin wollt ihr euch noch erheben, da ihr bereits „euer Haupt bis zum Himmel erhoben habt?“ Steigt herab, auf daß ihr euch zu Gott erhebet; schwinget euch empor zu Gott. Denn ihr seid gefallen, da ihr euch erhoben hattet gegen ihn. Dies verkünde ihnen im Tal der Tränen und reiße sie mit dir fort zu Gott empor, denn aus seinem Geiste redest du zu ihnen, wenn du, vom heiligen Feuer der Liebe entflammt, sprichst.

Dreizehntes Kapitel

Das alles wußte ich damals nicht und liebte das herkömmliche Schöne; ich sank immer mehr und mehr und sprach zu meinen Freunden: „Sollen wir etwas anderes lieben als das Schöne?“ Was ist aber schön und was ist Schönheit? Was zieht uns an, was reizt uns denn an den Dingen, die wir lieben? Wären sie nicht anmutvoll und schön, so würden sie uns niemals anziehen. Und ich bemerkte wohl, daß das Schöne auf der Harmonie des Ganzen beruht, das Gefällige aber auf der Harmonie der Teile; wie ein Teil

des Körpers sich dem ganzen Körper anpaßt oder der Schuh dem Fuße und so weiter. Solche Betrachtungsweise erfüllte mich ganz und gar und ich schrieb über „Das Schöne und Gefällige" einige Bücher, ich glaube zwei oder drei; Du weißt es besser, o Gott, mir entfiel es. Ich besitze sie nicht mehr, sie gingen mir verloren, ich weiß nicht wie.

Vierzehntes Kapitel

Was trieb mich aber, Herr mein Gott, jene Bücher dem Redner Hierius in Rom zu widmen, dem ich persönlich nicht nahestand, den ich vielmehr nur wegen des Rufes seiner großen Gelehrsamkeit verehrte und von dem ich manche Aussprüche kannte, die mir gefallen hatten? Am meisten gefiel er mir wohl nur, weil er den anderen gefiel, und weil sie an ihm lobten und bewunderten, daß er, ein geborener Syrer, der sich zuerst in der griechischen Rhetorik ausgebildet hatte und später auch als lateinischer Redner bedeutenden Ruhm erntete, in allen Fragen der Philosophie außerordentlich gut beschlagen war. Er wurde gepriesen und auch von der Ferne wurde ihm Verehrung zuteil. Dringt diese Liebe aus dem Munde des Lobenden auch in das Herz des Hörers? Wohl kaum; aber ein liebendes Herz entzündet auch ein anderes. Man liebt den, den man loben hört, wenn man überzeugt davon ist, daß derjenige, der lobt, nicht trügerischen Herzens lobt, sondern daß sein Lob aus vollem Herzen kommt.

So liebte ich damals die Menschen auf Grund menschlicher Urteile und nicht nach Deinem untrüglichen Urteil, mein Gott. Dennoch glich diese Liebe nicht der, die einem beliebten Wagenlenker oder einem vom Volke gefeierten Tierkämpfer entgegengebracht wird; sie war vielmehr anderer Art und viel tiefer; etwa so, wie ich selbst gern geliebt sein wollte. Ich hätte nicht wie ein Schauspieler gefeiert und geliebt sein mögen, obgleich ich auch diesen Lob und Anerkennung zollte. Lieber wäre ich unbekannt geblieben, als bekannt wie sie; lieber hätte ich Haß ertragen, als solche Liebe. Woher stammen wohl diese verschiedenen Maßstäbe der verschiedenen Liebessympathien in ein und derselben Seele? Wie kommt es, daß ich an jemand etwas liebe, das ich an mir selbst verabscheue und verwerfe und also hasse, obwohl wir doch beide Menschen sind? Allerdings, ein gutes Pferd liebt man auch, ohne selbst eins sein zu wollen, vorausgesetzt, daß es überhaupt möglich wäre; aber das läßt sich doch nicht auch auf den Schauspieler anwenden, der ja ein Mensch ist wie wir. Liebe ich also an einem Menschen etwas, was ich an mir selbst verabscheuen würde, obgleich ich auch ein Mensch bin? Wahrlich! der Mensch ist ein dunkles Rätsel, dessen Haupthaare Du, o Herr, gezählt hast, von denen ohne Deinen Willen keines verloren geht; und doch sind seine Haare leichter zu zählen als seine Leidenschaften und als die Empfindungen seines Herzens.

Jener Hierius aber gehörte zu denen, die ich so ver-

ehrte, wie ich mich selbst gern verehrt gesehen hätte! Hochmütig irrte ich umher und ließ mich vom Winde treiben, aber im Verborgenen führte mich Deine Hand. Woher weiß ich und erkenne ich mit solcher Gewißheit, daß ich jenen wegen der Verehrung, die ihm andere zollten, mehr liebte, als wegen der Taten, um derenwillen er gefeiert wurde? Hätte man ihn nicht gelobt, sondern getadelt und hätte dieselben Taten mit Mißfallen und Geringschätzung bedacht, so würde ich mich kaum für ihn begeistert und erwärmt haben. Und doch hätte das weder die Taten, noch den Mann selbst geändert; höchstens die Gesinnung derer, die über ihn sprachen. Siehe! wie schwach die Seele ist, solange sie nicht fest in der Wahrheit begründet ist. Wenn gerade der Wind der schwankenden Meinungen weht, wird die Seele wie im Wirbel hin und her getrieben, wird verwirrt, und die Wahrheit wird nicht erkannt, obwohl sie vor aller Augen liegt. Es schien mir sehr wichtig, daß meine Schrift und meine Studien jenem Manne bekannt würden. Hätte er sie gut geheißen so würde mich das um so mehr für ihn begeistert haben; würden sie ihm mißfallen haben, so hätte es mein eitles Herz, das noch keinen Halt an Dir hatte, verwundet. Und doch habe ich meine Abhandlung über das „Schöne und Gefällige", die ich dem Hierius zugeeignet hatte, im Geiste gern nachgeprüft und durchgearbeitet und habe sie bewundert, obwohl keiner diese Bewunderung mit mir teilte.

Fünfzehntes Kapitel

Aber ich erkannte noch nicht, worin das Wesentliche Deiner großen Schöpferkraft besteht, Allmächtiger, der Du alles Bewundernswürdige schaffst; mein Geist durchforschte die einzelnen Gestalten der Sinneswelt und ich versuchte zu bestimmen, zu unterscheiden und zu illustrieren, was „schön an sich" und was durch seine Harmonie mit anderen Dingen gefällig sei. Dann wandte ich mich der Erforschung der Seele zu, aber meine falsche Ansicht vom Geistigen ließ mich die Wahrheit nicht erkennen. Die Wahrheit drängte sich mir mit unmittelbarer Gewalt auf, aber mein umhertappender Verstand wandte sich vom Wesenlosen den Umrissen, Farben und bestimmten Größen zu. Und weil ich diese im Geistigen nicht wahrnehmen konnte, glaubte ich, überhaupt keinen Geist zu besitzen. Da mich aber an der Tugend die Eintracht anzog und am Laster der Zwiespalt abstieß, so schien mir an jener die Einheit, an dieser der Zwiespalt als charakteristisches Merkmal. In jener Einheit schien mir der vernünftige Geist, das Wesen der Wahrheit und des höchsten Gutes eingeschlossen; in diesem Zwiespalte des unvernünftigen Lebens glaubte ich Elender, sei die Substanz und das Wesen des höchsten Bösen eingeschlossen, das nicht bloß Substanz, sondern auch Leben enthielte, jedoch nicht von Dir geschaffen sei, o Gott, von dem alles kommt. Und jenes nannte ich eine Monas, gleichsam ein

Geistiges, aber Geschlechtsloses, dieses aber eine Dyas, den Haß beim Verbrechen, die Freude am Laster; ich wußte aber nicht, was ich damit sagen wollte. Ich hatte noch nicht erkannt und gelernt, daß das Böse kein selbständiges Wesen hat, noch daß uns der Geist das höchste unwandelbare Gut sei.

Denn wie Gewalttaten entstehen, wenn der böse Trieb in unserer Seele sündhaft erregt ist und sich übermütig und stürmisch gebärdet, und Schandtaten, wenn die Leidenschaft nach sinnlicher Lust nicht gemäßigt wird, so beflecken Irrtümer und falsche Meinungen die Seele, wenn die Vernunft selbst verderbt ist. So war meine Seele, da ich nicht wußte, daß der Geist von einem anderen Licht erleuchtet werden müßte, um der Wahrheit teilhaftig zu werden, weil sie nicht die wesentliche Wahrheit selbst ist. Denn Du bist die Flamme meiner Leuchte, Herr mein Gott, erhellest meine Finsternis und aus Deiner Fülle haben wir alle empfangen; Du bist das wahre Licht, das alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen, denn Du bist unveränderlich und dem Wechsel des Lichts und der Finsternis nicht unterworfen.

Zu Dir wollte ich mich erheben und wurde zurückgestoßen, um den Tod zu kosten, denn Du widerstehst den Hoffärtigen. Oder gibt es größere Hoffart, als in unglaublicher Torheit zu behaupten, im Wesen Dir gleich zu sein? Denn obwohl ich wandelbar war, was schon daraus hervorging, daß ich nur weise zu werden wünschte, um vollkommener zu

werden, so wollte ich doch lieber auch Dich für wandelbar halten, als annehmen, ich sei nicht Dir gleich. So ward ich zurückgestoßen, und Du widerstandest meinem hoffärtigen Nacken, und ich träumte von Gestalten der Sinneswelt und klagte, fleischlich gesinnt, das Fleisch an — ein irrender Geist fuhr ich dahin und kehrte nicht zu Dir zurück. Ich ging in der Irre und täuschte mich in dem, das weder in mir, noch in Dir, noch in den Körpern, noch in den Geschöpfen Deiner Wahrheit ist, sondern das von meinem eitlen Wahn nach körperlichen Eindrücken gebildet wurde. Und ich stellte den Geringen Deiner Gläubigen, meinen Mitbürgern, von denen ich in meiner Unwissenheit abgeirrt war, die alberne geschwätzige Frage: „Warum irrt die Seele, die Gott geschaffen?“ Ich wollte aber nicht, daß man mir antwortete: „Warum irrt also Gott?“ Ich behauptete deshalb lieber, Dein unwandelbares Wesen irre gezwungenermaßen, als daß ich eingestanden hätte, mein veränderliches Wesen sei freiwillig von Dir abgewichen und irre nun zur Strafe umher.

Ich war ungefähr sechs- oder siebenundzwanzig Jahre alt, als ich jene Schrift über „Das Schöne und Gefällige“ im Geiste ausarbeitete und verfaßte und mich mit sinnlichen Vorstellungen trug, die meine lauschende Seele betäubten, so oft ich, o süße Wahrheit, auf Deine innere Melodie horchte. Es trieb mich dazustehen, dich zu vernehmen und mich zu „freuen über des Bräutigams Stimme“, aber ich vermochte

es nicht, weil die Stimme meines Irrtums mich immer in die Außenwelt lockte und das Gewicht meines Stolzes mich zu Boden zog. Du ließest mich nicht hören Freude und Wonne, „auf daß die Gebeine frohlockten, die noch nicht zerschlagen waren".

Sechzehntes Kapitel

Was nützte es mir, daß ich ungefähr im zwanzigsten Lebensjahre eine Schrift des Aristoteles über „Die zehn Kategorien" in die Hände bekam! Ich lechzte förmlich danach, als ob sie etwas Göttliches und Wunderbares enthielte. Hatten mir doch in Karthago mein Lehrer der Rhetorik und einige andere, die in dem Ruf der Gelehrsamkeit standen, sie mit stolzgeblähten Backen angepriesen, bis ich sie gelesen und gründlich verstanden hatte. Als ich mit denen darüber sprach, die zugaben, sie hätten sie selbst unter der Anleitung der vortrefflichsten Lehrer kaum verstanden, obgleich diese nicht nur durch mündliche Erläuterung, sondern auch durch viele Zeichnungen und Beispiele klar zu werden suchten, konnten auch sie mir nichts anderes sagen, als was ich schon von selbst herausgelesen und verstanden hatte. Deutlich genug schien mir die Schrift von dem substantiellen Wesen, sowie dem Wesen der Menschen und seinen Eigenschaften zu sprechen; wie etwa die Gestalt des Menschen wäre, wie seine Statur, zum Beispiel wieviel Fuß er hoch sei, mit wem er

verwandt sei, zum Beispiel brüderlicherseits; wo er wohne, wo und wann er geboren sei, ob er sitze oder stehe, Schuhe oder Waffen trage, ob er aktiv oder passiv sei und was alles noch in diesen neun Kategorien, von denen ich eben einige Beispiele gab, oder in der Kategorie „Substanz" Unzähliges enthalten sei.

Das alles frommte mir zu nichts; es schadete vielmehr nur. Denn auch Dich, mein Gott, den wunderbar Einen und Unveränderlichen, wagte ich, im Wahn, jene zehn Kategorien umfaßten das All, so aufzufassen, als wärest auch Du das Subjekt Deiner Größe und Schönheit und als wären diese gleichsam nur subjektive Eigenschaften an Dir, wie an einem Körper, während Du doch selbst Größe und Schönheit bist. Zu den Eigenschaften des Körpers gehört aber nicht unbedingt das Merkmal der Größe und Schönheit. Es war falsch, was ich von Dir dachte, und nicht wahr; ein Trugbild meiner Elendigkeit, nicht aber ein sicheres Wissen von Deiner Seligkeit. Dein Befehl vollzog sich an mir: Dornen und Disteln sollte mir der Acker tragen, und im Schweiße des Angesichtes sollte ich mein Brot verzehren.

Was half es mir damals, daß ich, ein nichtswürdiger Sklave böser Leidenschaften, die ganze Literatur der sogenannten freien Künste studierte, soweit ich sie nur erlangen konnte, und daß ich sie verstand? Ich erfreute mich daran und ahnte nicht, wo das Wahre und Zuversichtliche herstammte. Ich hatte

dem Licht den Rücken zugekehrt und das Angesicht den beleuchteten Dingen; daher war mein Angesicht, das die beleuchteten Dinge betrachtete, selbst nicht erhellt. Was ich von der Kunst der Beredsamkeit und des Vortrags, der Geometrie, Musik und Arithmetik ohne große Mühe und ohne Anleitung anderer erlernte, weißt Du, Herr mein Gott, weil die rasche Auffassung und der Scharfblick meines Geistes Deine Geschenke sind. Allein, ich dankte Dir nicht dafür. Deshalb gereichten sie mir auch nicht zum Segen, sondern zum Verderben. Ich war darauf bedacht, einen guten Teil meines Vermögens in meiner Gewalt zu haben. Ich bewahrte meine Kräfte nicht Dir zu Ehren, sondern zog fort von Dir in ein fremdes Land und vergeudete sie in hurerischen Lüsten. So nützten mir meine Gaben nichts, da ich keinen guten Gebrauch davon machte. Denn ich merkte nicht, daß jene Künste selbst von Fleißigen und Begabten nur mit großer Mühe erlernt wurden, wenn ich sie ihnen nicht immer wieder erklärte, und der war der Trefflichste unter ihnen, der meiner Erklärung nicht gar zu langsam folgte.

Was aber frommte mir das, da ich glaubte, daß Du, Herr mein Gott, der Du die Wahrheit bist, ein unermeßlich großer leuchtender Körper seiest, von dem ich ein Teilchen wäre. Welch ungeheure Verkehrtheit! So war ich aber und ich errötе nicht, Deine Barmherzigkeit an mir zu bekennen und Dich

anzurufen; ich, der ich mich damals nicht schämte, vor den Menschen mit Lästerungen loszulegen und Dich anzubellen. Was nützte mir mein Geist, der spielend jene Wissenschaft bewältigte und ohne jedwede Hilfe jene höchst verwickelten Probleme der Literatur auflöste, während ich Deine heilige fromme Lehre entstellte und in gotteslästerlicher Weise umherirrte? Was schadete Deinen Kindern die langsamere Fassungsgabe, da sie sich nicht so weit von Dir entfernten, um im Neste Deiner Kirche flügge zu werden und um die Schwingen der Liebe durch die Nahrung des gesunden Glaubens zu stärken? O Herr, unser Gott, im Schatten Deiner Fittiche wollen wir hoffen! Schirme und trage uns! Du wirst uns tragen vom Mutterschoße an, bis wir grau und alt geworden. Denn bist Du unsere Kraft, so stehen wir kräftig da; stehen wir aber auf uns selber, so sind wir schwach. In Dir ruht beständig unser Gut; weil wir uns von ihm abkehrten, sind wir verkehrt worden. Nun wollen wir zurückkehren, o Herr, um unserer Verkehrtheit zu entrinnen, weil Du unser Gut ohne alle Fährnis bewahrst, denn Du bist es ja selbst. Und darum fürchten wir nicht, daß wir einst keine Stätte haben, wenn wir dahin zurückkehren, von wo wir einst entwichen sind. Denn wenn wir auch fern von Dir sind, stürzt unser Vaterhaus nicht ein, das in alle Ewigkeit feststeht.

Fünftes Buch

Erstes Kapitel

Nimm das Opfer meiner Bekenntnisse an, das meine Zunge Dir darbringt, die Du gebildet und gelöst hast; heile alle meine Glieder und sie werden sagen: „Herr, wer gleicht wohl Dir?“ Wer vor Dir bekennt, belehrt Dich nicht erst über seine inneren Vorgänge, denn Dein Auge durchschaut auch ein verschlossenes Herz, und menschliche Härte hält Deine Hand nicht zurück. Wenn Du willst, schmilzest Du diese Härte in Erbarmen oder in Strafe und es kann sich keiner Deiner Glut entziehen. Meine Seele aber lobpreise und liebe Dich; sie bekenne, wie Du Dich ihrer erbarmt hast, auf daß sie erfüllt sei von Lob. Das ganze Universum preist Dich ohne Ende und nichts in Deiner Schöpfung verschweigt Deinen Ruhm; weder des Menschen Geist, der durch sein Bekenntnis sich Dir zuwendet, noch die lebendige oder die leblose Kreatur, die durch den Mund der Betrachter gepriesen wird. Unsere Seele wird begeistert durch Deine Schöpfung, sie rafft sich aus

ihrer Schlaffheit auf und ringt sich empor zu Dir, der Du alles so wundervoll geschaffen. Und das erquickt und verleiht wahre Kraft.

Zweites Kapitel

Mögen die Ruhelosen und Ungerechten nur von Dir abfallen und Dich fliehen. Du entdeckst sie und folgst ihrem Schatten. Alles ist schön rings um sie, nur sie selbst sind häßlich. Wodurch könnten sie Dir schaden oder Dein Reich verunglimpfen, das vom Himmel droben bis zum niedrigsten Geschöpf der Erde gerecht und vollkommen ist! Wohin flohen sie, als sie sich von Deinem Angesicht wandten! Und wo wäre die Stätte, wo Du sie nicht fändest! Sie entflohen, damit sie Dich, der sie erblickt, nicht sähen und in ihrer Verblendung Anstoß wider Dich erregten, denn Du verläßt keines Deiner Geschöpfe. Die Ungerechten mögen sich an Dir stoßen, damit sie gerechter Weise geplagt würden. Sie haben sich Deiner Milde entzogen, sträubten sich gegen Deine Zucht und verfielen ihrer eigenen Härte. Vielleicht wissen sie nicht, daß Du, den kein Raum begrenzt, überall und allgegenwärtig bist, selbst denen, die sich weit von Dir entfernen. Mögen sie Umkehr halten und Dich suchen, denn wenn sie auch ihren Schöpfer verlassen haben, verläßt doch Du Deine Geschöpfe nicht. Mögen sie sich bekehren! Und siehe, Du lebst in ihrem Herzen, lebst in den Herzen Deiner Bekenner, die sich

in Deine Arme werfen und nach ihren mühseligen Irrwegen sich an Deiner treuen Brust ausweinen. Du trocknest mildselig ihre reichlich fließenden Tränen, unter denen sie lächeln, weil es nicht irgendein Mensch aus Fleisch und Blut ist, der ihnen Frieden schenkt, sondern weil Du, o Herr, ihr Schöpfer, sie labst und tröstest. Und wo war ich, da ich Dich suchte? Du standest vor mir, ich aber hatte mich selbst verloren und fand mich nicht; um wie viel weniger Dich!

Drittes Kapitel

Vor Gottes Angesicht will ich offen erzählen, was sich ereignete, als ich neunundzwanzig Jahre alt war. Faustinus, ein Bischof der Manichäer, war nach Karthago gekommen, eine rechte Satansfalle, in der sich schon viele gefangen hatten, die sich durch den Reiz seiner einschmeichelnden Rede betören ließen. Obgleich ich ihm ebenfalls beifällig zuhörte, unterschied ich doch die Wahrheit, die ich eifrig anstrebte, und deshalb achtete ich nicht so sehr auf die Form der Rede, als auf das, was mir der berühmte Faustinus als wissenschaftliche Nahrung darbot. Denn ihm ging der Ruf voraus, daß er in allen ehrbaren Wissenschaften vielerfahren und in den freien Künsten außerordentlich bewandert sei. Und da ich ziemlich viel Philosophie getrieben und vieles meinem Gedächtnis eingeprägt hatte, verglich ich manches mit den langweiligen Hirngespinsten der Mani-

chäer, und ihre Aussprüche, die so viel klarmachten, daß sie die Welt zu erforschen suchten, obgleich sie den Herrn der Welt nicht gefunden hatten, schienen mir viel wahrscheinlicher. Denn Du, o Herr, bist erhaben und schaust herab auf das Niedrige und erkennst den Stolzen von fern. Du bist nur denen nahe, die zerknirschten Herzens sind, Du läßt Dich nicht von den Hochmütigen finden, wenn sie auch in ihrem Fürwitz die Sterne und den Sand zu zählen, den Sternenhimmel auszumessen und die Bahnen der Gestirne zu erforschen sich erkühnen.

Sie erforschen diese Dinge kraft des Verstandes und des Geistes, den Du ihnen gegeben; sie haben vieles gefunden; haben viele Jahre die Mond- und Sonnenfinsternisse im voraus verkündet; haben vorausberechnet, an welchem Tage und zu welcher Stunde und in welchem Umfange sie eintreffen werden. Ihre Berechnung hat sie nicht getäuscht. Es traf ein, wie sie es vorausgesagt. Auf Grund ihrer Forschungen stellten sie alsdann gesetzmäßige Regeln auf, die noch heute Geltung haben und aus denen sich vorhersagen läßt, in welchem Jahre und Monate, an welchem Tage, zu welcher Stunde und um wieviel sich die Sonne oder der Mond verfinstern werden; und es trifft ein, wie sie es voraussagen. Die Menschen bewundern es, die Unkundigen staunen es an, die Kundigen aber frohlocken und brüsten sich, und in gottloser Hoffart entziehen sie sich Dir und entfernen sich von Deinem Lichte. Und während sie eine Sonnen-

finsternis jahrelang vorausſehen, werden ſie ihre eigene Verfinſterung nicht gewahr. Denn ſie fragen nicht gottesfürchtigen Sinnes, woher ſie ihren Geiſt haben, kraft deſſen ſie dies erforſcht. Fänden ſie aber, daß Du ſie geſchaffen haſt, ſo gäben ſie ſich Dir zu eigen, damit Du bewahrſt, was Du geſchaffen. Sie würden dann ihr eigenes Ich töten, das ſie zu ihrem Götzen gemacht haben, würden ihre trotzigen Gedanken opfern, die ſo hoch fliegen wie die Vögel unter dem Himmel und ihre fürwitzige Neugierde, mit der ſie die verborgenſten Pfade der Tiefe durchwandeln, wie die Fiſche im Meere und ſie würden von ihren Lüſten laſſen, die ſie den Tieren des Feldes gleich machten, damit Du, o Gott, durch dein zehrendes Feuer ihre totbringenden Sorgen hinwegraffſt und ſie neu ſchaffſt und mit unſterblichen Kräften begnadeſt.

Aber ſie kennen den Heilsweg nicht, Dein Machtwort, das alles hervorrief, was ſie zählen, ſamt ihnen ſelber, die zählen, und den Verſtand, womit ſie zählen. Aber Deine Weisheit iſt ſonder Zahl. Und er, der Eingeborene, iſt uns ein Sinnbild der Weisheit geworden und der Gerechtigkeit; uns zu heiligen iſt er erſtanden. Er ward uns beigezählt und zahlte dem Kaiſer Tribut. Sie ſuchen den Weg nicht, auf dem ſie von ihrer Höhe zu ihm hinabſteigen könnten, um durch ihn hinaufzuſteigen zu Dir. Sie kennen den Weg und dünken ſich erhaben und leuchtend wie die Sterne; aber ſiehe, ſie ſtürzen zur Erde

und ihr törichtes Herz ist verfinstert. Sie wissen viel Wahres über die Schöpfung zu sagen; aber die Wahrheit selber, den Meister der Schöpfung und ihren Ursprung suchen sie nicht aufrichtigen Herzens, und deshalb finden sie ihn auch nicht. Oder wenn sie ihn finden und als Gott erkennen, preisen sie ihn nicht als Gott und danken ihm nicht, sondern hegen eitle Gedanken, halten sich für weise und schreiben sich zu, was Dein ist. Deshalb suchen sie auch in ihrer verblendeten Verkehrtheit Dir zuzurechnen, was ihnen gemäß ist, indem sie Lügen auf Dich häufen, der Du die Wahrheit bist, und die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild und Gleichnis verwandeln, dem vergänglichen Menschen, den Vögeln, dem vierfüßigen Getier und dem Gewürm gleich. Sie verkehren Deine Wahrheit in Lügen und ehren und dienen den Geschöpfen mehr, als dem Schöpfer.

Viel Richtiges aber, das sie von der Natur ableiteten, merkte ich mir und die wissenschaftliche Begründung ihrer Aussagen leuchtete mir auf Grund der Berechnungen, der chronologischen Ordnung und der sichtbaren Zeugnisse der Gestirne vollkommen ein. Das verglich ich denn mit den Aussprüchen des Manichäers, der gerade über diese Dinge viel blödes Gefasel zusammengeschrieben hat. Was er in Bezug auf die Sonnenwende, Tag- und Nachtgleiche, Sonnen- und Mondfinsternisse sagte, entbehrte jeglicher wissenschaftlicher Begründung, wie überhaupt in sei-

nen Büchern nichts von Weltweisheit stand. Hier wurde blinder Glaube gefordert; meine Kenntnisse, die auf Berechnungen und Beobachtungen basierten, nützten mir nichts, denn da verhielt sich alles anders.

Viertes Kapitel

Aber gefällt Dir der, der all dies weiß, Herr und Gott der Wahrheit? Unglücklich der Mensch, der all dies weiß und Dich nicht kennt, und selig der, der Dich kennt, wenn er auch von jenen anderen Dingen nichts weiß. Kennt er Dich aber und besitzt er auch jenes andere Wissen, so ist er um jener Kenntnisse willen nicht seliger; Du allein bist es, der ihn selig macht, wenn er Dich als seinen Gott erkennt und preist, Dir dankt und nicht eitel wird in seinen Gedanken. Denn ebenso wie der besser dran ist, der weiß, daß er einen nutzbringenden Baum besitzt, für den er Dir Dank abstattet, wenngleich er nicht weiß, wieviel Fuß er mißt und welchen Umfang er hat, als jener, der ihn ausmißt und seine sämtlichen Zweige zählt, während er weder der Besitzer des Baumes ist, noch den Schöpfer kennt oder liebt, so hat unzweifelhaft der Gläubige den bessern Teil erwählt, dem die Welt mit all ihren Schätzen gehört, der gleichsam nichts besitzt und alles, weil er Dir anhängt, dem alles dient. Und würde er selbst den Lauf der Gestirne nicht kennen, wäre ihm dennoch wohler, als dem, der den Himmel ausmißt, die Sterne zählt, die

Elemente erforscht und Dich dabei übersieht, der da alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet hat.

Fünftes Kapitel

Wer veranlaßte denn den Manichäer, über Dinge zu schreiben, die bei der Übung des Gottesdienstes durchaus nicht erforderlich waren! Denn Du sprachst zum Menschen: „Siehe, die Ehrfurcht vor dem Herrn ist Weisheit!" Von dieser brauchte er nicht viel zu wissen und hätte jene andern Dinge dennoch gründlich verstehen können. Da er aber nichts davon verstand und trotzdem die Unverschämtheit besaß, sie zu lehren, so war ihm Gottesfurcht völlig fremd. Es gehört Eitelkeit genug dazu, mit solchen weltlichen Kenntnissen zu prahlen, Frömmigkeit aber, vor Dir zu bekennen. Von Frömmigkeit weit entfernt, schwatzte jener Mann weitläufig über astronomische Dinge, was nur zur Folge hatte, daß die Sachverständigen sofort seine Ignoranz erkannten, ihn mit Leichtigkeit überführten und aufdeckten, wie es mit seiner Kenntnis von weniger geläufigen Gebieten beschaffen war. Er selbst hatte eine recht große Meinung von sich und wagte sogar den Leuten einzureden, der heilige Geist, der Tröster und Wohltäter Deiner Gläubigen, sei leibhaftig in ihn gefahren. Wenn ihm daher nachgewiesen wurde, daß er betreffs des Himmels, der Gestirne, der Umdrehungen der Sonne und des Mondes falsche Behauptungen

aufgestellt hatte, so legte das, obgleich Astronomie ja nicht zur Glaubenslehre gehört, von seinem gotteslästerlichen Streben genügenden Beweis ab. Denn in wahnsinniger Überhebung trug er nicht nur Dinge vor, von denen er keine Ahnung hatte; er fälschte vielmehr auch wissentlich die Tatsachen, die er in seiner Geblähtheit als Kenntnisse eines göttlichen Wesens aufgefaßt wissen wollte.

Wenn ich einen christlichen Bruder Ansichten über profane Dinge äußern höre, die Unkenntnis und Irrtümer verraten, so habe ich Geduld mit ihm und seinen irrigen Meinungen, denn ich weiß, daß ihm seine Unkenntnis von Wesen und Art der Sinneswelt keinen Schaden bringen kann, sofern er nur von Dir, dem Herrn und Schöpfer aller Dinge, keine unwürdigen Vorstellungen hat. Schaden würde es ihm ja nur, wenn er glaubte, daß dies den Inhalt der Heilslehre ausmacht und wenn er es wagte, hartnäckig etwas zu behaupten, wovon er nichts versteht. Aber auch solche Schwäche wird in der Kindheit des Glaubens von der Liebe mütterlich ertragen, bis der neue Mensch zu vollkommener Selbständigkeit herangereift ist und nicht mehr hin und her getrieben wird von allerlei windigen Lehren. Wer aber wagen würde, als Lehrer, Stifter, Führer und Meister derer aufzutreten, die er irregeführt hat, so daß seine Anhänger vermeinen, sie verehrten nicht irgendeinen beliebigen Menschen, sondern Deinen heiligen Geist, wer wird dann, sobald die Verkehrtheit seiner Leh-

ren erwiesen ist, diesen Wahnsinn nicht verabscheuen und verwerfen? Indessen war ich selber noch nicht zu klarer Einsicht gekommen, ob der Wechsel der Tag- und Nachtdauer und der Wechsel von Tag und Nacht, die Finsternisse und andere Erscheinungen dieser Art, von denen ich viel gelesen hatte, nicht vielleicht auch nach seiner Methode erklärt werden könnte. Wäre dies möglich gewesen, so würde ich zwar im Ungewissen geblieben sein, wo die Wahrheit liege, ausschlaggebend für mich wäre schließlich aber das Ansehen des Mannes und seine vermeintliche Heiligkeit gewesen.

Sechstes Kapitel

Fast volle neun Jahre hindurch, während deren ich die Manichäer irrenden Geistes anhörte, erwartete ich mit einer aufs höchste gespannten Sehnsucht jenen Faustinus, auf den mich die anderen immer vertrösteten, so oft sie meinen Fragen nicht gewachsen waren. Sie versicherten mir stets, in einer persönlichen Unterredung würde er mir alle diese und noch viel verwickeltere Fragen lösen. Als er nun kam, fand ich in ihm einen liebenswürdigen, einnehmenden Mann, der recht gefällig über die manichäischen Lehren plaudern konnte. Was aber nützten meinem Durst die prächtigen Becher? Was half mir der artigste Mundschenk? An solchen Dingen fanden meine Ohren keinen Geschmack mehr; auch schienen die Dinge dadurch nicht klarer zu wer-

den, daß sie in angenehmer Form gesagt wurden, noch an Wahrhaftigkeit zu gewinnen, weil sie beredt mitgeteilt wurden, noch schien mir sein Geist deshalb klüger, weil seine Mimik der würdevollen Rede angepaßt war. Jene aber, die mich auf ihn verwiesen hatten, konnten den Sachverhalt gar nicht beurteilen; er schien ihnen klug und weise, weil sie ihm einfach mit Vergnügen zuhörten. Ich lernte aber auch noch eine andere Art Leute kennen, die die Wahrheit beargwöhnten und ihr nicht trauten, sobald sie in reichem Wortschmuck vorgetragen wurde. Mich aber, mein Gott, hattest Du auf wunderbare und verborgene Weise schon belehrt. Und daß Du es mich gelehrt hast, glaube ich deshalb, weil es keinen anderen Lehrer der Wahrheit gab außer Dir, wo die Wahrheit auch immer herkommen mag. Ich hatte also bereits von Dir gelernt, daß man etwas nicht für wahr halten dürfe, bloß weil es fließend vorgetragen wurde, und etwas nicht für falsch, wenn der Redner schwerfällig sprach, und daß wiederum nicht etwas wahr sei, bloß weil es reizlos gesagt wurde, noch etwas falsch, weil die Rede glanzvoll war. Es verhält sich vielmehr mit der Wahrheit und Torheit, wie mit bekömmlichen und unbekömmlichen Speisen, die beide geschmückt oder schmucklos in einfachen oder kostbaren Gefäßen aufgetischt werden können.

Meine Begierde, die jenen Mann so lang herbeigesehnt hatte, wurde zwar durch sein lebhaftes Wesen

und durch seinen effektvollen Vortrag befriedigt, der den Eindruck des völlig Ungezwungenen machte. Wie viele, wurde aber auch ich hingerissen und stimmte ihren Lobsprüchen freudig bei; es schien mir nur bedauerlich, daß ich meine Einwürfe nicht vor dem Auditorium vorbringen und ihm meine dringenden Fragen auch nicht im vertraulichen Gedankenaustausch zur Beantwortung vorlegen durfte. Als ich endlich Gelegenheit dazu hatte und mit meinen Freunden seine Aufmerksamkeit zu einer Zeit in Anspruch nahm, wo es nicht ungeziemend war, mit ihm zu disputieren, und ich einiges vortrug, das mich besonders bewegte, fand ich einen Mann in ihm, der in den freien Künsten, ausgenommen in der Grammatik — und in dieser recht mittelmäßig — keinen Bescheid wußte. Er hatte ein paar Reden von Cicero gelesen, einige Schriften von Seneca, einige andere Dichter und einige Werke seiner Sekte, die in gutstilisiertem Latein geschrieben waren. Weil er aber täglich Gelegenheit hatte, Reden zu halten, gewann er dadurch eine sichere Fertigkeit, die durch seine Beweglichkeit des Geistes und durch einen gewissen Mutterwitz eines einschmeichelnden Reizes nicht entbehrte.

Ist es nicht so, Herr mein Gott, Du Richter meines Gewissens? Offen liegt mein Herz und meine Erinnerung vor Dir; Deine geheimnisvolle Vorsehung leitete mich schon damals und führte mir meine schmachvollen Irrtümer vor Augen, damit ich sie erkennen und hassen lernte.

Siebentes Kapitel

Nachdem ich mich von seiner Unwissenheit in den freien Künsten, in denen ich ihn sehr bewandert glaubte, überzeugt hatte, gab ich die Hoffnung auf, daß er mir je die Fragen beantworten und die quälenden Zweifel lösen könnte. Trotzdem hätte er, obwohl er unwissend war, im Besitze der göttlichen Wahrheit sein können, wenn er nur kein Manichäer gewesen wäre. Denn in der Literatur der Manichäer wird lang und breit von den Mythen über den Himmel und die Gestirne, über Sonne und Mond gefabelt. Nun hätte ich mich gern vergewissert, ob die Vergleichung der Berechnungen, die ich anderswo gelesen hatte, mit denen der Manichäer übereinstimmte, so daß ich auch an diesen eine gute Grundlage besessen hätte; aber er konnte mir keine befriedigende Auskunft darüber geben. Als ich ihm dies zur Begutachtung und Erwägung anheimgab, wagte er es in seiner Bescheidenheit nicht, sich einer so schweren Aufgabe zu unterziehen. Er wußte, daß er nichts davon verstand, und schämte sich nicht, es einzugestehen. Er war keiner jener Schwätzer, deren Opfer ich so oft geworden bin und die mich zu belehren versuchten, obwohl sie im Grunde gar nichts wußten. Das Herz jenes Manichäers war zwar Dir nicht zugewandt, er pochte aber nicht vermessen auf sich selbst. Er war sich überhaupt seiner mangelhaften Kenntnisse bewußt und wollte sich nicht durch dreiste Wort-

gefechte in die Enge treiben lassen, in der ihm weder ein Ausweg, noch ein Rückzug offen geblieben wäre. Gerade dadurch gefiel er mir um so besser. Denn diese Bescheidenheit einer aufrichtigen Seele ist schöner als der Besitz der Kenntnisse, nach denen ich Verlangen trug. Und so ging es mir mit ihm in allen schwierigen und verwickelten Fragen.

Das kühlte meinen Eifer, mit dem ich mich auf die manichäischen Schriften geworfen hatte merklich ab und mein Interesse an den übrigen Lehrern erlahmte, da jener berühmte Mann sich schon bei vielen Fragen, die mich bewegten, als unzulänglich erwiesen hatte. Ich fing aber an mit ihm zu verkehren und die Studien mit ihm zu betreiben, die sich mit meinen eigenen wissenschaftlichen Forschungen deckten, die ich damals als Rhetor den Jünglingen zu Karthago vortrug; wir lasen Bücher zusammen, die er nur vom Hörensagen kannte und nun kennen zu lernen wünschte und die mir seinem Geiste angemessen schienen. Im übrigen aber war mein Ehrgeiz, durch den ich es in der Sekte der Manichäer weit zu bringen hoffte, durch die Bekanntschaft mit jenem Manne völlig gebrochen. Da ich aber nichts Besseres fand, als das, womit ich mich gerade befaßte, gab ich es vorläufig noch nicht gänzlich auf, sondern behielt es zunächst noch bei, bis sich vielleicht gelegentlich etwas Besseres darbieten würde. So hatte also jener Faustinus, der so vielen ein Fallstrick des Todes war, begonnen, ohne sein Wissen und Wollen die Schlinge zu lösen, in der ich

selber gefangen war. Denn, Du o Gott, zogst nach dem verborgenen Ratschluß der Vorsehung Deine Hand nicht von meiner Seele ab; meine Mutter brachte Dir blutenden Herzens Tag und Nacht Tränenopfer für mich dar. Und Du hast mich auf wunderbare Weise geleitet. Ja, Du führtest mich, mein Gott. Denn von Dir werden die Schritte des Menschen gelenkt, auf daß er Lust finde, Deine Wege zu gehen. Wer sonst führt uns zum Heil, wenn nicht Deine Hand, die segnet, was Du schufst?

Achtes Kapitel

Du also hast es so gelenkt, daß mir geraten wurde, nach Rom überzusiedeln und lieber dort zu lehren, als in Karthago. Ich will nicht unterlassen zu berichten, wie ich dazu veranlaßt wurde, weil sich auch in diesem Bekenntnis Deine allgegenwärtige Barmherzigkeit offenbart, die immer, wenn auch in tiefster Verborgenheit, uns schirmt. Ich wollte nicht der größeren Einkünfte oder der größeren Ehre halber, die mir die beratenden Freunde in Aussicht stellten, nach Rom reisen, obwohl auch das mich damals lockte; der wichtigste, ja fast der einzige Beweggrund war vielmehr der, daß ich gehört hatte, die jungen Leute lebten dort ruhig ihren Studien und würden durch strenge Ordnung und stramme Zucht in Schranken gehalten, so daß sie sich nicht in die Vorlesung dieses oder jenes Lehrers drängen

konnten, wenn sie nicht bei ihm hörten. Es hieß, daß sie ohne dessen Erlaubnis gar nicht zu seinen Vorlesungen zugelassen würden. In Karthago dagegen war die Unverschämtheit der Studenten unbeschreiblich groß. Sie stürzten einfach frech herein und störten die Ordnung, die jeder Lehrer im Interesse seiner studierenden Schüler aufrecht erhalten hatte, als wären sie tobsüchtig. Mit unbegreiflicher Roheit verübten sie ihre Bubenstreiche, die eigentlich straffällig waren, wenn sich nicht gewissermaßen ein Gewohnheitsrecht herausgebildet hätte, das sie beschützte. Aber es kennzeichnete ihre Erbärmlichkeit um so deutlicher, daß sie Handlungen, die nach Deinem ewigen Gesetz immer verboten sein werden, begingen, als ob sie erlaubt wären, und daß sie glaubten, ihre Roheiten ungestraft verüben zu können, während sie doch schon durch ihre sündige Verblendung gestraft waren, durch die sie ungleich Schlimmeres erlitten, als sie begingen. So war ich gezwungen, die Unsitten, die ich als Schüler vermieden hatte, mir als Lehrer von anderen gefallen lassen zu müssen, und darum entschloß ich mich, nach Rom zu gehen, wo nach dem Zeugnis aller Kundigen dergleichen nicht vorkam. Du aber, „meine Hoffnung und mein Anteil im Lande der Lebendigen", bewogst mich, zum Heil meiner Seele meinen Wohnort zu wechseln, stacheltest mich in Karthago auf, mich von da loszureißen und nach dem verlockenden Rom zu gehen, und zwar durch Menschen, die ein

todbringendes Leben liebten; bald durch solche, die schlecht handelten, bald durch solche, die vergebliche Versprechungen machten. Um mich zum Besseren zu bekehren, bedientest Du Dich insgeheim ihrer, als auch meiner Verkehrtheit. Denn die mir meine Ruhe stahlen, waren verblendet und schrecklich verwildert, und die mich zu anderen Zielen wiesen, hafteten am Irdischen. Ich aber, der ich hier die wahre Erbärmlichkeit verabscheute, suchte dort ein falsches Glück. Warum ich aber von Karthago nach Rom ging, wußtest Du wohl, o Gott, offenbartest es aber weder mir, noch meiner Mutter, die mich bei meiner Abreise bitterlich weinend bis ans Meer begleitete. Da sie mich aber gewaltsam zurückhielt, und mich zur Umkehr zu bestimmen oder mich zu begleiten suchte, täuschte ich sie und gab vor, bei einem Freunde zu bleiben, der nur auf günstigen Wind warte, um abzusegeln. So belog ich meine Mutter — und welch eine Mutter! — und entfloh. Du aber hast mir auch dies in Deiner Barmherzigkeit vergeben und hast mich beschützt vor den Fluten des Meeres, der ich voll verdammenswerten Schmutzes war, bis mich das Gnadenwasser der Taufe gereinigt hatte, damit die Tränenströme der Mutter getrocknet würden, mit denen sie vor Deinem Angesicht täglich die Erde tränkte. Und da sie sich weigerte, allein zurückzukehren, überredete ich sie mit Mühe, in der Nähe unseres Schiffes bei der Gedächtniskapelle des heiligen Cyprianus die Nacht zuzubringen. In der-

selben Nacht aber segelte ich heimlich fort, indes sie die Nacht unter Gebet und Tränen zubrachte. Was erflehten ihre reichen Tränen anderes von Dir, mein Gott, als daß Du meine Abreise verhindern möchtest! Du aber erhörtest nach Deinem hohen Ratschluß nur den größten ihrer sehnsüchtigen Wünsche. Du gewährtest nicht, um was sie damals bat, um später zu erfüllen, was ihr ständiges Gebet war. Der Wind blies und schwellte unsere Segel, und die Küste entschwand unseren Augen immer mehr, an der am nächsten Morgen meine schmerzgebeugte Mutter jammerte und Dein Ohr mit Klagen und Seufzen erfüllte, das aber taub schien für sie, als hättest Du ihr Flehen verachtet. Du führtest mich durch alle Leidenschaften, um eben meinen Leidenschaften ein Ende zu machen; meiner Mutter heftige Sehnsucht strafte Du aber mit gerechter Not. Sie hätte mich in mütterlicher Weise immer gern mit ihrer besonderen Innigkeit umgeben, und sie wußte nicht, welche Freude Du ihr durch meine Abreise bereiten würdest. Und weil sie es nicht wußte, weinte und klagte sie und offenbarte sich in ihrem Schmerz als eine Tochter Evas. Mit Schmerzen suchte sie das Kind, das sie mit Schmerzen geboren hatte. Und doch, nachdem sie meinen Betrug und meine Härte beklagt hatte, wandte sie sich wieder im Gebet Dir zu und ging ihrer gewohnten Lebensweise nach. Ich aber ging nach Rom.

Und siehe, dort wurde ich durch eine böse Krankheit niedergeworfen und ging dem Tode entgegen, mit all meinen vielen und schweren Schandtaten beladen, die ich gegen Dich und mich und andere verübt hatte, ganz abgesehen von der Last der Erbsünde, durch die wir „alle in Adam sterben". Denn Du hattest mir noch nichts davon um Christi willen vergeben, noch hatte er an seinem Kreuze die Feindschaft aufgehoben, die ich mir durch meine Sünden gegen Dich zugezogen hatte. Wie hätte er sie am Kreuze durch den Scheintod, von dem ich damals überzeugt war, sühnen können? Je weniger ich daher an seinen leiblichen Tod glaubte, desto mehr näherte ich mich meinem seelischen Tod, und so wahr sein leiblicher Tod war, so falsch war das Leben meiner Seele, die nicht daran glaubte. Mein schweres Fieber nahm zu und ich war nahe daran, draufzugehen und zur Hölle zu fahren. Denn, wenn ich damals aus diesem Leben gegangen wäre, wohin anders wäre ich gekommen als in das ewige Fegefeuer, das gemäß Deiner gerechten Ordnung meinen Taten entsprach. Die Mutter wußte nichts davon und dennoch betete sie in der Ferne für mich. Du aber, Allgegenwärtiger, erhörtest ihr Gebet und erbarmtest Dich meiner, daß ich meine körperliche Gesundheit wiedererlangte, wenngleich ich auch noch immer an einer gottlosen Seele krankte. Auch in jener großen

Not sehnte ich mich nicht nach Deiner Taufe! Um wie viel besser war ich einst als Knabe, wo ich die Taufe von der frommen Mutter erbat, wovon ich schon früher in meinen Bekenntnissen berichtet habe. Aber meine Schande wuchs mit mir und in meiner Torheit verlachte ich den Rat Deiner Heilslehre; Du aber wolltest nicht, daß ich zwiefach sterbe. Hätte diese Wunde das Herz meiner Mutter getroffen, sie wäre nimmer genesen; denn ich vermag es nicht zu sagen, wie zärtlich sie mich liebte und wieviel größere Pein ihr meine geistige Geburt verursacht hat, als ihr meine leibliche bereitet hatte.

Darum weiß ich nicht, wie sie hätte genesen können, wenn mein zwiefacher Tod ihr liebendes Herz durchbohrt hätte. Aber ihre innigen, ununterbrochenen Gebete kamen vor Dich. Und hättest Du, Gott des Erbarmens, das geängstete und niedergebeugte Herz einer keuschen und einsichtigen Mutter verachtet? Sie gab fleißig Almosen, ehrte gehorsam Deine Heiligen und unterließ es an keinem Tage, ihr Scherflein auf Deinem Altar niederzulegen; zweimal täglich, morgens und abends, ging sie in Deine Kirche, ohne je zu fehlen; nicht um törichte Fabeln und Altweibergewäsch anzuhören, sondern um in den Predigten von Dir sprechen zu hören und damit Du ihre Gebete erhörest. Sie flehte weder um Gold noch um Silber, noch um irgendein anderes vergängliches und unbeständiges Gut, sondern um das Seelenheil ihres Sohnes; konntest Du, durch dessen Gnade

sie so geworden war, sie zurückweisen und ihr Deinen Beistand verweigern? Gewiß nicht, o Herr; Du warst ihr vielmehr nahe und erhörtest sie nach der Ordnung Deiner Heilslehre, die Du vorbestimmt hast. Unmöglich konntest Du sie mit jenen Traumgesichten und Offenbarungen täuschen, die ich zum Teil schon erwähnte und die sie in treuem Herzen bewahrte und Dir im Gebete wie eine Schuldverschreibung immer wieder vorhielt. Denn weil Deine Barmherzigkeit ewig währt, läßt Du Dich herbei, durch Deine Verheißungen der Schuldner derer zu werden, deren Schuld Du tilgst.

Zehntes Kapitel

So hast Du mich denn von jener Krankheit wieder geheilt und hast „den Sohn Deiner Magd" zunächst leiblich genesen lassen, um ihm später eine vollkommenere und gewissere Heilung zu schenken. Auch in Rom knüpfte ich mit jenen betrogenen und betrügerischen Heiligen Beziehungen an, nicht nur mit den sogenannten „Hörern", zu denen auch der gehörte, in dessen Haus ich erkrankte und gesundete, sondern auch mit den sogenannten „Auserwählten". Denn mir schien noch immer, daß nicht wir es wären, die sündigten, sondern daß eine zweite Natur in uns sündige. Es schmeichelte meinem Hochmut, unschuldig zu sein, und wenn ich etwas Böses begangen hatte, glaubte ich, die Tat nicht bekennen zu

müssen, damit Du meine Seele heilest, die an Dir gesündigt hat. Ich hatte immer Entschuldigungen für mich und schob die Schuld beständig auf etwas anderes, das vielleicht in mir, das aber nicht ich selber war. Tatsächlich war es aber ausschließlich mein eigenes Ich; meine Gottlosigkeit hatte mich nur mit mir selber entzweit. Und meine Sünde war um so unheilvoller, je weniger ich mich selber für den Sünder hielt. Es war mein verdammenswertes Unrecht, daß ich zu meinem Verderben lieber Dich, allmächtiger Gott, in mir überwunden hätte, als daß ich zu meinem Segen von Dir überwunden worden wäre. Denn noch hattest Du „vor meinen Mund keine Wache gesetzt und keine Tür der Schweigsamkeit vor meine Lippen, daß mein Herz nicht abwiche und sich nicht frevelhaften Worten zuneige", um meine sündhaften Entschuldigungen durch die Menschen zu entschuldigen, die gottlos handeln; deshalb verkehrte ich noch mit den „Auserwählten".

Ich hatte aber schon die Hoffnung aufgegeben, aus jener Irrlehre Nutzen zu ziehen, und wenn ich auch fürs erste beschlossen hatte, mich zufrieden zu geben, solange ich nichts Besseres finden würde, hatte sie doch bereits jeden Wert und alle Anziehung für mich verloren.

Ich war auch schon auf den Gedanken gekommen, daß unter den Philosophen die sogenannten Akademiker immer noch klüger seien, weil sie lehrten, man müsse an allem zweifeln, und weil sie die Be-

hauptung aufstellten, der Mensch vermöge die Wahrheit überhaupt nicht zu erkennen. Denn das schien mir nach der allgemeinen Annahme ihre unzweideutige Meinung zu sein; was sie eigentlich damit sagen wollten, hatte ich freilich noch nicht erkannt. Ich scheute mich auch nicht, meinen Gastfreund von dem allzu großen Vertrauen abzubringen, das er den Fabeleien entgegenbrachte, von denen die Schriften der Manichäer wimmelten. Indessen unterhielt ich selber mit den Anhängern dieser Sekte freundschaftlicheren Verkehr als mit anderen. Und wenn ich sie auch nicht mehr mit der früheren Leidenschaft verteidigte, war doch dieser freundschaftliche Verkehr mit den Manichäern, von denen Rom ziemlich viel barg, schuld daran, daß ich weniger eifrig nach anderen Beziehungen suchte, zumal ich, Herr des Himmels und der Erden, Schöpfer des sichtbaren und unsichtbaren Alls, verzweifelte, in Deiner Kirche die Wahrheit finden zu können, von der mich jene abspenstig gemacht hatten. Ich hielt es für lächerlich zu glauben, Du hättest menschliche Gestalt und seist in einen menschlichen Körper eingeschlossen. Allein, wenn ich über meinen Gott nachdachte, konnte ich ihn mir nur körperlich vorstellen, weil ich glaubte, was nicht körperlich sei, existiere überhaupt nicht. Und dies war der größte und fast einzige Grund unvermeidlicher Irrtümer.

Deshalb glaubte ich auch, es gäbe eine ähnliche Substanz des Bösen, die eine häßliche und ungeschlachte

Masse sei; entweder eine rohe, die man Erde nannte, oder eine dünne und feine, die Luft hieß, und von der man sich einbildete, sie ziehe als böser Geist über die Erde hin. Und weil mir meine Frömmigkeit, so gering sie auch war, den Glauben aufzwang, der gütige Gott habe kein böses Wesen geschaffen, so nahm ich zwei körperliche, einander entgegengesetzte Substanzen an, beide unendlich, aber die böse von geringerer Ausdehnung als die gute. Aus dieser verderblichen Grundlage ergab sich denn alle übrige Gottlosigkeit. Denn, machte mein Geist den Versuch, sich zum Glauben der Kirche zurückzufinden, so fühlte ich mich zurückgestoßen, weil der kirchliche Glaube nicht meiner Vorstellung entsprach. Es erschien mir frömmer, wenn ich mir Dich, mein Gott, dessen Erbarmen mit mir ich laut bekenne, überall unendlich vorstellte — obgleich ich mich gezwungen sah, dort, wo sich die Substanz des Bösen entgegenstellte, Dich mir begrenzt vorzustellen — als anzunehmen, Du seiest nach Art der menschlichen Gestalt allseitig beschränkt. Und es schien mir besser, anzunehmen, daß Du nichts Böses geschaffen hättest, als zu glauben, daß das, was ich für das Wesen des Bösen hielt, von Dir stamme. In meiner Unwissenheit verstand ich nicht bloß eine luftige Substanz unter dem Bösen, sondern eine körperliche, weil ich mir auch den Geist nur als einen feinen Körper denken konnte, der sich über den Raum ausbreitet. Selbst von unserem Erlöser, Deinem Eingeborenen, glaubte ich, daß er zu

unserem Heile aus dem Stoff Deines lichten Körpers hervorgegangen sei, so daß ich von ihm nur annahm, was mit meinen törichten Träumen übereinstimmte. Ich glaubte nicht, daß eine solche Lichtnatur aus der Jungfrau Maria hervorgegangen sein könne, ohne sich mit dem Fleische zu vermischen. Diese Vermischung hätte aber nach meiner Vorstellung nicht ohne Befleckung stattfinden können. Darum scheute ich mich, an ihn, als einen Fleischgewordenen zu glauben, um nicht an einen vom Fleisch Befleckten glauben zu müssen. Die Deines Geistes Kinder sind, werden dies Bekenntnis meiner Irrungen und Wirrungen milde und nachsichtig belächeln; indessen, so dachte ich damals.

Elftes Kapitel

Sodann glaubte ich, daß das, was die Manichäer an Deinen heiligen Schriften getadelt hatten, sich nicht verteidigen lasse; immerhin hätte ich zuweilen gern mit einem in der Bibel beschlagenen Mann über einzelnes gesprochen, um seine Meinung darüber zu erfahren. Schon in Karthago hatten die Reden eines gewissen Helpidius, die er gegen die Manichäer hielt, Eindruck auf mich gemacht, da er meist solche Stellen aus der Heiligen Schrift anführte, denen man nicht leicht widersprechen konnte, und die Antwort jener schien mir recht schwach zu sein. Sie brachten ihre Einwürfe freilich nicht öffentlich vor, sondern nur unter uns; insbesondere behaupteten

sie, die Schriften des Neuen Testaments seien von Männern gefälscht worden, die der christlichen Glaubenslehre jüdische Gesetze hatten aufpfropfen wollen; aber sie konnten keine unverfälschten Exemplare vorlegen. Ich war aber noch von den Vorstellungen jener körperlichen Substanzen gleichsam geknebelt; sie bedrückten meine Gedanken, unter deren Last ich zu ersticken drohte. Keuchend vermochte ich die klare, reine Luft Deiner Wahrheit nicht zu atmen.

Zwölftes Kapitel

Eifrig begann ich mich nun der Tätigkeit zu widmen, die mich nach Rom geführt hatte; als Lehrer der Rhetorik zog ich zunächst einige Schüler in mein Haus, mit denen und durch die ich anfing, bekannt zu werden. Aber ich hatte in Rom anderes Unrecht zu erleiden, das mir in Afrika erspart geblieben war. Es bestätigte sich zwar, daß jene frechen Störungen der jungen karthagischen Studenten in Rom nicht vorkamen; aber man erzählte mir andererseits, daß sich viele junge Leute öfters verabredeten, den Lehrer plötzlich um sein Honorar zu betrügen und dann zu einem anderen zu gehen; wortbrüchige Buben, die fürs Geld Recht und Gerechtigkeit verkauften. Ich war erbost auf sie, freilich nicht in heiligem Zorn; ich haßte sie weit mehr, weil ich durch sie litt, als weil sie Unrecht begingen. Freilich sind das schändliche Burschen, sind treulos gegen Dich, weil flüchtiger Zeitvertreib sie erfreut und schmutziger

Gewinn, der die Hand besudelt, die ihn berührt. Sie jagen vergänglichen Lüsten nach und verachten Dich, den Unvergänglichen, der die verbuhlte Seele zurückruft und ihr verzeiht. Auch jetzt hasse ich Menschen, die schlecht und verkehrt handeln, obwohl ich sie auch wieder liebe, um sie zu bessern, damit sie fortan das Wissen höher schätzen als Geld, und Dich, o Gott, höher als die Wissenschaft, der Du die Wahrheit selber bist und die Fülle des Reichtums und heiligen Friedens. Damals wurde es mir aber schwerer, sie um mich zu dulden, da sie mich kränkten, als daß ich gewünscht hätte, sie würden sich um Deinetwillen bessern.

Dreizehntes Kapitel

Als daher der Stadtpräfekt von Mailand wegen eines Lehrers der Rhetorik in Rom anfragte, dem er die kostenfreie Reise zusicherte, bewarb ich mich, gestützt auf die wirksame Empfehlung der von den manichäischen Irrlehren trunkenen Freunde, von denen ich, was wir freilich beiderseits nicht wußten, bald auf immer getrennt werden sollte. Nachdem mein Probevortrag den Beifall des Präfekten Symmachus gefunden hatte, wurde ich nach Mailand berufen. Ich kam zum Bischof Ambrosius, einem der besten Männer der Welt, Deinem frommen Verehrer, dessen Predigten dem Volke „Deinen besten Weizen, das Öl der Freude und des Weines nüchterne Trunkenheit" darreichten. Zu ihm aber führtest Du mich Unwissenden, um mich durch ihn zu

Deinem Verständnis zu führen. Jener Gottesmann nahm mich väterlich auf und hatte an meiner Übersiedelung eine recht priesterliche Freude. Ich lernte ihn lieben, zwar nicht als einen Lehrer der Wahrheit, da ich sie in Deiner Kirche nicht zu finden hoffte, sondern als einen mir wohlgesinnten Mann. Ich hörte emsig seine volkstümlichen Predigten, zwar nicht in geziemender Absicht, sondern gewissermaßen nur, um seine Rednergabe zu prüfen und um mich zu überzeugen, ob sie seinem Rufe entspräche, oder ob seine Rede gewaltiger oder spärlicher fließe, als man rühmte. Mit größter Aufmerksamkeit hing ich an seinen Worten; für den Inhalt hatte ich kein Interesse; er war mir gleichgültig. Die Anmut seiner Predigt ergötzte mich. Seine Sprechweise war gehaltvoll, aber nicht so witzig und einschmeichelnd wie die des Faustinus. Der Geist beider Redner ließ sich natürlich nicht vergleichen. Der eine war ja in die Lügengewebe der Manichäer verstrickt, während dieser in segensvoller Weise das Heil lehrte. Und obwohl das Heil fern ist von den Gottlosen, wie ich damals einer war, näherte ich mich ihm dennoch allmählich und ohne daß er es gemerkt hätte.

Vierzehntes Kapitel

Aber obwohl mir nicht daran gelegen war, zu wissen, *was* er sprach, sondern nur zu hören, *wie* er sprach — denn da ich die Hoffnung aufgegeben

hatte, daß überhaupt ein Weg zu Dir führe, war mir nur diese nichtige Sorge geblieben — drang immerhin durch die Worte, die mir gefielen, auch der Inhalt, der mir gleichgültig war, in meine Seele. Denn ich konnte ja beides nicht voneinander trennen. Während ich nun mein Herz aufschloß, um zu erfassen, was er also beredt sagte, machte es zugleich auch Eindruck auf mich, wie aufrichtig er gesprochen; aber freilich kam mir das nur allmählich zum Bewußtsein. Zuerst leuchtete es mir ein, daß sich auch diese Lehren verteidigen ließen, und während ich früher die Auffassung vertrat, daß gegen die Einwürfe der Manichäer nichts einzuwenden sei, urteilte ich jetzt, es sei nicht unverschämt, auf die Wahrheit des kirchlichen Glaubens zu pochen; besonders nachdem mir seine Erklärung des Alten Testaments die dunklen Rätsel gelöst hatte, an denen ich gescheitert war, weil ich am Buchstaben festhielt, indessen der Geist mir verschlossen blieb. Daher tadelte ich, nachdem mir manche dieser Stellen erklärt wurden, meine Hoffnungslosigkeit, die mich einst hatte glauben lassen, das Gesetz und die Propheten könnten ihren Feinden und Spöttern keinen Widerstand entgegensetzen. Keineswegs glaubte ich aber, schon den Weg der Kirche betreten zu müssen, weil auch sie gelehrte Verteidiger aufwies, die eingehend und schlagend die Einwürfe widerlegen konnten; und die Richtung, die ich eingeschlagen, schien mir nicht verdammenswert, weil die Verteidigungsgründe einander die Wage

hielten. Der kirchliche Glaube schien mir nicht mehr der Besiegte; freilich auch nicht der Sieger.

Nun aber richtete ich mein ganzes Augenmerk darauf, ob es mir nicht gelingen würde, die Manichäer durch zwingende Beweise von ihren Irrtümern zu überführen. Hätte ich mir eine geistige Substanz vorstellen können, so wäre das ganze trügerische Gedankengebäude zerstört und in meinem Geist niedergerissen worden. Aber ich konnte es nicht. Inzwischen kam ich aber durch Vergleiche immer mehr zu der Überzeugung, daß die meisten Philosophen, was die Körperwelt und die ganze, den leiblichen Sinnen zugängliche Natur betrifft, weit richtigere Ansichten hatten. Als ich daher nach der Art der Akademiker an allem zweifelte und hin und her schwankte, beschloß ich, die Manichäer zu verlassen, weil ich glaubte, in diesem Zustande meines Zweifels nicht mehr jener Sekte angehören zu dürfen, nachdem ich ihr bereits mehrere Philosophen vorgezogen hatte. Diesen Philosophen aber wollte ich die Heilung meiner Seele nicht anvertrauen, weil sie den heilsamen Namen Christi nicht kannten. Ich beschloß deshalb, als Katechumene so lange in der Kirche zu verharren, in die meine Eltern mich geschickt hatten, bis der Weg, den ich zu gehen hatte, in voller Klarheit vor mir lag.

Sechstes Buch

Erstes Kapitel

Du meine Hoffnung von Jugend auf, wo warst Du und wohin bist Du entschwunden? Hattest Du mich nicht geschaffen und unterschieden von den Tieren des Feldes und den Vögeln des Himmels? Du hattest mich weiser gemacht, aber ich wandelte in Finsternis und auf schlüpfrigem Pfade. Ich suchte Dich in der Außenwelt und fand nicht den Gott meines Herzens. Ich versank in der „Tiefe des Meeres" und zweifelte und verzweifelte daran, die Wahrheit zu finden.

Meine Mutter war zu mir gekommen. Stark in ihrem Glauben, war sie mir über Land und Meer gefolgt, allen Gefahren trotzend, Dir allein vertrauend. Denn auch in Sturmesnöten sprach sie den Seeleuten, von denen sonst die unkundigen Seereisenden in ihrer Angst getröstet werden, Mut zu; und sie sagte ihnen eine glückliche Ankunft voraus, die Du ihr in einem Traumgesicht verheißen hattest. Sie fand mich noch in tiefer Bedrängnis und Verzweiflung,

da ich die Wahrheit nicht finden konnte. Als ich ihr erzählte, daß ich zwar noch kein rechtgläubiger Christ, aber auch kein Manichäer mehr sei, da frohlockte sie nicht, als ob sie eine unerwartete Nachricht vernommen hätte, gewann aber durch diese günstige Veränderung meines elenden Zustandes Frieden und Ruhe. Denn sie hatte mich bereits wie einen Toten beweint und hatte Dich um meine Wiedererweckung gebeten; sie hatte mich auf der Bahre ihrer Gedanken vor Dich getragen, daß Du zum Sohne der Witwe sprechen mögest: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf", daß er wieder lebendig würde und zu reden begönne und daß Du ihn seiner Mutter wiederschenktest. Ihr Herz war also von keiner ungestümen Freude durchbebt, als sie hörte, daß ein groß Teil dessen, was sie täglich von Dir erflehte, bereits erfüllt sei, insofern, als ich zwar noch nicht die Wahrheit gewonnen, aber immerhin der Irrlehre entronnen war. Weil sie aber des festen Glaubens war, daß Du, der Du ihr vollständige Erhörung verheißen hattest, ihr auch noch das übrige erfüllen würdest, antwortete sie voll Sanftmut und Zuversicht, sie vertraue auf Gott, daß sie mich noch vor ihrem Tode als rechtgläubigen Christen sehen werde. So sprach sie zu mir; zu Dir aber, Quell des Erbarmens, richtete sie unablässig ihre inständigen Bitten und weinte vor Dir, auf daß Du das Werk Deiner Hilfe beschleunigen und meine Finsternis erleuchten mögest. Noch eifriger eilte sie zur Kirche und hing

an den Lippen des Ambrosius, wie am Quell des Wassers, der ins ewige Leben strömt. Sie liebte jenen Mann wie einen Abgesandten Gottes, weil sie erfahren hatte, daß ich durch ihn in meiner Gesinnung so schwankend geworden war, und sie lebte der sicheren Erwartung, daß ich diesen Übergang von der Krankheit zur völligen Genesung, wenn erst die Krisis eintreten würde — wie die Ärzte sagen — glücklich überwinden würde.

Zweites Kapitel

Als sie, wie es in Afrika Brauch war, zu den Gedächtniskapellen der Heiligen Brot und Wein brachte, und vom Türhüter zurückgewiesen wurde, fügte sie sich, sobald sie erfuhr, daß der Bischof es verboten hätte, mit so frommem Gehorsam, daß ich mich baß verwunderte, wie leicht es ihr fiel, lieber ihre eigene Gewohnheit anzuklagen, als jenes Verbot zu verdammen; denn ihr Geist wurde nicht von der Trunksucht befeuert, und Liebe zum Weine verführte sie nicht zum Haß gegen die Wahrheit, wie so viele Männer und Frauen, die in ihrer Trunkenheit eine Predigt über die Nüchternheit ebenso anekelt, wie ein mit Wasser gemischter Trunk. Wenn meine Mutter dagegen einen Korb voll Opferspeisen brachte, von denen sie erst kostete, ehe sie sie verteilte, so nahm sie, um sich zu erfrischen, nie mehr, als einen kleinen Becher gewässerten Weines, der

ihrem nüchternen Geschmack entsprach und den sie mit den Ihrigen als Zeichen der Gemeinschaft genoß. Und handelte es sich um mehrere Märtyrer, deren Gedächtnis auf gleiche Weise gefeiert werden sollte, so trug sie immer nur jenen kleinen Becher mit sich herum, dessen stark verdünnten und schalen Inhalt sie mit den Anwesenden in kleinen Schlückchen teilte, weil sie einem frommen Brauch, aber keinem Genuß dabei huldigte. Als sie erfuhr, daß dies von dem berühmten Prediger und Bischof auch denen verboten sei, die es nüchtern vollzögen, einerseits, um den Trunkenbolden keine Gelegenheit zur Unmäßigkeit zu bieten, andererseits, weil diese Totenopfer an die Bräuche der abergläubischen Heiden erinnerten, da enthielt sie sich gern und sah ein, daß es besser sei, anstatt eines Korbes voll irdischer Früchte ein Herz voll geläuterter Gebete dem Gedächtnis der Märtyrer darzubringen. Sie beschenkte die Armen nach ihren Kräften. So feierte sie die Gemeinschaft des Leibes Christi, durch dessen Leidensnachfolge die Märtyrer den Tod erduldet hatten und gekrönt wurden.

Doch scheint mir, mein Herr und Gott — ich bekenne meine Herzensmeinung vor Deinem Angesichte — daß meine Mutter diese Gewohnheit nicht so leicht aufgegeben hätte, wenn ihr ein anderer, den sie weniger geliebt hätte als Ambrosius, es verboten hätte. Ihn verehrte sie besonders um meines Seelenheiles willen. Aber auch er schätzte sie wegen ihres gottseli-

gen Wandels, ihres Feuereifers, Gutes zu tun und ihres häufigen Besuches der Kirche, so daß er, wenn er meiner ansichtig wurde, oft in ihr Lob ausbrach und mich beglückwünschte, eine solche Mutter zu haben. Er wußte freilich nicht, daß sie einen Sohn hatte, der an allem zweifelte und nimmermehr glaubte, den Weg des Lebens finden zu können.

Drittes Kapitel

Ich erflehte noch immer nicht Deine Hilfe; mein unruhvoller Geist war vielmehr nur darauf bedacht, zu forschen und zu disputieren. Ambrosius erachtete ich für einen glücklichen Mann im weltlichen Sinne, da ihm selbst die höchsten Machthaber ihre Ehrenbezeigungen erwiesen; nur seine Eheloſigkeit schien mir eine sehr beschwerliche Sache. Was für Hoffnungen er aber in sich trug, wie er gegen die Anfechtungen seiner Stellung ankämpfte, welchen Trost er im Unglück fand und welche köstlichen Freuden seine Seele genoß, die von Deinem Brote zehrte, das konnte ich weder vermuten, noch hatte ich es selbst je erfahren. Er wußte auch nichts von der Gärung in mir und nichts von dem Abgrunde, der mir drohend entgegenstarrte. Ich konnte nicht mit allen Fragen zu ihm kommen, weil ihn täglich ganze Scharen geschäftiger Leute, denen er in ihren kleinen Anliegen hilfreich beistand, belagerten, und die es mir unmöglich machten, ihn zu sprechen oder von

ihm gehört zu werden. In der kurzen Zeit, in der sie ihn unbehelligt ließen, nahm er entweder eine körperliche Erfrischung zu sich, die er nötig hatte, oder er gönnte seinem Geist durch Lektüre eine kleine Erholung. Und wenn er las, flogen die Augen über die Seiten, sein Geist drang in den Sinn ein, sein Mund aber blieb stumm. So oft wir zugegen waren — denn ein jeder hatte Zutritt und Neuankommende brauchten nicht angemeldet zu werden — sahen wir ihn nie anders als schweigend in ein Buch vertieft. Lange Zeit saß er still da — denn wer hätte es gewagt, ihn in seiner Versunkenheit zu stören? — dann gingen wir wieder fort, in der Vermutung, daß er die kurze Spanne, die ihm zu seiner geistigen Erholung vergönnt war, gern ungestört, von der lärmenden Unruhe fremder Angelegenheiten verschont, verbringen wollte. Vielleicht las er nur leise, um zu verhindern, daß ihn die mit gespannter Aufmerksamkeit lauschenden Anwesenden zwangen, eine dunkle Stelle zu erklären oder sich auf die Erörterung schwieriger Fragen einzulassen und sich durch diese Zeitverschwendung mehr von seinen Büchern ablenken zu lassen, als ihm lieb gewesen wäre. Außerdem kam noch der Umstand hinzu, daß er seine Stimme schonen mußte, die sehr leicht heiser wurde, so daß er schon deshalb mit vollem Recht still für sich las. Aus welchem Grunde er es aber auch immer tat, er tat es in bester Absicht.

Kurz, so viel stand fest, daß sich mir niemals Ge-

legenheit bot, mir von ihm, Deinem heiligen Orakel, Rat zu holen, wie ich gewünscht hätte; ab und zu nur erlangte ich ein kurzes Gehör. In meiner inneren Unruhe lechzte ich danach, mein Herz vor ihm ausschütten zu können, fand aber nie den günstigen Augenblick. An jedem Sonntage hörte ich ihn „das Wort der Wahrheit lauter auslegen" und überzeugte mich immer mehr und mehr, daß alle jene Schlingen listiger Verleumdung, die die manichäischen Betrüger der Heiligen Schrift gelegt hatten, sich lösen ließen. Als ich nun von den geistlichen Söhnen, die Du gnädig aus dem Schoße der Kirche hast wiedergeboren werden lassen, erfuhr, daß sie weder glaubten, noch dachten, die Lehre, „Du habest den Menschen nach Deinem Ebenbilde geschaffen", dürfe so ausgelegt werden, als seiest Du selbst von menschlicher Gestalt begrenzt, so errötete ich vor Freude — obgleich ich nicht die dunkelste Ahnung vom Wesen einer geistigen Substanz hatte — daß ich so viele Jahre hindurch nicht gegen den wahren Kirchenglauben, sondern nur gegen Hirngespinste körperlicher Vorstellungen gemurrt hatte. Vermessen und gottlos hatte ich aber Beschuldigungen aufgeworfen, wo es meine Pflicht gewesen wäre, erst zu forschen und die Wahrheit kennen zu lernen. Du aber, Erhabenster und Nächster, Verborgenster und Gegenwärtigster, dessen Gliedmaßen nicht verschieden groß, sondern überall gleich und unbegrenzt sind, Du hast freilich nicht jene Körpergestalt, wie ich mir einbildete;

dennoch schufst Du den Menschen nach Deinem Ebenbilde, und siehe, er ist vom Kopf bis zu den Füßen begrenzt.

Viertes Kapitel

Da ich also nicht wußte, in welcher Weise dies Dein Ebenbild existiere, hätte ich fragen sollen, was man glauben müsse, hätte aber nicht höhnend widersprechen sollen, als glaube die Kirche das, was ich mir einbildete. Je mehr ich mich schämte, so lange durch die Verheißung der Gewißheit getäuscht und betrogen worden zu sein und in kindischem Irrtum und knabenhafter Unbesonnenheit so viel Ungewisses als feststehend in die Welt hinausposaunt zu haben, desto mehr nagte die Sorge an meinem Herzen, was ich wohl als sicher festhalten könnte. Denn daß meine frühere Auffassung falsch war, wurde mir erst später klar. Sicher war, daß das, was ich einst, als ich in blindem Eifer Beschuldigungen gegen Deine Kirche erhob, für gewiß gehalten hatte, ungewiß war. Zwar wußte ich auch von der Kirche nicht mit Gewißheit, daß sie die Wahrheit lehre, jedoch sah ich schon so viel ein, daß sie nicht das lehrte, was ich ihr in meiner Heftigkeit vorgeworfen hatte. Das beschämte und überführte mich, und ich freute mich, mein Gott, daß Deine einige Kirche, der Leib Deines Eingeborenen, worin mir als Kind der Name Christi eingeprägt wurde, keinen Geschmack fand an kindischen Torheiten und daß ihre heilsame Lehre

nichts enthielt, was Dich, den Schöpfer des Alls, in einen wenn auch noch so erhabenen, so doch überall begrenzten Raum einschloß, der ja überall nur menschlichen Maßen entsprach.

Ich freute mich auch, daß ich nunmehr angehalten wurde, die Schriften des Alten Testaments, das Gesetz und die Propheten mit anderem Verständnis zu lesen als früher, wo sie mir ungereimt erschienen, weil ich Deine Heiligen wegen ihrer vermeintlichen Ansichten anschuldigte, die doch in Wahrheit gar nicht ihre Ansichten waren. Mit Freuden hörte ich es Ambrosius in seinen Volkspredigten oft sagen und als Regel aufs dringendste einschärfen: „Der Buchstabe tötet, der Geist aber macht lebendig." Er erläuterte, was dem Buchstaben nach einen falschen Sinn ergab, indem er den geheimnisvollen Schleier lüftete und das Wort dem Geiste nach erklärte, wobei er nichts vorbrachte, was mir angreifbar schien, wenn ich auch noch nicht wußte, ob das, was er vortrug, wahr sei. Denn ich hielt mein Herz vor jedem Beifall zurück, aus Furcht, enttäuscht zu werden; aber in ewiger Ungewißheit zu schweben, quälte mich noch mehr. Ich wollte mich von der Wirklichkeit der unsichtbaren Dinge ebenso überzeugen, wie ich davon durchdrungen war, daß sieben und drei zehn sind. So verrannt war ich freilich nicht, daß ich geglaubt hätte, selbst das lasse sich nicht begreifen; aber ebenso wie dies hätte ich auch gern alles andere gewußt, sowohl das Körperliche, wenn

es auch meinen Sinnen nicht gegenwärtig war, als auch das Geistige, von dem ich mir andere als körperliche Vorstellungen nicht machen konnte. Durch den Glauben hätte ich geheilt werden können, durch den mein geläuterter Geist zu Deiner ewigen, in keiner Hinsicht schwankenden Wahrheit gelenkt worden wäre. Aber wie der, der einmal einem schlechten Arzt in die Hände gefallen ist, auch einem guten sich nur furchtsam anvertraut, so ängstigte sich nun auch meine Seele. Sie konnte nur durch den Glauben gesunden und aus Furcht, Verkehrtes zu glauben, widersetzte sie sich der Heilung und leistete Deinen Händen Widerstand, der Du die Heilmittel des Glaubens bereitet, sie über die Kranken des Erdenrunds ausgeschüttet und ihnen so große Kraft verliehen hast.

Fünftes Kapitel

Seitdem ich den manichäischen Lehren die der Kirche vorzog, sah ich, daß ihr Gebot bescheidener und ohne Falsch war. Die Kirche schrieb vor, zu glauben und nicht nach Beweisen zu forschen — teils weil es keine Beweise gab, die für jeden beweiskräftig waren, und teils, weil es überhaupt keine Beweise geben konnte — während die Manichäer unter frechen Versprechungen wissenschaftlicher Erkenntnis die Leichtgläubigen verspotteten und dennoch verlangten, daß man blindlings an ihre abgeschmackten und albernen Fabeleien glauben solle, ohne daß sie erst bewiesen würden. Du aber, o Herr,

hast Deine milde und erbarmungsvolle Hand auf mein Herz gelegt und hast es durch die Erwägung beruhigt, daß ich ja noch andere unzählige Dinge glaubte, ohne daß ich sie gesehen, ohne daß ich die Geschehnisse miterlebt hätte; wie etwa die vielen Ereignisse der Völkergeschichte, Berichte über unbekannte Länder und Städte, ferner vieles, das ich den Freunden, den Ärzten und diesen und jenen Menschen glaubte, weil es ohne solchen Glauben ganz unmöglich wäre, in diesem Leben etwas auszurichten. Als ich schließlich überlegte, wie unerschütterlich ich auf guten Glauben hin davon überzeugt war, daß ich wirklich der Sohn meiner Eltern und keines anderen war, da leuchtete mir allmählich ein, daß die keine Vorwürfe verdienten, die an Deine Heilige Schrift glaubten, deren Ansehen Du bei fast allen Völkern gesichert hast, sondern diejenigen, die nicht daran glaubten, und daß ich nicht auf die hören dürfte, die zu mir sprachen: „Woher weißt du denn, daß die Heilige Schrift durch den Geist des einen, wahrhaftigen Gottes den Menschen mitgeteilt wurde?“ Gerade das glaubte ich ja schon deshalb, weil selbst die Angriffe noch so verfänglicher Zweifel, denen ich in vielen Büchern streitlustiger Philosophen begegnet war, mir das Geständnis nicht abnötigen konnten, daß ich auch nur einen Augenblick an Deiner Existenz gezweifelt hätte, wenn ich auch Dein Wesen noch nicht kannte, oder daß ich daran gezweifelt hätte, daß Du die Schicksale der Menschen lenktest.

War mein Glaube daran bald stärker, bald schwächer, so glaubte ich doch immer an Dein Dasein und an eine Vorsehung, wiewohl ich auch nicht wußte, wie ich mir Dein Wesen zu denken hatte oder welcher Weg zu Dir führte und welcher den Verirrten zu Dir zurückführte. Weil ich aber zu schwach war, um mittels des Verstandes die Wahrheit mit voller Sicherheit zu finden und ich deshalb der Autorität der Heiligen Schrift bedurfte, so wurde ich allmählich der Ansicht, Du hättest dies hohe Ansehen der Heiligen Schrift nicht über die ganze Erde hin verbreitet, wenn es nicht Dein Wille gewesen wäre, daß man gerade durch sie an Dich glauben, gerade durch sie Dich suchen solle. Was mir früher ungereimt erschienen war, bezog ich nun, nachdem mir viele Stellen mit großer Wahrscheinlichkeit erklärt wurden, auf die Tiefe der heiligen Geheimnisse, und um so verehrungsvoller und glaubenswürdiger schien mir die Heilige Schrift, weil sie allen leicht zugänglich war und dennoch die Würde ihrer Geheimnisse dem tieferen Verständnis bewahrte. Ihre natürliche Sprache, ihr äußerst schlichter Inhalt war allen verständlich und forderte zugleich das angestrengte Studium ernster Männer heraus. Sie war bereit, alle in ihren holdseligen Schoß aufzunehmen, aber nur wenige durch die enge Pforte des Verständnisses zu Dir hinzuführen und doch wiederum weit mehr, als wenn ihr hohes Ansehen nicht so weithinragend gewesen wäre und die Scharen in ihren heiligen, de-

mutvollen Schoß aufgenommen hätte. Das bedachte ich und Du standest mir bei; ich seufzte und Du vernahmst mich; ich schwankte umher und Du lenktest mich; ich ging die breite Heerstraße dieser Welt und dennoch verließest Du mich nicht.

Sechstes Kapitel

Ich war ehrgeizig, suchte Reichtum und ein Weib und Du lachtest meiner. Meine Begierden peinigten mich aufs bitterste, und Du warst mir um so näher, je weniger Du mich an etwas anderem Genuß finden ließest, als an Dir. Blick' in mein Herz, o Herr, der Du wolltest, daß ich mich all dessen erinnere, um es zu bekennen. Nun soll meine Seele Dir anhangen, die Du aus den Netzen des Todes befreit hast. Wie elend war sie! Du schnittest die schmerzende Wunde auf, damit ich alles verlasse und mich Dir zuwende, der „Du über allem thronst" und ohne den nichts von allem wäre, auf daß ich mich bekehre und geheilt würde. Wie war ich elend und wie hast Du mich mein Elend an jenem Tage fühlen lassen, an dem ich eine Lobrede auf den Kaiser vorbereitete, in der ich manche Unwahrheit sagen und mir den Beifall derer verschaffen wollte, die wußten, daß ich log. Unter der Last dieser Sorgen stöhnte mein Herz und ängstete sich bei diesen verzehrenden Gedanken, als läge es im Fieber. Als ich da durch die Straßen Mailands ging, sah ich einen

Bettler, der angetrunken zu sein schien und der nun scherzte und guter Dinge war. Da seufzte ich auf und sprach mit den Freunden, die mich begleiteten über die vielen Schmerzen, die unsere Torheiten uns bereiteten. Mit all den Entwürfen, die ich mir damals aufbürdete, als ich von den Begierden gestachelt, die Last meiner Unglückseligkeit mit mir herumtrug, deren Druck immer schwerer wurde, wollte ich nichts anderes erreichen, als den Hafen des sicheren Genusses, in dem der Bettler schon vor uns angekommen war, während ich vielleicht niemals dahin gelangen würde. Die Freude zeitlichen Glücks, die jener mit wenigen Bettelpfennigen erreicht hatte, suchte ich auf krummen, mühseligen Umwegen zu erlangen. Er empfand ja keine wahre Freude, aber in der Befriedigung meines Ehrgeizes suchte ich eine noch viel verkehrtere. Der Bettler ergötzte sich wenigstens, während ich nur traurig war; jener war sorglos, ich aber zitterte. Und hätte mich jemand gefragt, ob ich mich lieber freuen oder fürchten möchte, hätte ich sicherlich das erstere gewählt. Hätte man mich dann wieder gefragt, ob ich lieber jener Bettler sein oder der bleiben möchte, der ich damals war, so hätte ich mich trotz aller Sorgen und Ängste, die mich fast aufrieben, für mich selbst entschieden. Wäre das verkehrt oder richtig gewesen? Denn ich durfte mich dem Bettler wegen meiner Bildung nicht vorziehen; darüber empfand ich ja selbst keine Freude; ich suchte vielmehr nur den Menschen Freude zu machen; nicht

um sie zu belehren, sondern nur um ihnen zu gefallen. Deshalb hast Du auch „mit Deiner Zuchtrute meine Gebeine zerschlagen".

Drum möge man mir nicht kommen und sagen: „Es ist entscheidend, worüber man sich freut. Der Bettler freute sich am Weine, du am Ruhme." Ach, an welchem Ruhm, o Herr! Ein Ruhm, der nicht in Dir war! Denn ebenso wie jene Freude nicht die rechte war, so war auch jener Ruhm nicht der wahre; er verwirrte mein Gemüt nur noch mehr. Jener konnte noch in derselben Nacht seinen Rausch ausschlafen, ich aber mußte mit dem meinen einschlafen und wieder aufstehen, mich wieder niederlegen, um zu schlafen, und wieder aufstehen, oh, so viele Tage noch! Natürlich ist es ein Unterschied, worüber man sich freut; ich weiß es wohl; aber die Freude gläubiger Hoffnung ist unvergleichlich weit von jener Hoffnung entfernt. Doch auch damals bestand schon eine große Kluft zwischen uns. Ohne Zweifel war jener Bettler glücklicher als ich, nicht nur, weil er guter Dinge war, während mir die Sorge am Herzen nagte, sondern weil er sich auch durch die guten Wünsche, die er den Passanten bot, den Wein erbettelt hatte, während ich meinen Stolz durch Lügen zu befriedigen suchte. In diesem Sinne besprach ich damals vieles mit meinen Freunden und vergaß nie, darauf zu achten, wie es in mir aussah; und ich fand, daß es bös um mich stehe. Das schmerzte mich und das verdoppelte mein Elend. Und wenn mir das Glück hold

war, verschmähte ich's, es zu erfassen, da es ja doch entschwunden wäre, ehe ich es hätte festhalten können.

Siebentes Kapitel

Wir beklagten uns alle darüber, die wir einen gemeinsamen Freundschaftsbund bildeten; am meisten und vertrautesten sprach ich aber darüber mit Alypius und Nebridius.

Alypius stammte aus meiner Vaterstadt; er war der Sohn angesehener Eltern und jünger als ich. Er war mein Schüler, sowohl in Thagaste, wo ich zu lehren anfing, als auch später in Karthago; er liebte mich innig, weil er mich für gut und gelehrt hielt, und ich liebte ihn wegen seiner Tugendhaftigkeit, die ihn bereits in frühen Jahren auszeichnete. Allein, die Sittenlosigkeit des karthagischen Lebens, die in den nichtsnutzigen Schauspielen in ihrer ganzen Zügellosigkeit zutage tritt, hatte auch ihn in den Strudel hinabgerissen; damals, als ich Lehrer der Rhetorik war, hörte er aber, obwohl er jämmerlich umhergetrieben wurde, noch nicht auf mich, weil ich mich mit seinem Vater überworfen hatte. Ich erfuhr, daß er den Zirkus fast wahnsinnig liebte und war deshalb sehr besorgt um ihn, weil ich fürchtete, daß mir der hoffnungsvolle Jüngling verloren gehen könnte oder vielleicht schon verloren gegangen war. Allein, weder mein freundschaftliches Wohlwollen, noch mein Recht als Lehrer gaben mir die Möglichkeit, ihn zu er-

mahnen oder ihn zurechtzuweisen; denn ich war der Meinung, daß er dieselbe Gesinnung gegen mich hege, wie sein Vater. Allein, dem war nicht so. Er setzte sich über den Willen seines Vaters hinweg, begann, mich zu grüßen und in meinen Hörsaal zu kommen. Er hörte ein wenig zu und ging dann wieder fort.

Ich dachte nicht mehr daran, ihm ernstlich zuzureden, daß er sein schönes Talent nicht durch die blinde und verderbliche Leidenschaft der törichten Zirkusspiele zugrunde richte. Du aber, o Herr, der Du der Lenker aller Dinge bist, die Du geschaffen hast, Du hast ihn, der einst unter Deinen Kindern Deinem Heiligtum vorstehen sollte, nicht vergessen. Und damit seine Besserung offenkundig als Dein Werk bekannt würde, hast Du sie ohne mein Wissen durch mich bewirkt. Denn einstmals, als ich im Kreise meiner Schüler an meinem gewohnten Platze saß, kam er herein, grüßte, setzte sich und schenkte den Erörterungen seine Aufmerksamkeit. Zufällig behandelte ich eine Stelle, zu deren Erläuterung mir ein Vergleich mit den Zirkusspielen geboten schien. Um meinen Zweck zu erreichen, suchte ich in anmutiger Form und so anschaulich als möglich zu sprechen und ließ zugleich meinen beißenden Spott über die ergehen, die von jener wahnsinnigen Leidenschaft gefesselt waren. Du weißt es, Herr mein Gott, daß ich damals nicht daran dachte, Alypius von diesem Verderben zu heilen. Aber er bezog alles sogleich auf

sich und glaubte, es sei auf ihn gemünzt. Was nun ein anderer als persönliche Spitze aufgefaßt und worüber er mir gezürnt hätte, veranlaßte den edlen Jüngling nur, sich selbst zu zürnen und mich um so inniger zu lieben. Denn vormals hast Du schon das Wort gesprochen und in Deiner Heiligen Schrift niedergelegt: „Strafe den Weisen, und er wird Dich lieben." Ich war es nicht, der ihn strafte; Du aber, der Du Dich aller, mit und ohne Wissen, Deiner Ordnung gemäß bedienst, die nur Du kennst und die stets gerecht ist, Du fachtest in meinem Herzen und durch meine Worte Gluten an, die diese hoffnungsvolle, verlöschende Seele wieder entzündeten und heilten. Dein Lob verschweige, wer Dein Erbarmen nicht erkannt, das ich aus der Tiefe meines Herzens mit Inbrunst vor Dir bekenne. In der Tat richtete jener Jüngling sich nach meinen Worten alsbald aus dem Sündenpfuhl empor, in dem er nur zu gern versunken war, von bedauerlicher Lust verblendet. Mit mutiger Besonnenheit nahm er sich zusammen, schüttelte allen Schmutz seiner Seele von sich und ging nicht mehr zu den scheußlichen Zirkusspielen. Dann setzte er es bei seinem widerstrebenden Vater durch, meinen Unterricht besuchen zu dürfen; jener gab nach und erlaubte es. Als er mich nun wieder hörte, verirrte er sich mit mir in jene abergläubischen Anschauungen, weil er an den Manichäern die zur Schau getragene Enthaltsamkeit schätzte und sie für aufrichtig und echt hielt. Sie war

aber unsinnig und verführerisch, bestrickte edle Seelen, die die Tugend noch nicht in ihrer Tiefe zu erfassen wußten und sich leicht durch den oberflächlichen Schein einer geheuchelten und ganz äußerlichen Tugend täuschen ließen.

Achtes Kapitel

Ohne die irdische Laufbahn zu verlassen, für die ihn seine Eltern bestimmt hatten, war er bereits nach Rom gegangen, um sich den Rechtsstudien zu widmen, und dort wurde er von der unglückseligen Leidenschaft für die Gladiatorenspiele erfaßt und hingerissen. Als er sie anfangs noch verabscheute und verwünschte, führten ihn einige Freunde und Studiengenossen, als sie eines Tages vom Mahle kamen und unterwegs auf Alypius stießen, trotzdem er sich entschieden weigerte und heftigen Widerstand leistete, mit freundlicher Gewalt ins Amphitheater, als sich gerade die grausamen und mörderischen Gladiatorenkämpfe dort abspielten. Er sagte zu ihnen: „Wenn ihr auch meinen Leib dorthin schleppt und festhaltet, so steht es doch nicht in eurer Kraft, meinen Geist und meine Augen auf jenes Schauspiel zu lenken. So werde ich zwar dort sein und dennoch abwesend und werde den Sieg über euch und diese Spiele davontragen." Sie ließen sich aber durch seine Worte nicht irremachen und führten ihn fort, vielleicht auch nur in der Absicht, zu sehen, ob er seinen

Vorsatz durchführen werde. Als sie dort angekommen waren und sich auf ihren Plätzen niedergelassen hatten, loderte schon alles in wilder Lust. Alypius schloß die Augen und verbot seiner Seele, sich mit diesen greulichen Vorgängen zu beschäftigen. Oh, hätte er doch auch seine Ohren verschlossen! Denn als einer der Gladiatoren im Kampfspiele fiel, war Alypius von dem tosenden Geschrei, das das ganze Volk erhob, so heftig erschüttert, daß er der Neugierde erlag und bereit war, jeden Anblick, mochte er sein, wie er wollte, zu verachten und zu überwinden. Er schlug die Augen auf und seine Seele empfing eine schwerere Wunde, als der Körper jenes Gefallenen, den er zu sehen begehrte, und er sank elender dahin als jener, bei dessen Fall der Lärm entstanden war. Durch die Ohren war er in seinen Geist gedrungen und hatte ihn die Augen zu öffnen gezwungen, so daß er durch sie getroffen und niedergeworfen wurde; denn eher mutig als stark, war er um so weniger widerstandsfähig, als er statt auf Dich auf sich selbst vertraute. Denn als er das Blut sah, entbrannte in ihm der Durst nach grausamer Lust; er wandte den Blick nicht mehr ab und schaute gespannt zu. Ohne daß er es wußte, erfaßte ihn wilde Raserei. Er ergötzte sich an dem schändlichen Kampfspiel und berauschte sich an der Wollust der Grausamkeit. Er war nicht mehr derselbe, der gekommen war, sondern einer der Menge, der er sich beigesellt hatte, und der echte Genosse derer, die ihn hergeschleppt hatten.

Was soll ich noch lange erzählen? Er schaute zu, schrie und tobte beifällig und trug ein wahnsinniges Verlangen mit fort, das ihn reizte, immer wieder zu kommen; nicht nur in Begleitung derer, die ihn zuerst hingeschleift hatten; er ging vielmehr allen voran und verführte sogar noch andere. Und selbst von dort hast Du ihn mit starker und erbarmender Hand errettet und hast ihn gelehrt, sein Vertrauen nicht auf sich, sondern auf Dich zu setzen — freilich geschah dies erst lange nachher.

Neuntes Kapitel

Einstweilen aber prägte er dies als Heilmittel für die Zukunft seinem Gedächtnisse ein. Als er einst in Karthago, wo er noch mein Zuhörer war, sich am hellen Tage auf dem Forum erging und über einen Vortrag nachdachte, den er als eine der üblichen Studienarbeiten zu halten hatte, da ließest Du es geschehen, daß er von den Forumswächtern wie ein Dieb ergriffen wurde. Und damit hast Du, mein Gott, bezweckt, den später so bedeutenden Mann schon früh zu lehren, daß man sich bei gerichtlichen Untersuchungen hüten müsse, einen Menschen mit so verwegener Leichtgläubigkeit zu verurteilen. Alypius ging nämlich allein mit Tafel und Griffel vor dem Tribunal auf und ab, während ein anderer Jüngling, ebenfalls ein Student, der der wirkliche Dieb war und ein Beil versteckt bei sich

trug, ohne daß Alypius etwas davon merkte, ans Bleigitter herantrat, das über die Wechslergasse hinausragte und das Blei abzuschlagen begann. Als die Wechsler auf die Beilhiebe aufmerksam wurden, besprachen sie sich leise und schickten Häscher aus, die jeden festnehmen sollten, dem sie begegnen würden. Als der Dieb das Stimmengewirr hörte, lief er davon, ließ aber sein Beil zurück, aus Furcht, man würde ihn ergreifen, wenn man ihn damit ertappte. Alypius, der ihn beim Hineingehen nicht bemerkt hatte, sah, wie er jetzt herauskam und sich eilig davonmachte. Neugierig, den Grund zu erfahren, trat Alypius näher, fand das Beil, blieb stehen und betrachtete es mit Verwunderung. Da kommen plötzlich die Häscher, finden ihn mit dem Beil in der Hand, dessen Schläge sie herbeigeführt, legen Hand an ihn und schleppen ihn fort. Vor den zusammengelaufenen Forumsbewohnern rühmten sich die Häscher, den Dieb auf frischer Tat ertappt zu haben, der nun vor den Richter geführt werden sollte.

Aber jetzt fand Deine Prüfung ihr Ende. Denn alsbald, o Herr, kamst Du seiner Unschuld, deren einziger Zeuge Du warst, zu Hilfe. Während er ins Gefängnis oder zur Bestrafung abgeführt werden sollte, kam ihm ein Baumeister entgegen, der die Aufsicht über die öffentlichen Bauten hatte. Die Häscher freuten sich, gerade ihm begegnet zu sein, weil er sie, so oft etwas vom Forum verschwunden war, verdächtigte, es gestohlen zu haben. Nun sollte er

endlich den wirklichen Täter kennen lernen. Der Baumeister hatte aber Alypius im Hause eines Senators schon öfters gesehen, den er zu besuchen pflegte. Er erkannte ihn sofort, entriß ihn der Menge und fragte, was ihn in solche Bedrängnis gebracht habe. Er erfuhr von ihm, was vorgefallen war und befahl allen, die lärmend und drohend herumstanden, ihm zu folgen. So kamen sie vor das Haus des eigentlichen Täters. Vor dessen Tür stand ein Knabe, von dem man alles leicht erfahren konnte, da er zu jung war, um in seiner Aussage eine Gefahr für seinen Herrn zu sehen, den er auf das Forum begleitet hatte. Alypius erkannte ihn und teilte es dem Baumeister mit. Dieser wies dem Knaben das Beil und fragte ihn, ob es seinem Herrn gehöre. „Ja, es gehört uns," antwortete er sofort, und auf weitere Fragen erzählte er alles übrige. So fiel die Tat auf dieses Haus, und der Mob, der bereits über Alypius triumphiert hatte, zog beschämt ab. Er aber, der künftige Sachwalter Deines Wortes und spätere Schiedsrichter so vieler kirchlicher Angelegenheiten, ging klüger und um eine Erfahrung reicher von dannen.

Zehntes Kapitel

Ihn also fand ich in Rom wieder und Bande inniger Freundschaft verknüpften uns; er reiste mit mir nach Mailand, um sich nicht von mir trennen zu müssen und um die Rechtswissenschaft, die er

mehr seinen Eltern zuliebe als aus eigener Neigung studiert hatte, auszuüben. Dreimal hatte er bereits das Amt eines Gerichtsbeisitzers mit einer edlen Uneigennützigkeit bekleidet, die die anderen in Verwunderung setzte, während er über sie verwundert war, daß sie das Gold höher schätzten als ein gutes Gewissen. Dort wurde seine Tugend nicht nur durch verlockenden Gewinn, sondern auch durch peinliche Anfechtungen auf harte Proben gestellt.

In Rom gehörte er einst zum vorstehenden Rat des italienischen Schatzmeisteramtes. Zur selben Zeit lebte dort ein sehr einflußreicher Senator, dem viele durch Dienste, die er ihnen geleistet hatte, verbunden oder aus Furcht ergeben waren. Dieser wollte sich einst durch den Mißbrauch seiner Amtsgewalt eine Eigenmächtigkeit herausnehmen, die gesetzwidrig war. Dem trat aber Alypius entgegen, wies die versprochene Belohnung verächtlich zurück und lachte ob der Drohungen, so daß jeder seinen außergewöhnlichen Mut bewunderte. Denn bei der hervorragenden Stellung des Senators und dem großen Rufe, der ihm voranging, daß er über zahllose Mittel verfüge, anderen zu nützen oder zu schaden, schien es ganz unerhört, daß ihn jemand als Freund abwies und als Feind nicht fürchtete. Der Vorsitzende aber, dessen Beirat Alypius war und der das Ansinnen selbst mißbilligte, trat dem Senator nicht offen entgegen, sondern schob die Schuld auf Alypius, indem er vorgab, er könne dessen Einwilligung nicht erhal-

ten. Und tatsächlich würde Alypius ja auch gegen den Richter gestimmt haben, wenn der es gebilligt hätte. Ihn hätten nur seine wissenschaftlichen Interessen beinahe verlockt, sich aus den Mitteln der Gerichtskasse Bücher anzuschaffen; allein dank seines Rechtssinnes besann er sich bald eines Besseren und es erschien ihm billiger, sich dem Gesetzesverbot zu unterwerfen, als die Macht auszunützen, die er besaß. Das ist freilich nicht erheblich. Aber wer im Kleinen treu ist, ist es auch im Großen. Und es ist kein leeres Wort, das Dein wahrheitsliebender Mund sprach: „So ihr mit dem ungerechten Mammon nicht treu seid, wer wird euch die Wahrheit anvertrauen? Und wenn ihr fremdes Gut nicht treu verwaltet, wer wird euch das geben, das euer ist?" Von solchen Gesinnungen war damals der beseelt, der mir anhing und der sich mit mir beriet, wie wir unser Leben einrichten wollten.

Auch Nebridius hatte seine in der Nähe von Karthago gelegene Heimatstadt und Karthago selbst, das er oft besucht hatte, verlassen, seinen schönen, väterlichen Landsitz und sein Haus aufgegeben, ohne daß er die Hoffnung gehabt hätte, daß ihm seine Mutter folgen würde. Er war einzig und allein nach Mailand gekommen, um sich in Gemeinschaft mit mir voll glühenden Eifers der Erforschung der Wahrheit und Weisheit hinzugeben. Er litt die gleiche Qual, wankte, wie ich, hin und her, suchte mit glühender Sehnsucht ein glückseliges Leben und erprobte

seinen Verstand an den scharfsinnigsten und schwierigsten Fragen.

Wir waren drei Hungernde, die sich gegenseitig ihre Not klagten und auf Dich hofften, „daß Du sie speisen wirst zur rechten Zeit". Und in all der Bitterkeit, die nach Deinem Erbarmen unser weltliches Treiben begleitete, schauten wir nach dem Zweck unserer Leiden aus. Aber rings um uns war nur Finsternis. Wir wandten uns seufzend ab und fragten: „Wie lange wird dies währen?" So sprachen wir oft und ließen trotzdem nicht ab von unserem Treiben, weil wir nichts Zuverlässigeres ergreifen konnten, wenn wir alles andere aufgegeben hätten.

Elftes Kapitel

Ich erschrak aber bei dem Gedanken, wieviel Zeit nun schon verflossen war, seit ich als Neunzehnjähriger voll Begeisterung für das Studium der Weltweisheit entbrannt war und mir vorgenommen hatte, sobald ich sie gefunden, alle eitlen Hoffnungen und alle trügerischen Leidenschaften nichtiger Begierden abzutun; und siehe, nun war ich schon dreißig Jahre alt und stak noch immer in demselben Morast, gierig nach den flüchtigen und zerstreuenden Augenblicksgenüssen jagend. Ich sagte mir täglich: Morgen wird sich's finden; es wird alles aufgeklärt werden und daran werde ich dann festhalten; Faustinus wird kommen und alles erklären. Oh, ihr großen Akademiker! Gibt es wirklich keine bestimmte Richt-

schnur des Lebens! Freilich; ich muß nur noch emsiger danach suchen und nicht verzweifeln. Schon erscheint mir nicht mehr sinnlos, was mir früher in den heiligen Büchern der Kirche so erschien; es kann anders und vernünftig ausgelegt werden. Ich will meine Schritte wieder auf die Bahn lenken, auf die mich meine Eltern schon verwiesen hatten, bis ich die klare und unzweideutige Wahrheit finde. Wo soll ich sie aber suchen! Und wann! Es fehlt mir die Gelegenheit, Ambrosius zu befragen; es fehlt mir an Büchern. Wo soll ich sie hernehmen! Wo und wann sie kaufen! Von wem sie leihen! Ich muß meine Zeit einteilen, muß besondere Stunden für mein Seelenheil bestimmen. Eine neue Hoffnung ist mir aufgegangen; die Kirche lehrt gar nicht, was ich dachte und ihr grundlos vorwarf. Ihre Lehrer halten es für sündhaft, an einen in Menschengestalt eingeschlossenen Gott zu glauben — und ich zaudere noch anzupochen, daß mir auch das übrige eröffnet werde! In den Vormittagstunden nehmen mich aber meine Schüler in Anspruch. Und was beginne ich in den anderen Stunden! Warum betreibe ich dann nicht dieses Studium! Aber wann werde ich dann meine älteren Freunde aufsuchen, deren Gunst ich nötig habe! Wann bereite ich mich auf die Vorlesungen vor, die meine Schüler doch bezahlen! Wann soll ich mich von der geistigen Abspannung und von den Sorgen erholen, die auf mir lasten!

Weg mit allem! Ich verwerfe alle diese nichtigen

Rücksichten und wende mich ausschließlich der Wahrheit zu. Das Leben ist elend, die Stunde des Todes ist ungewiß. Wenn er mich jählings dahinrafft, wie werde ich aus diesem Leben scheiden? Wo könnte ich dann noch erlernen, was ich hier versäumt habe? Oder werde ich die Strafe meiner Nachlässigkeit büßen müssen? Wie, wenn der Tod all unser Streben ebenso wie unser Empfinden abschnitte und beendete? Auch das ist zu bedenken. Doch behüte, daß es so wäre! Es kann nicht grundlos sein, daß die tiefste Grundlage des christlichen Glaubens über den ganzen Erdkreis verbreitet ist! Nimmermehr hätte Gott so Großes und Herrliches für uns vollbracht, wenn mit dem leiblichen Tode auch das Leben der Seele zu Ende wäre. Was zaudere ich dann, die weltlichen Hoffnungen aufzugeben und ganz allein Gott und das ewige Leben zu suchen? Aber gemach! Auch die Dinge dieser Welt haben ihren Reiz und gewähren süße Freuden; es wird nicht so leicht sein, sie nicht mehr zu begehren, und es wäre schmachvoll, sich ihnen nachher wieder zuzuwenden. Es würde mir zum Beispiel nicht schwerfallen, eine Ehrenstelle zu erlangen. Was will ich mehr? An einflußreichen Freunden fehlt es mir ja nicht. Wenn ich es darauf anlege und recht eifrig betreibe, würde mir wahrscheinlich sogar ein Statthalterposten übertragen werden; dann könnte ich ein recht vermögendes Weib heiraten, damit wir ein hinreichendes Auskommen hätten, und ich wäre dann in jeder Beziehung befriedigt.

Viele große, nachahmenswerte Männer widmeten sich, trotz ihrer Ehe, dem Studium der Weisheit. Während ich so zu mir selber sprach und meine Ansichten umschlugen wie der Wind und mein Herz hin und her schwankte, verstrich die Zeit, und ich zauderte noch immer, mich zum Herrn zu bekehren. Ich verschob es von Tag zu Tag, in Dir zu leben, verschob es aber nicht, täglich in mir zu sterben. Ich liebte das Leben der Seligen, fürchtete aber, ihm nachzujagen, und ich floh es und suchte es zugleich. Mir schien, ich würde furchtbar darunter leiden, die Liebe des Weibes entbehren zu müssen, denn ich dachte nicht an das Heilmittel Deiner Barmherzigkeit, das meine Schwäche heilen konnte, weil ich es noch nicht versucht hatte. Ich glaubte, Enthaltsamkeit sei ein Werk eigener Energie, und ich fühlte, daß ich die nicht besaß. Denn in meiner Torheit wußte ich nicht, was da geschrieben stand: daß keiner enthaltsam sein kann, dem Gott es nicht verleiht. Sicher hättest Du mir die Kraft gegeben, wenn meine inbrünstige Klage an Dein Ohr gedrungen wäre und wenn ich glaubensstark alle Sorgen auf Dich geworfen hätte.

Zwölftes Kapitel

Alypius suchte mich vor allem von der Ehe abzubringen, mit dem steten Hinweis darauf, daß wir, wenn ich heiraten würde, nicht ruhig und ungestört ein lediglich dem Studium der Weisheit ge-

widmetes Leben führen könnten, wonach wir uns ja schon so lange sehnten. Er selbst lebte damals schon in bewundernswerter, strenger Keuschheit. In seinen ersten Jünglingsjahren hatte er wohl die geschlechtliche Liebe kennen gelernt, aber sie konnte ihn auf die Dauer nicht in Fesseln schlagen; er beklagte vielmehr jene Zeit, verachtete das Laster und lebte seitdem in völliger Enthaltsamkeit. Ich widersprach ihm aber und berief mich auf die Beispiele solcher Männer, die auch in der Ehe philosophische Studien getrieben, Gottes Gnade erworben und in treuer Liebe an ihren Freunden festgehalten hätten. Freilich war ich von der Geistesgröße jener Männer weit entfernt. Von krankhafter Sinnenlust gelockt, freute ich mich an todbringenden Genüssen. Ich schleppte meine Ketten und fürchtete, sie los zu werden. Ich verschmähte guten Rat und stieß ihn von mir, als ob die Hand, die meine Fesseln lösen wollte, an meine Wunde gestoßen wäre. Daran nicht genug, sprach auch noch die Schlange durch mich zu Alypius und umzüngelte ihn und umstrickte ihn durch meine Worte, um ihn in seinem ehrbaren und lichten Wandel zu Falle zu bringen. Er war höchst verwundert über mich, daß ich, auf den er so hohe Stücke hielt, so sehr im Banne der Wollust lag; denn so oft wir darüber sprachen, versicherte ich ihm, unmöglich ledig bleiben zu können. Wenn ich seine Verwunderung bemerkte, verteidigte ich mich gewöhnlich damit, daß ich erwiderte, es sei ein großer Un-

terschied zwischen der von ihm hastig und heimlich genossenen Lust, deren er sich ja kaum noch erinnern, die er folglich leicht und unbeschwerlich geringschätzen könne und zwischen den Freuden meines gewohnten geschlechtlichen Verkehrs. Und sei der erst noch durch den Ehrentitel der Ehe legitimiert, so müsse er sich nicht wundern, wenn ich dieses Leben nicht lassen könne. Der Erfolg war, daß er nun selbst zu heiraten wünschte, freilich nicht von dem Reiz der Wollust besiegt, sondern mehr aus Neugierde. Er wollte, wie er mir sagte, das kennen lernen, ohne das mir mein Leben, das ihm so gut gefiel, nicht als ein Glück, sondern als eine Strafe erschien. Frei von dieser Fessel, staunte er über meine Knechtschaft, und aus dem Staunen erwuchs ihm der Wunsch, die Sklaverei kennen zu lernen und sich in sie zu begeben, da sie ihm unerklärlich schien. Er wollte „mit dem Tode einen Bund schließen", aber „wer sich gern in Gefahr begibt, wird darin umkommen". Keiner von uns dachte ja an das, was die Ehe würdig macht: an die Erfüllung der Familienpflichten, die Leitung des Hausstandes, die Erziehung der Kinder. Mich Gefesselten bestimmte hauptsächlich nur die gewohnte Begierde, die mich nicht losließ, und meine nie zu befriedigende Sinnlichkeit; jenen zog die Neugier in die Falle. So stand es um uns, bis Du, o Höchster, der Du uns Staubgeborene nicht verläßt, Dich unseres Elends erbarmtest und uns auf wundersame und verborgene Weise beistandest.

Dreizehntes Kapitel

Es wurde mir auch unablässig zugesetzt, mich zu verheiraten. Infolgedessen bewarb ich mich und erhielt das Jawort. Die Bemühungen meiner Mutter gingen hauptsächlich dahin, die Ehe zustande zu bringen, damit ich dann durch die heilige Taufe gereinigt würde. Dies um so mehr, als sie mit Freuden sah, daß ich von Tag zu Tag besser für die Taufe vorbereitet war und daß ihre Wünsche und Deine Verheißungen durch meine gläubige Unterwerfung sich erfüllten. Wenn sie aber auf meine Bitten und aus eigenem Antriebe mit inbrünstiger Klage täglich zu Dir flehte, Du mögest ihr durch ein Gesicht das Schicksal meiner künftigen Ehe offenbaren, so erhörtest Du sie nicht. Wohl sah sie in ihrer Phantasie allerlei Zukunftsbilder, die ihr die Sorge ihres bekümmerten Geistes eingab. Sie erzählte mir auch davon, aber nicht mit jener bezwingenden Zuversicht, als hättest Du es ihr offenbart, sondern mit einer gewissen Geringschätzung, denn sie sagte, an einem Gefühl, das sie nicht in Worte fassen könne, merke sie den Unterschied zwischen Deiner Offenbarung und ihren Einbildungen. Inzwischen wurde aber sehr in mich gedrungen, und meine Wahl fiel auf ein Mädchen, das wegen ihrer zu großen Jugend bis zur Vermählung noch zwei Jahre warten mußte. Da sie mir aber im übrigen gefiel, wollte ich warten.

Vierzehntes Kapitel

Wir waren eine Anzahl Freunde, die alle einen Widerwillen gegen das lästige und beschwerliche Treiben des täglichen Lebens hatten. Deshalb hatten wir in manchen Besprechungen erwogen und fest beschlossen, in Zurückgezogenheit und Ruhe zu leben. Um diese Muße zu erlangen, hatten wir ausgemacht, alles, was wir besaßen, zusammenzutun und einen gemeinsamen Hausstand zu bilden. In unserem Freundschaftsbund sollte nicht das eine dem, das andere jenem gehören, sondern alles sollte allen, das Ganze jedem einzelnen zu eigen sein. Wir glaubten, daß wir, die unserer zehn waren, so eine Gemeinschaft bilden konnten, zumal auch einige sehr vermögende Männer unter uns waren, vor allem unser Landsmann Romanianus, den schwere Geschäftssorgen an den Hof gezogen hatten. Von Jugend auf war er mein vertrauter Freund. Er drängte am meisten auf die Verwirklichung des Planes, und bei seinem großen Ansehen und bedeutenden Vermögen fielen seine Ratschläge besonders ins Gewicht. Wir waren übereingekommen, daß jährlich zwei Mitglieder dem Haushalt verwaltend vorstehen und sich um alles Notwendige kümmern, die andern aber ihre Ruhe haben sollten. Aber, als wir uns fragten, ob auch wohl die Frauen, die einige von uns schon hatten und die wir andern noch heimzuführen gedachten, damit einverstanden sein würden, da schei-

terte unser Plan, den wir so schön ersonnen hatten, unter der Hand, und mußte über Bord geworfen werden. Wir seufzten und klagten wieder und wanderten wieder die breitgetretenen Wege dieser Welt, die Herzen voller Gedanken. Aber „Dein Ratschluß bleibt in Ewigkeit". Diesem Ratschluß gemäß lächeltest Du ob unserer Pläne und führtest die Deinen aus. Du gabst uns „unsere Speise zur rechten Zeit", Du „öffnetest Deine Hand" und „sättigtest alles, was lebt, mit Wohlgefallen".

Fünfzehntes Kapitel

Unterdes häuften sich meine Sünden. Und weil meine geliebte Bettgenossin meiner Ehe im Wege stand, wurde sie mir von der Seite gerissen. Aber da mein Herz an ihr hing, wurde es schmerzlich getroffen und blutete. Sie war nach Afrika zurückgekehrt und hatte das Gelübde getan, von keinem anderen Manne mehr wissen zu wollen. Den natürlichen Sohn, den ich von ihr hatte, ließ sie mir zurück. Ich Unglücklicher aber hatte nicht einmal die Kraft, dem Beispiele des Weibes zu folgen. Des Aufschubs überdrüssig, der mich zwang, noch zwei Jahre auf meine Braut zu warten, verband ich mich, weniger als ein Freund der Ehe, denn als ein Sklave der Lust, mit einem anderen Mädchen, das ich freilich nicht zur Gattin nahm. So nährte ich die Krankheit meiner Seele, um meiner eingewurzelten Gewohnheit unge-

schwächt, ja sogar noch in gesteigertem Maße zu frönen und sie in das Reich der Ehe mit hinüberzunehmen. Trotzdem heilte jene Wunde nicht, die mir die Trennung von meiner früheren Geliebten geschlagen hatte. Nach dem heftigsten und brennendsten Schmerz ging sie in weniger peinvolle Fäulnis über. Hoffnungslose Qual erfüllte mich.

Sechzehntes Kapitel

Ruhm und Preis Dir, Du Quell des Erbarmens! Je elender ich ward, desto näher warst Du mir. Schon hattest Du Deine Rechte erhoben, um mich dem Sumpfe zu entreißen und mich zu reinigen; ich aber wußte es nicht. Nur die Furcht vor dem Tode und vor dem künftigen Gericht hielt mich zurück, noch tiefer in dem Abgrund der Sinnenlust zu versinken. Denn so sehr meine Ansichten auch wechselten, nie wich jene Furcht ganz aus meinem Herzen.

Wenn ich mit meinen Freunden Alypius und Nebridius über das höchste Gut und das größte Übel sprach, gestand ich ihnen, daß ich der Lehre Epikurs die Palme reichen würde, wenn ich nicht an die Fortdauer der Seele nach dem Tode und an eine jenseitige Vergeltung glaubte, was Epikur allerdings verneint. Ich warf die Frage auf, warum wir — angenommen wir wären unsterblich und könnten in beständigem körperlichem Wohlbefinden weiterleben, ohne die Furcht, es jemals einzubüßen —

dennoch nicht glücklich wären. Was aber suchten wir denn sonst? Ich wußte nicht, daß eben das die Größe meines Elends war, daß ich Blinder und Gefallener nicht imstande war, die Gedanken zu jenen lichten Höhen zu erheben und zu jener Schönheit, die um ihrer selbst willen geliebt wird, die nicht mit leiblichem Auge gesehen, sondern nur in der Tiefe der Seele erschaut wird. Ich Elender sah nicht, aus welcher Quelle ich schöpfte, wenn ich mit den Freunden so ruhig über derlei schnöde Dinge sprechen konnte. Aber ohne diese Freunde wäre ich, trotz meiner damaligen Gesinnung und trotz meines Übermaßes an sinnlicher Lust, unglücklich gewesen. Ich liebte meine Freunde uneigennützig und hoffte, daß auch sie mich um meiner selbst willen liebten. O wunderlich verschlungener Irrweg!

Wehe meiner verwegenen Seele, die Besseres zu finden wähnte, wenn sie von Dir abwich! Ich wandte mich hin und her, vorwärts und rückwärts und nach oben und unten und fand überall nur Mühsal. Du allein botest mir Ruhe. Und siehe, Du bist gegenwärtig, erlöst uns von elenden Irrtümern, führst uns auf Deinen Weg zurück und tröstest uns und sprichst: „Auf! Ich will euch tragen und führen und euch zur Heimat göttlicher Ruhe geleiten."

Siebentes Buch

Erstes Kapitel

Meine gottlose Jugend war entflohen und ich trat in das Mannesalter; aber je älter ich ward, desto mehr gereichte mir meine eitle Torheit zur Schmach. Da ich mir kein Wesen anders als körperlich und sichtbar vorstellen konnte, gab ich auch Dir, o Gott, menschliche Gestalt. Seitdem ich aber etwas von Deiner Weisheit zu erfassen begann, mied ich solche Vorstellungen und freute mich, daß ich sie auch im Glauben unserer geistigen Mutter, Deiner Kirche, nicht fand. Aber ich wußte nicht, wie ich Dich mir anders vorstellen sollte. Ich, ein Mensch — und was für ein elender Mensch! — wagte es, Dich, den höchsten, einzigen, wahren Gott, mir vorzustellen und an Dich, den Unvergänglichen, Unverletzlichen, Unwandelbaren, von ganzer Seele zu glauben, weil ich klar erkannte und des gewiß war — obwohl ich nicht wußte, woher und wie mir diese Einsicht wurde — daß alles Vergängliche unvollkommener sein müsse als das Beständige. Das Un-

verletzbare zog ich ohne Zaudern dem Verletzbaren vor und das Unveränderliche dem Veränderlichen.

Mein Herz wehrte sich mit aller Gewalt gegen die Truggebilde, und ich versuchte mit einem Schlage die ganze Schar unreiner Vorstellungen, die mich umwirbelte, aus meinem Geiste zu verjagen; kaum hatte ich sie aber verscheucht, als sie sich in einem Augenblick wieder zusammenscharten, auf mich einstürmten und meinen Blick trübten. Wenn ich Dir, mein Gott, auch nicht mehr menschliche Gestalt gab, so war ich doch gezwungen, Dich mir als etwas Körperliches, Raumerfüllendes vorzustellen; entweder so, daß es die Welt durchdrang, oder daß es außerhalb der Welt sich ins Unendliche ausbreitete. Und dies dachte ich mir dann unvergänglich, unverletzlich und unwandelbar, weil ich es allem Vergänglichen, Verletzlichen und Wandelbaren vorzog. Denn, was ich mir nicht räumlich vorstellen konnte, schien mir nicht vorhanden zu sein, ein absolutes Nichts, noch weniger als die Leere, die entsteht, wenn man etwa einen Gegenstand von seinem Platze entfernte und ein leerer Raum übrig bliebe, in dem keinerlei irdische, flüssige, luftförmige oder himmlische Körper wären; denn solch ein leerer Raum wäre ja noch immer ein r ä u m l i c h e s Nichts.

So schwerfällig war also mein Geist und so wenig seiner selbst bewußt, daß ich meinte, alles, was keine räumliche Ausdehnung hätte, sich nicht im Raume zusammendrängte oder ausbreitete oder irgendeine

ähnliche Beschaffenheit hätte oder doch haben könne, überhaupt nicht existierte. Denn den Formen, die meine Augen wahrnahmen, entsprachen auch die Bilder, die meine Seele sich einprägte; aber ich bemerkte nicht, daß dies Vorstellungsvermögen, dank dessen ich die Bilder hervorrief, weder etwas Körperliches, noch etwas Räumliches sei; und doch hätte ich diese Bilder nicht gestalten können, wenn es nicht etwas Bedeutendes gewesen wäre. So dachte ich auch, daß Du, Leben meines Lebens, in weiter Unendlichkeit den Raum erfülltest, Himmel und Erde umschlössest, kurz, das ganze All in seiner Unermeßlichkeit nur in Dir seine Begrenzung fände, Du aber nirgends begrenzt seist. Wie aber das Sonnenlicht an keinem Luftkörper oberhalb der Erde einem Widerstande begegnet, sondern ihn durchstrahlt und durchdringt, ohne den Luftkörper zu zerreißen oder zu zerteilen und ihn dennoch ganz zu erfüllen, so wähnte ich, daß auch Du nicht nur Himmel, Luft und Meer, sondern die ganze Erde durchdringst, in den größten Teilen sowohl, wie in den kleinsten; daß alle Dich erfassen, daß Du allen gegenwärtig wärst und daß Du in verborgener Wirksamkeit innerhalb und außerhalb des Alls alles Geschaffene regierst. So vermutete ich wenigstens, weil ich es mir nicht anders vorzustellen vermochte; aber es war falsch. Denn auf diese Weise würde ein größerer Teil der Erde einen größeren Teil von Dir in sich schließen und ein kleinerer Teil entsprechend weniger; alles würde von

Dir erfüllt sein, so daß der Leib eines Elefanten mehr von Deinem Wesen enthielte, als der eines Sperlings, gemäß dem größeren Umfange des Elefantenkörpers, der einen größeren Raum einnimmt; so würdest Du — dachte ich — mit Deinem Wesen stückweise alle Teile der Welt erfüllen; die größeren mit Größerem, die kleinen mit Kleinerem. Indes, so ist es nicht. Aber noch immer hattest Du meine Finsternis nicht erhellt.

Zweites Kapitel

Gegenüber jenen betrogenen Betrügern und nichtssagenden Schwätzern, aus denen Dein göttliches Wort nicht sprach, genügte mir schon das, was Nebridius bereits in Karthago einzuwenden pflegte und das uns alle, die es hörten, stets in starkes Schwanken brachte. Was hätte Dir jene finstere Brut, die sie Dir immer entgegenstellten, anhaben können, wenn Du den Kampf mit ihr aufgenommen hättest? Antwortete man, sie hätte Dir Schaden zufügen können, so wärst Du ja verletzbar und vergänglich. Sagte man, sie hätte Dir keinen Schaden bringen können, so war kein Grund zum Kampfe vorhanden; zu einem Kampfe, in dem ein Teil oder ein Glied oder ein Sproß Deines Wesens sich mit den feindlichen Mächten und gottlosen Kreaturen vermischt und von diesen in solchem Grade verdorben und entstellt worden wäre, daß sich seine Seligkeit in Unseligkeit

verkehrt und es der Hilfe bedurft hätte, um erlöst und gereinigt zu werden. In solcher Lage sollte die Seele sein, der in ihrer Knechtschaft, Befleckung und Verderbnis Dein freies, reines und unverdorbenes Wort zu Hilfe kommen müsse; aber auch Dein Wort wäre ja dem Verderben ausgesetzt, weil es von gleicher Beschaffenheit der Seele wäre. Wenn sie folglich Dich, was Du auch sein magst, Deinem Wesen nach unwandelbar nannten, so würde ihre ganze Lehre falsch und verwerflich gewesen sein; wenn sie Dein Wesen aber als vergänglich bezeichneten, wäre dies schon falsch und von Grund aus verdammenswert. Diese Argumentation genügte mir völlig, um mich von dem Drucke zu befreien, der auf meinem Herzen lag, weil diese Denkweise und Lehre der Manichäer konsequentermaßen zu einer schrecklichen Gotteslästerung in Worten und im Geiste führte.

Drittes Kapitel

Obwohl ich Dich nun als den Unbefleckten und Unwandelbaren bekannte und des festen Glaubens war, daß Du, o Herr, unser wahrer Gott seist, der nicht nur unsere Seelen gebildet, sondern auch unsere Körper, und nicht nur unsere Seelen und Körper, sondern das ganze All, war mir die Natur des Bösen noch nicht enträtselt und entwirrt. Wie sie aber auch immer sein mochte, ich durfte durch die Erklärung nicht gezwungen sein, Dich, den unver-

änderlichen Gott, für veränderlich zu halten, damit ich nicht selbst das würde, nach dessen Erklärung ich forschte. Daher ging ich mit Ruhe dem Problem nach, überzeugt, daß die diesbezüglichen Lehren der Manichäer unwahr seien, die ich aus ganzer Seele floh, weil ich sah, daß sie nur aus Bosheit nach dem Ursprunge des Bösen forschten; in dem Wahne, daß Dein Wesen viel eher dem Bösen unterliege, als daß ihr Wesen das Böse vollbringe.

Ich gab mir nun Mühe zu begreifen, daß die freie Willensbetätigung die Ursache des Bösen sei, und daß Dein gerechtes Gericht die Ursache unserer Leiden sei. Ich war aber nicht imstande, diese Ursache klar zu erkennen. So oft ich kraft der Einsicht meines Geistes versuchte, mich aus der Tiefe emporzurichten, sank ich immer wieder zurück, und bei jedem neuen Versuche versenkte ich mich immer wieder von neuem in das Problem. Es trieb mich immer wieder Deinem Lichte entgegen, indem ich von meiner freien Willenskraft ebenso überzeugt war, wie von meiner Existenz. Wenn ich daher etwas wollte oder ablehnte, so war ich dessen sicher, daß niemand anders als ich es wollte oder ablehnte, und erst allmählich kam mir zum Bewußtsein, daß hier wohl die Ursache alles Bösen lag. Wenn ich aber etwas widerwillig tat, betrachtete ich es als ein mir auferlegtes Leiden und nicht als ein Tun, und ich glaubte, daß es keine Schuld, sondern eine Strafe wäre, die ich aber, da ich Deine Gerechtigkeit anerkannte,

sehr bald als Deine gerechte Strafe erkannte. Dann aber fragte ich wieder: „Wer schuf mich? War es nicht mein Gott, der nicht nur gut, sondern das Gute selbst ist? Woher kommt es also, daß ich das Böse will und das Gute meide — wofür ich dann gerechte Strafe erleiden muß? Wer legte es in mich und pflanzte den Keim der Bitterkeit in mir, da ich doch ganz und gar das Geschöpf meines süßen Gottes bin? Ist der Teufel aber der Urheber des Bösen, woher stammt dann der Teufel? Und wenn er selbst erst durch Verkehrung seines Willens aus einem guten ein böser Engel geworden ist, woher kam dieser böse Wille in ihn, durch den er zum Teufel wurde, wenn er, der Engel, seinem Wesen nach das Werk des besten Schöpfers war?“ Solche Gedanken drückten mich immer wieder nieder und quälten mich; aber ich versank nicht vollends in den Abgrund der Irrtümer, wo niemand sich schuldig bekennt, im Glauben, Du duldetest eher das Böse, als daß der Mensch es vollbringe.

Viertes Kapitel

Nun strebte ich danach, den übrigen Erkenntnissen auf den Grund zu kommen, wie ich bereits erkannt hatte, daß das Unvergängliche besser sei als das Vergängliche und also bekannte, daß Du, was Du auch sein magst, unvergänglich seist. Denn kein Geist kann oder wird je etwas ersinnen, das besser wäre als Du, höchstes und bestes Gut. Wenn nun

aber mit wahrhaftester Gewißheit das Unvergängliche dem Vergänglichen vorzuziehen ist, wovon ich längst überzeugt war, so hätte ich ja, wenn Du vergänglich wärst, mit meinem Forschen etwas erreichen müssen, das besser gewesen wäre als Du, mein Gott.

Sobald ich einsah, daß das Unvergängliche dem Vergänglichen vorzuziehen sei, mußte ich Dich suchen und mich vom Bösen abwenden, das heißt von dort, wo Vergänglichkeit und Untergang herstammen, von dem Dein Wesen nie berührt werden kann. Denn die Vergänglichkeit vermag unseren Gott in keinerlei Weise zu berühren; weder der freie Wille, noch irgendeine Notwendigkeit, noch ein unvermuteter Zufall. Denn er selbst ist Gott, und was er will, das ist gut, da er selbst es guthieß; zugrunde zu gehen aber ist nichts Gutes. Auch wirst Du nie gezwungen, etwas widerwillig zu tun, weil Deine Macht ebenso groß ist, wie Dein Wille. Wäre es anders, so wärst Du größer als Du selbst, denn Gottes Wille und Gottes Macht sind Gott selbst. Und was käme Dir unerwartet, der Du alles kennst? Jedes Geschöpf existiert ja nur dadurch, daß Du es ins Leben gerufen hast! Aber warum viel Worte darüber verlieren, daß das göttliche Wesen unvergänglich ist? Wäre dem nicht also, so wäre es ja nicht Gott.

Fünftes Kapitel

Ich forschte nach der Quelle des Bösen, aber ich forschte nicht gründlich; denn ich erkannte in meinem Forschen nicht das Böse. Ich ließ an meinem geistigen Auge die gesamte Schöpfung, und was in ihr ist, vorüberziehen: Erde und Meer und Luft und Gestirne und Bäume und alle anderen vergänglichen Schöpfungswerke; ferner alles, was unsichtbar ist: das Himmelsfirmament mit allen Engeln und Geistern; freilich auch diese befanden sich meiner Vorstellung gemäß irgendwo im Raume, als ob sie Körper gewesen wären. Ich machte aus Deiner Schöpfung eine große, einheitliche Masse, innerhalb deren ich die verschiedenen Arten der von Dir geschaffenen Körper unterschied, gleichviel, ob es wirkliche Körper waren oder ob ich mir ihr geistiges Wesen körperlich vorgestellt hatte. Diese Gesamtschöpfung dachte ich mir ungeheuer groß; nicht in ihrer wirklichen Größe, die ich ja nicht kannte, sondern in willkürlicher Ausdehnung; sie war jedoch von allen Seiten begrenzt. Von Dir aber, o Herr, nahm ich an, daß Du, der nach allen Seiten unbegrenzt ist, sie von allen Seiten umfassest und durchdringst. Würde zum Beispiel das Meer alles erfüllen und die unermeßlichen Räume des Alls wären ausschließlich vom Meere erfüllt und in ihm läge ein Schwamm von ungeheurer, aber immerhin begrenzter Größe, und dieser Schwamm wäre in allen seinen Teilen vollständig von dem

Wasser des unendlichen Meeres erfüllt, so entspräche dies Bild etwa der Vorstellung, die ich mir von Deiner begrenzten Schöpfung machte, die von Dir, dem Unendlichen, erfüllt sei. Und ich sprach zu mir: „Siehe, so ist Gott und so ist Gottes Schöpfung, und Gott ist gut und besser als alles andere; der Gütige hat Gutes geschaffen, und sieh nur, wie er alles umfaßt und erfüllt! Wo ist denn Raum für das Böse? Woher kommt es und wie ist es eingedrungen? Wo ist seine Wurzel und wie wächst es weiter? Existiert es überhaupt nicht? Warum fürchten und scheuen wir aber denn, was nicht ist? Oder wenn unsere Furcht grundlos ist, so ist die Furcht das Böse, von dem das Herz gequält und gepeinigt wird. Und das Übel ist um so schwerer, wenn nichts da ist, das wir zu fürchten hätten, und wir uns dennoch fürchten. So existiert also das Böse wirklich, das wir fürchten, oder es besteht eben darin, daß wir uns fürchten. Woher stammt es aber, da der gütige Gott alles gut geschaffen hat? Das größere und höchste Gut bringt wohl kleinere Güter hervor, aber trotzdem sind Schöpfer und Schöpfung in ihrer Gesamtheit gut. Woher stammt nun das Böse? War es eine böse Materie, aus der er es bildete? Hat er sie geformt und geordnet und einen Rest zurückgelassen, den er nicht in Gutes wandelte? Und warum nicht? Fehlte dem Allmächtigen die Macht, das Ganze umzuwandeln, damit nichts Böses zurückblieb? Und endlich, warum wollte er überhaupt aus der bösen

Materie etwas schaffen und bewirkte nicht, daß es kraft seiner Allmacht überhaupt vernichtet wurde? Konnte sie gegen seinen Willen existieren? Wenn sie von Ewigkeit her da war, warum ließ er sie die unendlichen Zeiten der Vergangenheit hindurch in diesem Zustand und hat erst so spät beschlossen, etwas aus ihr zu machen? Und wenn er plötzlich etwas schaffen wollte, warum vernichtete er sie nicht in seiner Allmacht, damit er allein als das vollkommen wahre, höchste und unendliche Gut existierte? Und wenn es nicht gut gewesen wäre, daß er, der gut war, Gutes aus der Materie bilden und schaffen konnte, warum hat er nicht die böse Materie beseitigt und vernichtet und eine gute geschaffen, aus der er alles bilden konnte? Er wäre ja nicht allmächtig, wenn er nichts Gutes hervorbringen könnte, ohne die Hilfe jener Materie, die er selbst schuf."

Solche Gedanken waren es, die ich in meinem unseligen Herzen erwog, bedrückt von nagenden Sorgen und von der Todesfurcht, ohne daß ich die Wahrheit gefunden hätte. Inzwischen hatte sich der kirchliche Glaube an Christi, unseren Herrn und Heiland, oft freilich noch roh und die feste Richtschnur der wahren Lehre noch nicht innehaltend, in meinem Herzen eingenistet; denn noch ließ meine Seele nicht ab von ihm; von Tag zu Tag nahm sie ihn vielmehr immer mehr in sich auf.

Sechstes Kapitel

Ich hatte bereits die trügerischen Prophezeiungen der Sterndeuter und ihre gottlosen Albernheiten verworfen. Auch das, mein Gott, dankt mein Herz nur Deinem Erbarmen. Denn Du, und niemand anders rafft uns empor aus den tödlichen Irrtümern, nur Du, der Lebendige, der den Tod nicht kennt, die Weisheit, die keines Lichtes bedürftig ist, die den Geist in seiner Armut erleuchtet und die Welt erhält bis hin zu den schwankenden Blättern der Bäume. Du besiegtest meine Hartnäckigkeit, mit der ich einst dem scharfsinnigen greisen Vindicianus und dem hochbegabten jungen Nebridius widerstand. Der eine behauptete mit größter Bestimmtheit, der andere wiederholte oft, aber ohne seine Zweifel zu unterdrücken, es gäbe keine Kunst, die Zukunft vorauszusehen; die menschlichen Berechnungen hätten oft die Macht des Zufalls für sich, und wer vieles spreche, sage zufällig auch manches, das in Erfüllung gehe, ohne daß er darum gewußt hätte, als er es gesagt hat; er habe durch so vieles Reden rein zufällig das Richtige getroffen. Du gabst mir nun einen Freund, der nicht müde wurde, die Astrologen zu befragen; er verstand ihre Schriften nicht gründlich, war nur ein neugieriger Frager, der einiges, das er wußte, von seinem Vater gehört haben mochte. Er ahnte nicht, in wie hohem Maße das dazu beitrug, mir das Vertrauen zu jenen astrologischen

Kunststücken zu nehmen. Er hieß Firminus, war gut erzogen, wissenschaftlich gebildet und rhetorisch sehr begabt. Er fragte mich als vertrauten Freund über alle Dinge um Rat, auf die er seine hochgespannten weltlichen Hoffnungen aufbaute; unter anderem auch, was ich von seiner Konstellation hielte. Ich aber, der ich in dieser Hinsicht bereits die Anschauung des Nebridius teilte, schlug ihm zwar nicht ab, seinen Wunsch zu erfüllen und ihm meine Vermutung auszusprechen, unterließ es aber nicht, zu betonen, daß ich von der Lächerlichkeit und Zwecklosigkeit dieser Prophezeiungen überzeugt sei. Nun erzählte er mir, sein Vater habe auf die astrologischen Bücher einen übertriebenen Wert gelegt und dessen Freund habe die gleichen Interessen verfolgt. Beide hätten sich mit wahrem Feuereifer auf diese Kindereien geworfen; sie seien sogar so weit gegangen, die Geburtsstunden ihrer Haustiere zu beobachten und die dabei in Frage kommenden Stellungen der Gestirne aufzuzeichnen, um Erfahrungen in dieser „Kunst" zu sammeln. Nun habe ihm sein Vater folgendes erzählt:

Als seine Mutter mit ihm, Ferminus, guter Hoffnung gewesen sei, habe sich zu gleicher Zeit auch eine Sklavin des Freundes in anderen Umständen befunden. Das konnte dem Hausherrn um so weniger verborgen bleiben, als er sogar mit größter Sorgfalt ängstlich darauf bedacht war, die Zeit, in der seine Hündinnen Junge werfen würden, zu erfahren. Nun sei es

geschehen, während der Vater bei der Gattin, der Freund bei der Sklavin Tage, Stunden und Minuten mit peinlicher Genauigkeit zählten, daß beide zu gleicher Zeit entbunden wurden, so daß die Konstellation bei beiden Neugeborenen sowohl für den Sohn des Herrn, als für das Kind der Sklavin bis auf den geringsten Umstand übereinstimmten. Als dann die Wehen bei beiden Frauen einsetzten, hielten sie sich beide durch bereitgehaltene Boten, die sie sich wechselweise einander zuschickten, über das, was in ihren Häusern vorging, auf dem laufenden, um einander sofort die erfolgten Geburten anzuzeigen. Da sie beide ihre eigenen Herren waren, konnten sie das auch leicht bewerkstelligen. Die beiden Boten begegneten sich gewöhnlich genau auf der Hälfte des Wegs, so daß die Konstellationen der beiden Neugeborenen auch nicht die geringste Abweichung zeigen konnten. Und dennoch eröffnete sich dem Firminus, der als Sohn des Hauses in glücklichen Verhältnissen geboren war, eine glänzende Laufbahn; er wurde reich und gelangte zu hohen Ehren; jener Sklave aber trug zeitlebens das harte Joch seines Standes; er diente seinem Herrn, wie mir Firminus versicherte, der ihn gut kannte.

Als ich das gehört hatte — und da der Erzähler vollkommen glaubwürdig war, zweifelte ich nicht daran — war mein Widerstand gebrochen, und ich suchte nun Firminus von seinem Aberglauben abzubringen. Ich sagte ihm, wenn ich nach der Einsicht

in seine Konstellationen die Wahrheit hätte herauslesen sollen, hätte ich aus seiner Konstellation erkennen müssen, daß seine Eltern zu den Vornehmen ihres Standes, seine Familie zu den Angesehensten in der Stadt gehörte, daß er frei geboren, gut erzogen sei und eine wissenschaftliche Bildung genossen habe. Hätte mich nun aber der Sklave über seine Konstellation befragt, die ja ganz dieselbe gewesen sei, so hätte ich der Wahrheit gemäß seine geringe Familie, seinen Sklavenstand, kurz, genau das Gegenteil der vorigen Konstellation herauslesen müssen. Wie hätte es nun zugehen sollen, daß ich bei derselben Konstellation das eine Mal die Wahrheit vorausgesagte und das andere Mal Falsches prophezeite, wo ich doch nur das gleiche hätte vorausgesagen können? Daraus ginge wohl mit aller Bestimmtheit hervor, daß die zutreffenden Antworten nicht der zuverlässigen Kunst der Konstellation zu verdanken seien, sondern einem Zufall; daß hingegen die unzutreffenden Antworten nicht einem Kunstfehler, sondern dem Trug dieser Wahrsagerei entsprangen.

Damit war der Anfang gemacht. Ich dachte über die Frage noch weiter nach, damit mir nicht einer von den Betrügern, die die Astrologie gewerbsmäßig betrieben und die ich nun anzugreifen und lächerlich zu machen suchte, den Vorwurf machen konnte, Firminus habe mir oder sein Vater habe ihm Unwahres erzählt. Ich wandte meine Aufmerksamkeit den Zwillingsgeburten zu, die meist so rasch aufein-

ander folgen, daß der geringe Zeitabstand, welche Bedeutung er auch immer haben mag, doch viel zu unbedeutend ist, als daß er durch menschliche Beobachtung wahrgenommen und in jenem Schriftstück verzeichnet werden könnte, welches der Astrologe dann einsehen muß, um daraus wahrzusagen. Sie fallen daher auch unwahr aus, denn aus denselben Aspekten mußte der Astrologe zum Beispiel für Esau und Jakob das gleiche Geschick herauslesen, und doch hatten beide sehr verschiedene Schicksale. Er würde also Falsches wahrsagen, oder wenn er Wahres prophezeite, müßte er aus denselben Aspekten das gleiche wahrsagen. Also nicht mittels seiner Kunst, sondern einzig und allein durch Zufall hätte er dann Wahres vorausgesagt. Du aber, o Herr, gerechter Lenker des Weltalls, wirkst durch Deine geheime Eingebung auf Frager und Befragte, ohne daß es beiden bewußt würde, so daß jeder, der fragt, das vernimmt, was er entsprechend den verborgenen Verdiensten seiner Seele hören muß; gemäß dem unergründlichen göttlichen Gericht, dem der Mensch nicht nachforschen soll mit der Frage: „Was ist das? Weshalb ist das?" Nein, so soll er nicht fragen, denn er ist nur ein Mensch.

Siebentes Kapitel

Aus diesen Banden hattest Du mich bereits erlöst; aber in meinen Fragen nach dem Ursprung des Bösen fand ich keinen Ausweg. Du ließest es jedoch

nicht zu, daß mich die Wogen meiner Gedanken von dem Glauben hinwegrissen, dank dessen ich von Deiner Existenz überzeugt war und davon, daß Dein Wesen unveränderlich ist, daß Du für die Menschen Sorge trägst und sie richtest und daß Du in Christi, Deinem Sohne, unserem Herrn, und in den heiligen Schriften, die dem Ansehen Deiner Kirche als Empfehlung dienen, den Menschen einen Weg des Heils gewiesen hast, der zum ewigen Leben hinführt, das unserem Tode folgen wird. Dies stand also in meinem Herzen unerschütterlich begründet, und voll heißer Sehnsucht forschte ich nach dem Ursprung des Bösen. Welche Qualen duldete mein ringendes Herz! Wie inbrünstig waren meine Seufzer, o mein Gott! Dein Ohr vernahm mich, ohne daß ich es wußte. Und wenn ich im Verborgenen nach der Antwort suchte, rief Dich die stumme Zerknirschung meines Herzens mit lauter Stimme um Erbarmen an. Du wußtest, was ich litt; sonst wußte es niemand. Wie wenig kam davon durch meine Worte selbst meinen vertrautesten Freunden zu Ohren. Ich verriet ihnen nichts von dem Aufruhr meiner Seele, da weder Zeit noch Worte dazu hingereicht haben würden. Du aber vernahmst alles, „was ich in der Angst meines Herzens schrie, und mein Verlangen blieb Dir nicht verborgen und meiner Augen Licht war mir entwichen". Denn es war in meinem Innern, ich aber lebte nur nach außen. Das Licht war ja nichts Räumliches; ich aber richtete meine Sinne nur auf räumlich begrenzte

Dinge, fand aber keine Ruhestätte in ihnen; sie nahmen mich auch nicht in sich auf, so daß ich hätte sagen können: Nun ist es genug und mir ist wohl. Noch hatte ich mich nicht zu mir selbst zurückgefunden, wo mir genügend wohl gewesen wäre. Denn wenn ich auch darüber erhaben war, blieb ich doch tief unter Dir. Du warst die rechte Freude für mich, der ich Dir unterworfen war, und Du unterwarfst mir die Geschöpfe, die unter mir standen. Und dies war das rechte Verhältnis und der Mittelpunkt meines Heils, daß ich Dein Ebenbild in mir trug und in Deinem Dienste die Herrschaft über meinen Leib behielt. Aber da ich mich gegen Dich auflehnte und gegen den Herrn anstürmte, „den Nacken unter dem Schilde", da wurden mir selbst die niedrigsten Geschöpfe überlegen und bedrängten mich, und ich fand nirgends Linderung und Erholung. Sobald ich die Augen auftat, stieß mein Blick, wo er auch hinfiel, auf eine Menge Dinge; meinem Denken aber traten die Bilder der Dinge entgegen, als sprächen sie: „Wohin gehst du Unwürdiger und Unreiner?" Dies war aus der Wunde meines Herzens hervorgewachsen, „Du demütigst den Hoffärtigen wie einen Verwundeten". Meine Hoffart aber trennte mich von Dir und mein vor Hochmut nur allzusehr geschwelltes Antlitz hinderte mich, aus den Augen zu sehen.

Achtes Kapitel

Du aber, o Herr, bleibst in Ewigkeit, doch zürnst Du uns nicht ewig, denn Du hast Dich des Staubes und der Asche erbarmt und es gefiel Dir, mein entstelltes Wesen umzuschaffen. Im Innern stachelteſt Du mich an, daß ich ruhelos wurde, bis ich durch inneres Schauen Deiner bewußt ward; da schwand meine Geschwulst dank Deiner verborgenen Heilwirkung und die gestörte, und geschwächte Sehkraft meines Geistes gesundete von Tag zu Tag immer mehr durch den scharfen Balsam heilbringender Schmerzen.

Neuntes Kapitel

Vor allem wollteſt Du mir zeigen, wie Du „den Stolzen widerstehst, den Demütigen aber Gnade verleihst", und wie groß die eigene Barmherzigkeit ist, mit der Du den Menschen den Weg der Demut gewiesen hast, da „Dein Wort Fleisch geworden ist und unter den Menschen wohnte". Durch Deine Fügung geschah es, daß mir ein Mann, der von unbändigem Stolze gebläht war, einige aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzte Schriften der Platoniker zu lesen gab. Dort wurde, wenn auch nicht wörtlich, so doch dem Sinne nach, folgendes ausgeführt und mit mancherlei Gründen verfochten: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort; dies war im An-

fang bei Gott; alle Dinge sind durch das Wort hervorgerufen worden, und ohne es wurde nichts geschaffen. Was in ihm geschaffen wurde, war das Leben, und das Leben war das Erleuchtende im Menschen, das die Finsternis erhellt; aber die Finsternis hat es nicht begriffen." Ferner: daß die Menschenseele, „obwohl sie Zeugnis gibt von dem Lichte, doch nicht selbst das Licht ist, sondern daß das göttliche Wort das wahrhafte Licht ist, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt; und daß er in dieser Welt war und die Welt durch ihn gemacht worden ist und ihn erkannt hat." Aber diese Worte: „Und er kam in sein Eigentum, und die Seinigen nahmen ihn nicht auf; wie viele ihn aber aufnahmen, denen gab er Macht, Kinder Gottes zu werden, weil sie an seinen Namen glauben" — das las ich dort nicht.

Ferner las ich dort, daß das göttliche Wort „weder aus dem Fleische, noch aus dem Blute, noch aus dem Willen des Mannes, noch aus dem Willen des Fleisches, sondern aus Gott geboren ist". Aber, daß „das Wort Fleisch wurde und unter uns gewohnt hat" — das las ich dort nicht. In jenen Schriften fand ich wohl oft und mannigfach dargestellt, daß der Sohn, „da er in der Gestalt des Vaters war, es für keinen Raub hielt, Gott gleich zu sein", — wie er es schon von Natur sei. Allein, daß „er sich selbst entäußerte und Knechtsgestalt annahm, den Menschen gleich, und im Äußeren wie ein Mensch befun-

den ward, sich selbst herabließ und gehorsam war bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuze, weshalb ihn Gott auch erhöhet und ihm einen Namen gegeben hat, der über alle Namen erhaben ist; daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen alle Knie derer, die im Himmel, auf Erden und unter der Erde sind, und daß alle Zungen bekennen, der Herr Jesus Christus sei in der Glorie Gottes, des Vaters", das enthalten diese Schriften nicht. Aber, daß vor Beginn aller Zeiten Dein eingeborener Sohn in gleicher Ewigkeit mit Dir unwandelbar verharrt und daß von der Fülle desselben die Seelen ihre Seligkeit empfangen und durch ihre Teilnahme an der in sich selbst bestehenden Weisheit auch ihrerseits erneut werden, auf daß auch sie weise seien, das steht wohl dort. Daß er aber „zur bestimmten Zeit für die Gottlosen gestorben ist" und daß „Du Deines eigenen Sohnes nicht geschont, sondern ihn für uns alle geopfert hast", steht dort nicht. Denn „dies hast Du den Weisen verborgen und den Unmündigen offenbart, damit zu ihm kommen alle, die mühselig und beladen sind", und er sie erquicke. Denn er ist sanftmütig und von Herzen demütig, er wird die Demütigen auf den Weg der Gerechtigkeit führen und die Sanftmütigen seine Wege lehren, weil er unsere Demut und unsere Mühsal sieht und uns alle unsere Sünden vergibt. „Die aber auf dem hohen Kothurn einer angeblich erhabenen Weisheit einherschreiten, hören das Wort nicht: „Lernet von mir,

denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen, und wenn sie auch Gott erkennen, verherrlichen sie ihn nicht als ihren Herrn, noch danken sie ihm, sondern sind eitel in ihrem Denken, und ihr unverständiges Herz ist verfinstert; sie halten sich für weise, sind aber zu Narren geworden."

Deshalb las ich auch dort, wie sie „die Herrlichkeit eines unvergänglichen Wesens verwandelt haben in allerhand Gestalten und Bildnisse, in das Gleichnis und Bild des vergänglichen Menschen, der Vögel, der vierfüßigen und kriechenden Geschöpfe", so wie Esau um ein Linsengericht sein Erstgeburtsrecht verlor. Denn Dein erstgeborenes Volk verehrte statt Deiner einst den Kopf eines vierfüßigen Tieres, „da es sich im Herzen nach Ägypten hingewendet hatte und seine Seele, Dein Ebenbild, vor dem Bilde eines grasfressenden Kalbes beugte". Solche Nahrung fand ich dort, aber ich aß nicht davon. Denn es gefiel Dir, o Herr, die Schmach der Erniedrigung von Jakob zu nehmen, auf daß der Ältere dem Jüngeren diene, und Du beriefst die Heiden zu Deinem Erbe. Von den Heiden war ich zu Dir gekommen und gierte nach dem Golde, das Du Dein Volk aus Ägypten hast mitnehmen heißen, weil es Dein Eigentum war, wo es sich auch fand. Und zu den Athenern sprachst Du durch Deine Apostel, daß wir „in Dir leben und weben und sind", wie auch einige ihrer Autoren gesagt haben. Und auch jene Schriften gehörten dazu.

Ich achtete aber nicht auf die Götzenbilder der Ägypter, die diejenigen von Deinem Golde machten und anbeteten, die die Wahrheit Gottes in Lüge verwandelten und lieber das Geschöpf verehrten und anbeteten, als den Schöpfer.

Zehntes Kapitel

Hierdurch gemahnt, mich auf mich selbst zu besinnen, hielt ich, dank Deiner Führung, Einkehr in mich selbst; ich vermochte es, da Du mir helfend zur Seite standest. Ich sah in mich und gewahrte, so verblendet auch mein inneres Auge noch war, über diesem inneren Auge und über meinem Geiste ein unveränderliches Licht. Es war nicht das gewöhnliche Licht, das jedes sterbliche Auge schaut; es war auch nicht so, als wenn es ein gewöhnliches und nur größeres Licht gewesen wäre, nur unvergleichlich heller und alles mit seinem Glanze erfüllend. Nein, so war es nicht, sondern anders, ganz anders; es unterschied sich gewaltig von solchem Licht. Es ergoß sich auch nicht über meine Seele, wie Öl, das auf dem Wasser schwimmt; es war auch nicht über mir, wie der Himmel, der sich über der Erde wölbt; ach, es war weit erhabener. Es war eben das, das mich geschaffen hatte, und ich stand tief unter ihm, weil ich sein Geschöpf war. Wer die Wahrheit kennt, der kennt dies Licht, und wer es kennt, der kennt auch die Ewigkeit. Die Liebe kennt es. O ewige Wahrheit

und wahre Liebe und geliebte Ewigkeit! Du bist mein Gott und Tag und Nacht flehe ich zu Dir. Und als ich Dich erkannte, nahmst Du mich auf, damit ich sähe, daß das wahrhaftig existiere, was ich zu sehen begehrte; daß ich aber noch nicht imstande sei, es zu schauen. Von der Helle Deines Strahls geblendet, mußte ich meinen Blick abwenden und ich bebte vor Liebesschauer, denn ich sah jetzt, wie weit ich mich von Dir entfernt hatte und wie unähnlich ich Dir geworden war. Da war mir's, als vernähme ich Deine Stimme aus der Höhe: „Ich bin die Speise der Starken; wachse und du wirst mich genießen. Du wirst mich nicht in deines Wesens Art verwandeln, gleich der Speise deines Leibes; du wirst vielmehr in mein Wesen umgewandelt werden." Und ich erkannte, wie Du den Menschen belehrst und züchtigst um der Sünde willen und wie Du gleich einem zerstörten Spinngewebe meine Seele zunichte werden ließest. Und ich sprach: „Ist die Wahrheit deshalb nichts, weil sie weder durch den begrenzten, noch durch den unendlichen Raum sich ausdehnt?" Und Du riefst mir aus der Ferne zu: „Ich bin, der ich bin." Ich vernahm es mit lauschendem Herzen, und der Zweifel wich gänzlich von mir. Nun hätte ich eher daran gezweifelt, daß ich lebe, als daran, daß es eine Wahrheit gäbe, die man an der Schöpfung der Welt wahrnimmt.

Elftes Kapitel

Nun betrachtete ich die Dinge, die unter Dir sind, und ich erkannte, daß ihnen weder das Sein noch das Nichtsein eignet. Sie sind, weil sie von Dir geschaffen sind; sind aber nicht, weil sie nicht sind, was Du bist. Denn nur das ist wirklich, was unveränderlich bleibt. „Mein Gut ist aber, daß ich Gott anhange", denn nur wenn ich in ihm verharre, habe ich eine bleibende Stätte in mir selbst. Er aber „bleibt, was er ist, und erneut alles". Und „Du bist mein Gott, der meines Gutes nicht bedarf".

Zwölftes Kapitel

Nun wurde mir offenbar, daß es Güter gibt, die dem Verderben preisgegeben sind und zugrunde gehen. Es sind nicht die höchsten Güter, denn sie könnten dann nicht untergehen; aber auch um zugrunde zu gehen, müssen es ja Güter sein. Wären es die höchsten Güter, so wären sie nicht dem Verderben ausgesetzt; wären sie aber nicht irgendein Gut, dann wäre nichts in ihnen, das verderben und zugrunde gehen könnte. Denn das Verderben bringt dadurch Schaden, daß es das Gute verringert. Entweder bringt also das Verderben keinen Schaden, was unmöglich ist, oder — und das steht durchaus fest — alles, was dem Verderben unterliegt, wird eines Gutes beraubt. Würden die Dinge aber jedes Gutes beraubt, dann würden sie

überhaupt nicht mehr sein. Beständen sie fort, ohne daß noch etwas an ihnen zugrunde gehen könnte, so wäre es ja besser, weil sie unvergänglich bleiben würden. Was wäre aber abgeschmackter, als die Behauptung, die Dinge würden nach dem Verlust alles Guten besser? Werden sie also alles Guten beraubt, so sind sie überhaupt nicht, und solange sie sind, sind sie also Güter. Somit ist alles, was existiert, gut. Das Böse aber, nach dessen Ursprung ich forschte, ist kein wirkliches Ding; denn wäre es substantiell, so wäre es ein Gut. Entweder wäre es eine unvergängliche Substanz, also ein sehr großes Gut, oder eine vergängliche Substanz, die, wenn sie auch kein Gut wäre, dennoch nicht zugrunde gehen könnte. Daher sah ich, und es wurde mir klar, daß alles, was Du geschaffen, gut ist, und daß es keine Dinge gibt, die Du nicht geschaffen hättest. Obwohl Du sie aber ungleichartig geschaffen hast, ist doch alles, weil es als einzelnes gut ist, auch in seiner Gesamtheit gut, „weil unser Gott alles sehr gut gemacht hat".

Dreizehntes Kapitel

Für Dich gibt es überhaupt nichts Böses, und nicht nur für Dich, sondern auch für Deine gesamte Schöpfung. Denn es existiert nichts außer ihr, was hereinbrechen und die festgesetzte Ordnung zerstören könnte. Im einzelnen aber gibt es manches, das, weil es mit anderem nicht übereinstimmt, für ein Übel oder für böse gehalten wird; aber die gleichen

Dinge harmonieren miteinander und erscheinen dann gut und an und für sich selbst als Güter. Und alle Dinge, die nicht zueinander passen, stimmen mit dem niederen Teil der Schöpfung überein, den wir Erde nennen und zu der auch der Himmel mit seinen Wolken und Stürmen paßt. Es sei fern von mir, zu sagen: „Wenn doch die Erde gar nicht existierte!" Denn wenn ich sie auch nur allein erblickte, würde ich sie zwar vollkommener wünschen; aber auch um ihretwillen allein müßte ich Dich loben, denn Dein Lob verkünden „die Ungeheuer der Erde und alle Untiefen, Feuer und Hagel, Schnee und Eis, Stürme und Unwetter, die Deinem Befehle gehorchen; Berge und alle Hügel, Fruchtbäume und alle Zedern, die wilden Tiere und alles Vieh, Gewürm und Federvieh; die Könige der Erde und alle Völker, die Fürsten und alle Richter der Erde, Jünglinge und Jungfrauen, alt und jung lobpreist Deinen Namen". Da aber auch vom Himmel her Dein Lob verkündet werden soll, so loben Dich „in den Höhen alle Deine Engel, alle Deine Heere, Sonne und Mond, alle leuchtenden Sterne, alle Himmel und alle Wasser, die über dem Himmel sind; sie alle lobpreisen Deinen Namen". Und ich sehnte mich schon nicht mehr, daß das einzelne vollkommener sein möge, weil ich aller Dinge gedachte, und ich erwog nach reifer Überlegung, daß das Erhabenere zwar vollkommener sei als das Niedere, daß das Ganze aber doch vollkommener sei als das Erhabene allein.

Vierzehntes Kapitel

Unverständig sind die, denen etwas an Deiner Schöpfung mißfällt. So war auch ich, da mir viele Deiner Schöpfungswerke mißfielen. Da aber meine Seele in ihrer Verwegenheit nicht so weit ging daß Du, mein Gott, ihr mißfallen hättest, so wollte sie das, was ihr mißfiel, nicht als Dein Werk betrachten. So kam ich zu der Annahme zweier Substanzen, beruhigte mich nicht und sprach wirres Zeug. Als ich davon abkam, machte ich mir einen Gott, der durch die Unendlichkeit des Raumes ausgebreitet war. Von ihm glaubte ich, daß Du es seist, und ich stellte ihn in meinem Innern auf, das dadurch wiederum ein Götzentempel geworden war, den Du verabscheutest. Aber nachdem Du, ohne daß ich darum gewußt hätte, mein krankes Haupt geheilt und meine Augen geschlossen hattest, damit sie nicht die Nichtigkeit sähen, bekam ich ein wenig Ruhe vor mir selbst, und mein Wahn schlief ein. Ich erwachte und nun erkannte ich Dich, den Unendlichen, in anderer Weise; doch dies war kein leibliches Erkennen.

Fünfzehntes Kapitel

Und ich blickte zurück auf alle anderen Wesen und fand, daß sie Dir ihr Dasein verdanken und daß alles Endliche sich in Dir findet, aber nicht räumlich, sondern weil Du der Allerhalter bist und Deine Wahr-

heit alles umfaßt. Denn alle Dinge sind wahr, insofern sie sind und Irrtum ist nur da, wo etwas Nichtseiendes für seiend gehalten wird. Und ich sah, daß sich alles an seinem richtigen Orte befindet und zu der ihm entsprechenden Zeit geschieht, und daß Du, der allein ewig ist, nicht erst nach unmeßbaren Zeiträumen zu wirken begannst, weil alle Zeiträume, die vergangenen sowohl, als die künftigen vergehen und kommen durch Deine bleibende Wirksamkeit.

Sechzehntes Kapitel

Ich weiß erfahrungsgemäß, daß es sehr natürlich ist, wenn dem kranken Gaumen das Brot verleidet ist, das dem gesunden schmeckt; und daß dem kranken Auge das Licht verhaßt ist, das dem gesunden Freude macht. Ebenso mißfällt Deine Gerechtigkeit den Ungerechten. So mißfallen die Nattern und das Gewürm, die Du alle gut geschaffen und die zu der niederen Stufe Deiner Schöpfung wohl passen. Auch die Ungerechten gehören zu ihr, je unähnlicher sie Dir sind; je ähnlicher sie aber Dir werden, in desto höhere Stufen rücken sie auf. Fragte ich danach, was die Ungerechtigkeit sei, so fand ich in ihr nichts Substantielles, sondern nur eine Verkehrtheit des Willens, der sich von dem höchsten Wesen, von Dir, o Gott, zu der niedrigen Kreatur hingewendet hat, indem er sein Innerstes mißachtete und ganz in der Außenwelt aufging.

Siebzehntes Kapitel

Ich wunderte mich, daß ich nun Dich allein liebte und nicht statt Deiner ein bloßes Truggebilde. Aber ich strebte noch nicht nach einem gleichmäßigen und beharrlichen Genuß meines Gottes, sondern ward durch Deine Schönheit bald emporgehoben, bald durch meine eigene Schwere hinabgezogen und ich sank seufzend zur Sinnenwelt zurück. Diese Last war nichts als die gewohnte Lüsternheit. Aber die Erinnerung an Dich verließ mich nicht, und ich wußte gar wohl, daß Du es seist, dem ich anhängen sollte; ich war aber noch nicht so weit, um Dir unentwegt anhangen zu können. „Denn der sterbliche Leib beschwert die Seele, und die irdische Hülle zieht den zerstreuten Geist herab." Ich war überzeugt, daß Dein unsichtbares Wesen seit Erschaffung der Welt durch die erschaffenen Dinge erkennbar und sichtbar ist, ebenso wie Deine ewige Kraft und Gottheit. Denn als ich danach fragte, wie ich über die Schönheit der Körper urteilen könne, sowohl der himmlischen als auch der irdischen, und welchen Maßstab ich bei der Beurteilung der wandelbaren Dinge zugrunde legte, und was mich berechtigte, zu sagen: „dies muß so sein, jenes anders", als ich fragte, mit welchem Recht ich so urteilte, fand ich eine unveränderliche, absolute, ewige Wahrheit über meinem veränderlichen Geiste. Und so stieg ich stufenweise empor von der sinnlichen Körperwelt zum Empfin-

dungsvermögen der sinnlichen Wahrnehmung und von da zur inneren Gefühlswelt, der die sinnliche Empfindung ihre äußeren Wahrnehmungen vermittelt. So weit reicht freilich auch das Vermögen der Tiere; von hier stieg ich aber weiter empor zu der vernünftigen Urteilskraft, die die Sinneseindrücke prüft. Die Vernunft aber erkannte in mir ihre Wandelbarkeit und erhob sich zur Erkenntnis ihrer selbst, entzog sich der bisher gewohnten Denkweise und machte sich frei von dem verworrenen, widerspruchsvollen Schwarm von Trugbildern, um das Licht zu finden, von dem sie erleuchtet wurde, um mit zweifelsfreier Bestimmtheit zu erkennen, daß das Unwandelbare besser sei als das Wandelbare, und um zu erforschen, woher sie das Unwandelbare kenne, das sie, wenn wir es nicht irgendwie kennen würden, dem Wandelbaren nimmermehr mit solcher Sicherheit vorziehen würde. So gelangte sie zu dem wahrhaften Sein im Augenblick eines verzagenden Aufblicks. Damals erkannte ich Dein unsichtbares Wesen, das in Deiner Schöpfung im Geiste wahrgenommen wird; aber ich vermochte nicht, den Anblick zu ertragen; in meiner Schwäche mußte ich mich abwenden und, meinen Gewohnheiten preisgegeben, trug ich nichts in mir davon, als die liebende Erinnerung, die sich gleichsam nach dem Dufte der Speise sehnte, die zu genießen ich noch nicht imstande war.

Achtzehntes Kapitel

Ich suchte den Weg zu der beharrlichen Stärke, deren ich bedurfte, um mich Deinem Genusse hinzugeben; doch ich fand ihn nur, wenn ich „den Mittler zwischen Gott und den Menschen, den Menschen Jesus Christus umfing, der da ist, Gott über alles, hochgelobt in Ewigkeit, und der da spricht: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben"; er hat die Speise, die ich zu schwach war zu genießen, den Schwachen zugänglich gemacht, indem er die Gottheit verkörperte, „denn das Wort ward Fleisch", auf daß Deine Weisheit, durch die Du alles geschaffen, uns Kindern gleichsam zu Milch würde. Aber da mir selbst die Demut fehlte, konnte ich den Demütigen, Jesus, meinen Gott, nicht begreifen und ich verstand die Lehre nicht, die seine Erniedrigung uns erteilen sollte. Denn Dein Wort, die ewige Wahrheit, überragt die ganze Schöpfung und richtet die zu sich empor, die sich ihm unterwerfen. In der niederen Sphäre aber baute es sich aus unserem Staube eine niedrige Behausung, um uns so sich zu unterwerfen, von uns selbst zu erlösen und uns zu sich hinüberzuziehen, uns vom Stolze heilend und die Liebe nährend, damit wir uns nicht im Selbstvertrauen zu weit hervorwagten, sondern uns lieber erniedrigen, wenn wir zu unseren Füßen die Gottheit erblicken, die sich, in das Gewand der Sterblichkeit gekleidet, zu uns herabließ, und damit wir

uns ermattet vor ihr niederwürfen, daß sie sich erhebe und uns aufrichte.

Neunzehntes Kapitel

Ich aber war anderer Meinung und verehrte in meinem Herrn Jesu Christi nur einen Mann von hervorragender und unvergleichlicher Weisheit. Seine wunderbare Geburt durch eine Jungfrau deutete ich dahin, daß er, um ein Beispiel zu geben, wie man zeitliche Güter verachten müsse, um die Unsterblichkeit zu erlangen, durch göttliche Fürsorge für uns ein solches Ansehen erlangen mußte. Was für ein Geheimnis aber der Gedanke einschließt: „Das Wort ward Fleisch", konnte ich damals noch nicht einmal ahnen. Nur so viel erkannte ich aus den Heiligen Schriften, die von ihm erzählten, daß er gegessen und getrunken, geschlafen, gewandelt, gejubelt, getrauert und geredet hatte, daß Dein Fleisch nur vermittels einer menschlichen Seele und einem menschlichen Geiste zusammenhängen könne. Das weiß jeder, der die Unwandelbarkeit Deines Wortes erkennt, die ich nun nach dem Maße meiner Kräfte erkannt und woran ich nie gezweifelt hatte. Denn, wenn sich die Glieder des Leibes bald nach Willkür bewegen, bald ruhen, jetzt durch irgendeine Stimmung erregt werden, dann wieder nicht, jetzt weise Gedanken ausgesprochen werden, ein andermal wieder Schweigen herrscht, — so sind das alles Merk-

male einer veränderlichen Seele und eines wandlungsfähigen Geistes. Wäre aber falsch, was die Bibel von ihm erzählt, so liefe alles Gefahr, für Lüge zu gelten, und den Menschen erwüchse kein zuversichtlicher Glaube mehr aus jenen Schriften. Die Wahrheit der Berichte ließ mich daher in Christus den ganzen Menschen anerkennen, nicht nur den körperlichen Menschen und nicht nur einen beseelten Körper ohne Geist, sondern den vollkommenen Menschen. Ich wähnte, daß Christus nicht als die Wahrheit in Person, sondern ob der großen Vorzüge seiner menschlichen Natur und seines größeren Besitzes der Weisheit, vor allen andern Menschen den Vorzug besitze. Alypius aber war der Ansicht, es sei der Glaube der katholischen Kirche, daß er der fleischgewordene Gott sei und zwar dergestalt, daß außer Gott und dem Fleische in Christi keine Seele sei; er glaubte nicht, daß ihm menschlicher Geist zugesprochen werden dürfe. Da er aber überzeugt war, daß das, was von Christus erzählt wird, nur einem mit Seele und Geist begabten menschlichen Wesen zu vollbringen möglich gewesen sei, so verhielt er sich gegen das Christentum sehr kühl. Später aber erkannte er, daß seine Ansichten mit den Irrlehren des Häretikers Apollinaris übereinstimmten und unterwarf sich frohgemut dem Glauben der Kirche. Ich aber bekenne, daß ich erst viel später zu der Erkenntnis kam, wie in dem Satze: „Das Wort ward Fleisch“ sich die kirchliche Wahrheit von der falschen Lehre des Pho-

tinus unterscheidet. Denn die Widerlegung der häretischen Irrlehren hat zur Folge, daß die heilsame Lehre Deiner Kirche und das, was sie in sich schließt, den Sieg davonträgt. „Es muß auch Irrlehrer geben, damit die Wahrhaften unter euch offenbar werden."

Zwanzigstes Kapitel

Als ich damals aber durch das Lesen der platonischen Schriften angeregt wurde, die übersinnliche Wahrheit zu erforschen, erkannte ich Dein unsichtbares Wesen in Deinen Schöpfungswerken und, wieder zurückgeworfen, empfand ich, was ich ob der Verfinsterung meiner Seele nicht erkennen konnte; ich war von Deinem Dasein überzeugt und davon, daß Du über den endlichen und unendlichen Räumen thronteſt. Ich war überzeugt, daß Du wahrhaft seist, weil Du stets derselbe bleibst und keinerlei Veränderungen unterworfen bist. Von allem übrigen aber wußte ich, daß es aus Dir kommt, aus dem einzigen, sicheren Grunde, weil es eben existiert. All dessen war ich sicher; ich war jedoch zu schwach, um mich Deiner Gemeinschaft zu freuen. Ich schwatzte drauf los, als begriffe ich alles sehr gut, und wäre doch, hätte ich nicht in Christo, dem Erlöser, Deinen Weg gesucht, zugrunde gegangen. Schon hielt ich mich für weise, und obwohl das Maß meiner Strafe voll war, beklagte ich es dennoch nicht, sondern rühmte mich meines Wissens in dünkelhafter Weise. Wo

war jene Liebe, die sich auf dem Grunde der Demut aufbaut, die Jesus Christus ist! Wie hätten jene Bücher sie mich lehren können? Drum glaube ich, es war Dein Wille, daß ich erst auf jene Bücher stieß, bevor ich mich in Deine Heilige Schrift vertiefte, um meinem Gedächtnisse einzuprägen, welchen Einfluß die Schriften der Platoniker auf mich ausgeübt. Als später, durch Deine Heilige Schrift zur Besinnung gebracht, meine Wunden durch Deine heilende Hand vernarbten, sollte ich klar erkennen, welch ein Unterschied zwischen der hochmütigen Anmaßung der Philosophen und dem demütigen Bekenntnis der Gläubigen bestehe; zwischen denen, die das Ziel sehen, wohin wir gelangen sollen, ohne zu wissen wie, und zwischen dem Wege, der zum seligen Vaterlande hinführt, das wir nicht nur aus der Ferne sehen, sondern auch bewohnen sollen. Denn wäre ich zuerst durch die Heilige Schrift belehrt worden und mir wäre aus der vertrauten Bekanntschaft mit ihr Deine süße Wonne aufgegangen und ich wäre dann erst auf die Platoniker gestoßen, so hätten sie mich vielleicht dem wahren Glauben der Frömmigkeit entzogen, oder wenn ich auch in der heilsamen Gemütsverfassung, die ich gewonnen hatte, verblieben wäre, hätte ich doch geglaubt, daß auch aus jenen Büchern dasselbe geschöpft werden könne, wenn man nur sie allein lese.

Einundzwanzigstes Kapitel

Höchst begierig griff ich nach der ehrwürdigen Schrift Deines Geistes, vor allem nach dem Apostel Paulus. Und es schwanden alle jene Bedenken, die mich früher gequält hatten, wenn mir schien, als widerspreche er sich selbst und als stimmten seine Ausführungen nicht mit dem Gesetz und den Propheten überein. Ein und derselbe keusche Geist trat mir in den ganzen Reden entgegen; da lernte ich „zitternd zu frohlocken". Die Wahrheiten der platonischen Schriften fand ich hier wieder unter dem nachdrücklichen Hinweis auf Deine Gnade, damit der, welcher sieht, sich nicht rühme, er hätte sie nicht empfangen — nicht nur das, *was* er sieht, sondern auch *daß* er sieht; denn was ist sein, das er nicht empfangen hätte? — und damit er nicht allein ermuntert werde, auf Dich, der Du immer derselbe bist, zu schauen, sondern daß er auch gesunde, um Dich festzuhalten. Und wer aus der Ferne nicht sehen kann, gehe dennoch den Weg, damit er dorthin gelange und schaue und festhalte.

Denn wenn der Mensch in seinem Innern auch Freude empfindet an Gottes Gesetz, was nützt es ihm, wenn ihn die Gesetze seines Leibes, die mit den Gesetzen des Gefühls im ewigen Streite liegen, gefangen halten und kraft der Gesetze der Sünde, seinen Leib beherrschen? „Nur Du bist gerecht, o Herr, wir aber haben gesündigt und übel getan; sind

gottlos gewesen und Deine Hand lag schwer auf uns. Und mit Recht sind wir dem alten Sünder, dem Fürsten des Todes übergeben, denn er hat uns überredet, unseren Willen dem seinen nachzuformen, durch den er von deiner Wahrheit abfiel". Was soll der unglückselige Mensch beginnen? „Wer wird ihn erlösen von dem Leibe dieses Todes, wenn nicht Deine Gnade durch Jesu Christi unseren Herrn, den Du von Ewigkeit geschaffen hast im Anbeginn Deiner Wege, an dem der Fürst dieser Welt nichts Todeswürdiges fand und ihn tötete, wodurch die Schuldverschreibung getilgt war, die gegen uns zeugte!"

Davon enthielten jene Bücher nichts. Auf ihren Blättern sind die Züge der Frömmigkeit nicht verzeichnet; da steht nichts von den Tränen der Reue, vom Opfer eines bekennenden Geistes, eines demütigen, zerknirschten Herzens, nichts von dem Heil der Völker, von dem gelobten Lande, von des Geistes Unterpfand, nichts von dem Kelche der Erlösung. Dort singt keiner: „Meine Seele soll Gott unterwürfig sein, denn von ihm kommt mein Heil; er ist mein Gott, meine Hilfe und meine Zuflucht und ich werde nicht mehr fallen." Dort vernimmt niemand die Stimme: „Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid"; sie verschmähen es, von ihm zu lernen, „der da sanftmütig ist und von Herzen demütig. Das hast du den Klugen und Weisen verborgen, aber den Unmündigen offenbart." Es ist etwas anderes, von waldiger Bergeshöhe das Land des Frie-

dens zu erblicken, aber den Weg dorthin nicht zu finden und sich vergeblich auf unwegsamen Pfaden abzumühen, wo ringsum die Flüchtlinge und Überläufer mit ihren Führern, dem Löwen und Drachen, lauern und nachstellen, — und etwas anderes, auf dem rechten Wege dorthin zu wandeln, unter der Fürsorge und unter dem Schutze des himmlischen Königs, und wo es keine Wegelagerer gibt, die die himmlische Heerschar verlassen hätten, weil sie diese Pfade fliehen, wie den Tod. Dies drang mir auf wunderbare Weise tief ins Herz, als ich „den geringsten Deiner Apostel" las; ich schaute auf Deine Werke und ein heiliger Schauer durchbebte mich.

Achtes Buch

Erstes Kapitel

Mein Gott! Laß mich dankend Deiner erbarmungsvollen Werke gedenken und sie vor Dir bekennen. Meine Gebeine sind durchdrungen von Deiner Liebe und sprechen: „Herr, wer gleicht wohl Dir! Du hast meine Fesseln gesprengt und ich will Dir Dankopfer darbringen.“ Wie Du sie zerrissen hast, will ich erzählen und alle, die Dich anbeten, werden sagen, wenn sie es hören: „Gelobt sei der Herr im Himmel und auf Erden; groß und wunderbar ist sein Name.“ Tief in meinem Innern hafteten Deine Worte und Du umgabst mich von allen Seiten. Von Deinem ewigen Leben war ich überzeugt, obwohl ich es nur durch einen Spiegel und in einem dunklen Rätselwort erkannte. Jeder Zweifel an ein unvergängliches Wesen, dem alle Dinge ihr Dasein dankten, war mir genommen, und es war mein innigster Wunsch, nicht etwa sichere Beweise über Deine Existenz zu bekommen, sondern sicher in Dir auszuharren. In meinem zeitlichen Leben war noch alles

unsicher und mein Herz mußte erst von dem alten Sauerteig gereinigt werden. Am Heiland selbst, der uns den rechten Weg bezeichnet, hatte ich bereits Wohlgefallen; aber ich scheute mich, durch die schmale, enge Pforte zu gehen. Da gabst Du mir den Gedanken ein, der mir, nach meiner Meinung, gut erschien, zu Simplicianus zu gehen, den ich als einen Deiner treuen Knechte kannte und an dem Deine Gnade sich offenbart hatte. Ich hatte auch gehört, daß er von Jugend auf sein Leben Dir geweiht habe; damals war er schon ein Greis, und mir schien, daß er in den langen Jahren, in denen er in treuem Eifer Deine Wege gegangen war, aus seinen reichen Erfahrungen viel gelernt haben müsse. So war es auch in der Tat. Ich wünschte deshalb mit ihm zu sprechen und ihm meine Anfechtungen zu beichten, daß er mir mit seinen Erfahrungen zur Seite stehe und rate, wie ich bei meiner seelischen Verfassung am sichersten Deine Wege wandeln könne.

Ich sah wohl, daß die Kirche voller Menschen war; aber der eine wandelte diesen Weg, der andere einen anderen. Mir mißfiel es aber, daß ich in weltlichen Verhältnissen lebte, die schwer auf mir lasteten, um so mehr, als mich die gewohnten Leidenschaften nicht mehr wie einst entflammten, um des Ehrgeizes und des Geldes willen solche schweren Sklavenketten zu tragen. Diese Begierden hatten ihren Reiz für mich verloren, sobald ich sie mit Deiner Süße verglich und mit der Herrlichkeit Deines Hauses, das ich

liebte; noch aber hielt mich die Liebe zum Weibe in starken Banden. Auch verbot mir ja der Apostel nicht, zu heiraten, obgleich er zum Besseren riet und lebhaft wünschte, daß alle Menschen ehelos blieben, wie er. Aber allzu schwach, zog ich ein weichlicheres Leben vor, und aus diesem einzigen Grunde trieb ich mich unschlüssig in den verschiedensten Lebensverhältnissen umher, entkräftet durch Sorgen und Ausschweifungen, wie ich mich auch in andere Dinge, die mir unerträglich waren, um des ehelichen Lebens willen schicken mußte.

Ich hatte aus dem Munde der Wahrheit vernommen, es gäbe „jungfräuliche Seelen, die ihre Jungfräulichkeit für das Himmelreich bewahren"; aber „wer dies fassen kann, möge es fassen". „Es sind zwar alle Menschen eitel, die nichts von Gott wissen und an den sichtbaren Gütern nicht erkennen, daß er existiert." Aber in solcher Eitelkeit war ich nicht mehr befangen. Ich war darüber hinausgekommen und durch das Zeugnis Deiner gesamten Schöpfung hatte ich Dich, unseren Schöpfer, und Dein Wort gefunden, o Gott, das mit Dir die einige Gottheit bildete, die alles hervorgerufen hat. Es gibt noch eine andere Art Gottloser, „die Gott erkennen und ihn dennoch nicht als Gott verherrlichen und ihm nicht danken". Unter diese war ich geraten, aber Deine Rechte hatte mich aufgehalten, hatte mich hinweggezogen und an einen Ort gebracht, wo ich genesen sollte. Denn Du sprachst zum Menschen: „Siehe, Gottes-

furcht ist Weisheit", und „halte dich nicht für weise", denn „da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden". Ich hatte die kostbare Perle gefunden und hätte nun alles, was ich besaß, verkaufen sollen, um sie dafür zu erstehen, aber ich zögerte noch.

Zweites Kapitel

Ich ging also zu Simplicianus, dem geistlichen Vater des Bischofs Ambrosius, der den Simplicianus liebte, als sei er sein wirklicher Vater. Ich erzählte ihm von den Irrwegen, die ich schon in meinem Leben gegangen war. Als ich aber erwähnte, ich hätte bereits einige Schriften der Platoniker gelesen, die der ehemalige römische Rhetor Victorinus — der, wie ich gehört hätte, als Christ gestorben war — ins Lateinische übertragen habe, da beglückwünschte er mich, daß ich nicht auf die Schriften anderer Philosophen gestoßen war, die voll weltlichen Truges und Täuschung wären, während in diesen immerfort auf Gott und sein Wort hingedeutet werde. Und um mich zur demütigen Nachfolge Christi zu bewegen, „die den Weisen verborgen, den Unmündigen aber offenbar ist", kam er auf Victorinus zu sprechen, mit dem er in Rom eng befreundet war. Er erzählte mir manches von ihm, was ich nicht verschweigen will, denn es kundtun, heißt Deine Gnade preisen und loben. Victorinus war ein hochgelehrter, in allen Wissenschaften bewander-

ter Mann, der sehr viele philosophische Schriften gelesen und kritisiert hatte und der der Lehrer zahlreicher und vornehmer Senatoren war. Auf Grund seiner hervorragenden Lehrtätigkeit hatte man ihn mit einer Auszeichnung bedacht, die weltlich Gesinnte als eine der höchsten Ehren betrachteten; man hatte ihm nämlich für seine Verdienste auf dem römischen Forum eine Bildsäule errichtet. Bis in sein Greisenalter war er ein Verehrer der heidnischen Götter und hatte an dem abergläubischen Götzendienst teilgenommen, der damals fast den ganzen römischen Adel betörte. Das Volk betete allerhand Ungeheuer als Götter an; zum Beispiel „Anubis mit dem Hundskopfe", die Götter Ägyptens, die einst „ihre Schwerter gegen Neptun und Venus und gegen die stolze Minerva gezückt". Rom beugte jetzt das Knie vor diesen besiegten Götzen. Der greise Victorinus hatte sie jahrelang über alle Maßen lärmend verteidigt und jetzt schämte er sich keineswegs, ein Knecht Deines Sohnes Jesu Christi zu werden, ein Neugeborener Deiner Gnadenquelle, der seinen Nacken unter das Joch der Demut beugte und die Stirne vor der Schmach des Kreuzes neigte.

O Herr, Herr, „der Du die Himmel gebeugt hast und zu uns herabgestiegen bist, der Du die Berge berührt hast, daß sie rauchten", wie hast Du Dir einen Weg gebahnt in dieses Herz! Victorinus las viel, wie mir Simplicianus erzählte, in der Heiligen Schrift und durchforschte eifrig die christliche Litera-

tur, in deren Sinn er einzudringen suchte. Dann machte er dem Simplicianus, freilich nicht öffentlich, sondern in streng vertraulicher Unterredung das Geständnis: „Du weißt ja wohl, daß ich Christ bin," worauf der ihm antwortete: „Ehe ich dich nicht in der Kirche gesehen habe, glaube ich nicht daran und zähle dich nicht zu den Christen." Victorinus erwiderte lächelnd: „So wird man also durch die Kirchenmauern zum Christen?" Und so oft er seine Behauptung, daß er schon Christ sei, wiederholte, wies ihn Simplicianus immer in die Kirche und Victorinus erwiderte dann stets mit dem Scherz über die Kirchenmauern, denn er fürchtete, bei seinen Freunden — stolzen Götzendienern — Anstoß zu erregen und glaubte, ihre Feindschaft würde von dem Gipfel ihrer babylonischen Macht wie von den Zedern Libanons, die der Herr noch nicht zerschmettert hat, mächtig auf ihn herabstürzen. Als er aber durch ununterbrochene Lektüre und vertieftes Studium Mut gewonnen hatte, fürchtete er von Christus „vor den heiligen Engeln" verleugnet zu werden, wenn er sich scheute, ihn „vor den Menschen" zu bekennen. Nun glaubte er, schwere Schuld auf sich zu laden, wenn er sich der geheimnisvollen Demut des göttlichen Wortes länger schämte, aber keine Scham empfand über den lästerlichen Götzendienst hochmütiger Dämonen, dem er sich in stolzer Nachahmung ergeben hatte. Nun legte er die falsche Scham ab, die ihn zu einem Sklaven der Eitelkeit gemacht hatte

und schämte sich vor der Wahrheit. Eines Tages sagte er unverhofft zu Simplicianus: „Laß uns zur Kirche gehen, ich will ein Christ werden." Jener ging mit ihm und konnte sich vor Freude kaum fassen. Bald darauf, als er die Grundlagen des heiligen Unterrichtes empfangen hatte, erklärte er sich auch, zum Staunen Roms und zum Jubel der Kirche, bereit, die Taufe zu empfangen. „Die Gottlosen sahen es und es verdroß sie; sie knirschten mit den Zähnen und vergingen vor Wut; Du aber, o Herr, bliebst die Hoffnung Deines Knechtes, und er achtete nicht der Hoffärtigen, der Lügner und Toren der ganzen Welt."

Als nun die Stunde herankam, wo er das Glaubensbekenntnis ablegen sollte, das die zum Empfang Deiner Gnade Bereiten in Rom von erhöhtem Platze aus vor dem versammelten Volke nach einer auswendig gelernten Formel vortrugen, da wurde dem Victorinus von den ältesten Priestern das Zugeständnis gemacht — das man gewöhnlich denen machte, von denen man befürchtete, daß ihre Schüchternheit sie unsicher machen werde — er möge es in aller Stille vor ihnen ablegen. Victorinus aber zog es vor, das ihm widerfahrene Heil angesichts der frommen Gemeinde laut zu bekennen. Hatte er doch auch die Lehren der Rhetorik, trotzdem das Heil nicht in ihnen war, öffentlich verkündigt. Er hatte es um so weniger zu fürchten, sich vor Deiner sanften Herde zu Deinem Worte zu bekennen, da er sich

nicht gescheut hatte, seine Vorträge vor einer Schar von Toren zu halten. Als er nun die Empore bestieg, um das Bekenntnis abzulegen, da beglückwünschten sich alle, die ihn kannten — und wer hätte ihn nicht gekannt? — und riefen sich mit lautem Jubel seinen Namen zu. „Victorinus! Victorinus!" erschallte es einstimmig aus den Kehlen der treu Verbundenen. Ebenso plötzlich wie ihr Jubel ausbrach, als sie ihn erblickten, ebenso plötzlich verstummten sie, um ihm aufmerksam zuzuhören. Zuversichtlich legte er dann das Bekenntnis des wahrhaften Glaubens ab und nun hätten ihn alle gern an ihr Herz gedrückt, hätten ihn alle gern in Liebe und Freude umarmt.

Drittes Kapitel

Allgütiger Gott, wie kommt es, daß sich der Mensch mehr über die Rettung einer Seele freut, die schon verloren war oder wenn sie aus besonders großer Gefahr errettet wurde, als wenn ihr Los nie verzweifelt gewesen oder die Gefahr eine geringere gewesen wäre? Auch Du, barmherziger Vater, freust Dich ja mehr über „einen Sünder, der Buße tut, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen". Mit großer Freude vernehmen wir, wie der frohlockende Hirte das verirrte Schaf auf seinen Schultern heimträgt, und wie der wiedergefundene Groschen, unter der teilnehmenden Freude der Nachbarn, von dem Weibe, das ihn gefunden,

zu Deinem Schatz gelegt wurde. Tränen entlockt uns die Freudenfeier Deines Hauses, wenn in ihm die Geschichte von Deinem jüngeren Sohne verlesen wird, „der gestorben war und wieder zum Leben zurückgekehrt, der verloren war und wiedergefunden wurde". Du freust Dich in uns und in Deinen Engeln, die da geheiligt sind in Deiner Liebe. Du selbst bist immer der Gleiche, weil Du alles, was nicht immer existiert und sich nicht immer gleich bleibt, immer in gleicher Weise erkennst.

Wie kommt es also, daß die Seele mehr erfreut ist, wenn sie Dinge, die sie liebt, wiederfindet, als wenn sie sie stets besessen hätte? Das Gleiche bekunden auch andere Beispiele, und überall begegnen wir Zeugnissen, die zu bestätigen scheinen: So ist es! Der siegreiche Herrscher triumphiert; ohne Kampf hätte er aber nicht gesiegt, und je größer die Gefahr in der Schlacht war, desto größer ist die Freude des Triumphs. Der Sturmwind schleudert das Schiff hin und her und den Insassen droht der Untergang; alle erblassen angesichts des sicheren Todes, aber der Sturm legt sich, das Meer wird ruhig, und die Angst, die so übermäßig groß war, wandelt sich nun in ebenso große Freude. Ein Freund ist krank und sein Puls verrät Schlimmes; alle, die seine Genesung wünschen, machen die Krankheit mit ihm zugleich im Geiste durch; er erholt sich, hat zwar seine alte Kraft noch nicht wiedererlangt, aber die Freude ist dennoch so groß, wie sie vordem nie war, als er gesund und

im Vollbesitz seiner Kräfte einherging. Selbst die Lebensgenüsse verschaffen sich die Menschen nicht nur durch unvermutete und ahnungslos hereinbrechende Beschwerden, sondern durch absichtliche und freiwillige. Essen und Trinken macht kein Vergnügen, wenn nicht die Unlustgefühle des Hungers und Durstes vorangehen. Die Trinker genießen Gesalzenes und empfinden es als Genuß, den unangenehmen Brand durch das Trinken zu löschen. Ebenso ist es Sitte, daß sich die verlobte Braut nicht sofort dem Manne hingibt, denn, würde er nicht nach der Zögernden schmachten, so würde er die leicht Gewonnene geringer achten.

Sowohl bei schimpflichen und verabscheuenswürdigen Genüssen, wie bei erlaubten und unschuldigen Vergnügungen und bei der aufrichtigsten Liebe der Freundschaft machen wir also dieselbe Beobachtung. Und so war es auch bei dem, „der gestorben war und wieder zum Leben zurückkehrte, der verloren war und wiedergefunden wurde". Überall geht der größeren Freude größeres Leid voran.

Wie kommt dies, mein Gott, da Du doch selbst die ewige Freude bist, und da es in Deiner seligen Nähe Wesen gibt, die sich über Dich und in Deiner Umgebung immerwährend freuen? Warum wechselt in der irdischen Schöpfung Vergehen und Werden, Feindschaft und Harmonie? Oder ist das die notwendige Art oder die Bedingung des Lebens, die Du allem Irdischen zuteiltest? Von des Himmels Höhe

bis zum Abgrund der Erde, vom Anbeginn bis zum Ende der Zeiten, vom Engel bis zum Wurm, von der ersten Regung bis zur letzten, hast Du die ganze Mannigfaltigkeit der Güter, alle Deine gerechten Werke, jedes an seine Stelle gesetzt, eingeordnet und einem jeden seine Zeit bestimmt. Wie erhaben bist Du in Deinen Höhen und wie tief in Deiner Verborgenheit! Nirgends ein Ort, wo Du nicht wärst, und dennoch finden wir so schwer zu Dir zurück.

Viertes Kapitel

Wohlan, o Herr, erwecke uns durch Deine Macht und führe uns zurück; entzünde uns, reiße uns fort, entflamme uns und entzücke uns, auf daß wir Dich lieben und zu Dir eilen! Kehren nicht viele aus einem noch tieferen Abgrunde der Verblendung zu Dir zurück als Victorinus? Gehen hin und werden durch Dein Licht erleuchtet und empfangen dadurch die Macht, Deine Kinder zu werden? Weil sie aber beim Volke nicht so populär sind, ist die Freude ihres Bekanntenkreises weniger groß. Denn eine Freude, an der alle teilnehmen, empfindet auch der Einzelne größer, weil sich alle gegenseitig anfeuern und begeistern. Ferner, wenn sie allgemein bekannt sind, gereicht ihr Ansehen vielen zum Heil, denn sie sind dann für viele ein Beispiel, das zur Nachahmung anspornt. Und auch die anderen, die ihm vorangegangen sind, empfinden eine große Freude, weil sie sich nicht über sich allein freuen. Es ist nicht die Rede

davon, daß Du in Deinem Heiligtum etwa die Reichen den Armen, die Edlen den Geringen vorziehen würdest; vielmehr hast Du „das Schwache vor der Welt erwählt, daß es das Starke zu Schanden mache, und hast das Geringe vor der Welt erwählt und das Verachtete und das Wertlose, als ob es etwas wert wäre, um das, was etwas ist, zu erniedrigen". Und doch wurde der geringste Deiner Apostel, durch dessen Mund Du diese Worte gesprochen, aus einem Saulus zu einem Paulus, zur Erinnerung an den herrlichen Sieg über den Prokonsul Sergius Paulus, dessen Stolz er durch seinen heiligen Dienst überwand und den er unter das sanfte Joch Deines Gesalbten beugte und ihn zum Untertan des großen Königs machte. Denn wen der Feind am festesten hält und durch den er die meisten an sich fesselt, durch den wird ihm auch die größte Niederlage bereitet. Die Stolzen fesselt er durch die Scheinhoheit ihres Adels, durch deren Autorität wieder viele andere gefesselt werden. Je vollständiger das Herz des Victorinus, das einst als eine uneinnehmbare Feste des Teufels galt, und die Zunge des Victorinus, die mit den Pfeilen wuchtiger und scharfer Rede viele zugrunde gerichtet hatte, bezwungen wurde, in um so größerem Maße mußte das Volk dankbar frohlocken, weil es sah, daß unser König „den Starken gebunden und ihm sein Gefäß entrissen hatte, damit es gereinigt und nutzbar gemacht würde, dem Herrn zu jeglichem guten Werke zu dienen".

Fünftes Kapitel

Als mir Dein Diener Simplicianus dies von Victorinus erzählt hatte, entbrannte ich voll Eifer, ihm nachzuahmen; zu diesem Zwecke hatte Simplicianus es mir auch erzählt. Als er aber noch hinzufügte, Victorinus habe sich dem zur Zeit des Kaisers Julianus erlassenen Gesetz, das den Christen untersagte, Literatur und Rhetorik zu lehren, unterworfen und lieber die geschwätzige Schule verlassen, als Dein Wort, „das die Zungen der Unmündigen beredt macht", da bewunderte ich sein Glück nicht weniger als seine Stärke, weil er nun die Möglichkeit hatte, Dir allein zu leben. Danach lechzte auch ich, der ich nicht durch fremde Ketten, sondern durch meinen eigenen Willen gefesselt war. Der Böse, der mein Wollen beherrschte, hatte mich in Ketten geschmiedet. Denn aus meinem verkehrten Willen erwuchsen böse Leidenschaften, und die Leidenschaften waren zur Gewohnheit geworden und da ich der Gewohnheit nicht widerstand, wurde sie zum Zwange. Das waren die eng verschlungenen Ringe, die sich zu einer Kette fügten und durch die ich in harter Knechtschaft gehalten wurde. Der neue Wille aber, der sich in mir zu regen begann, Dir um Deiner selbst willen zu dienen und sich Deinem Genuß hinzugeben, o mein Gott, Du einzig zuverlässige Wonne, war noch zu schwach, den alteingewurzelten Willen besiegen zu können. So stritten zwei Willen in mir, der alte und

der neue, der sinnliche und der geistige, und sie säten Zwietracht in meine Seele.

So erfuhr ich an mir durch eigene Erfahrung, was ich gelesen hatte: „Das Fleisch gelüstet wider den Geist und der Geist wider das Fleisch." Mein Ich lebte in beiden; aber es gehörte mehr dem an, was ich in mir billigte und was mir als das Rechte erschien, als dem, was ich in mir mißbilligte. Denn dies gehörte ja schon weniger meinem Ich an, weil ich es größtenteils widerwillig litt, als daß ich es willig getan hätte. Aber durch meine eigene Schuld war die Gewohnheit widersetzlich gegen mich geworden, weil ich mit Willen dahin gekommen war, wohin ich lieber nicht hätte kommen sollen. Und wer hätte ein Recht gehabt zu widersprechen, wenn der Sünde die gerechte Strafe gefolgt wäre? Denn jetzt hatte ich ja nicht mehr die Entschuldigung, mit der ich mich sonst zu beruhigen pflegte, ich diente Dir nicht und duldete die Verachtung der Welt, weil mir die Erkenntnis der Wahrheit noch fehlte. Inzwischen war sie mir ja zur vollsten Gewißheit geworden. Aber an das Weltgetriebe gefesselt, zögerte ich noch, Dir zu dienen, und ich fürchtete, von allen Bürden befreit zu werden, nun ich mich hätte fürchten müssen, mit ihnen beladen zu werden.

So trug ich die Last der Welt sanft wie ein Schlafender, und die Gedanken, die ich sinnend auf Dich richtete, glichen den Anstrengungen derer, die erwachen möchten, aber, von Schlaftrunkenheit über-

wältigt, wieder zurücksinken. Und wie es keinen gibt, der immer schlafen möchte, und nach dem Urteil aller Vernünftigen das Wachen auch besser ist — obwohl der Mensch es oft verschiebt, den Schlaf abzuschütteln, solange die Müdigkeit noch seine Glieder beschwert und er den Schlaf noch gern eine Weile genießt, den er abschütteln sollte, da die Stunde des Aufstehens gekommen ist — so war ich überzeugt, es sei besser, mich Deiner Liebe hinzugeben, als meiner Leidenschaft; aber die Liebe gefiel mir und überwand mich, die Leidenschaft lockte und fesselte mich. Ich hätte Dir nichts antworten können, mein Gott, wenn Du zu mir gesprochen hättest: „Wache auf, du Schläfer, und erhebe dich von den Toten, so wird Christus dich erleuchten!" Da Du mir in allen Dingen die Wahrheit offenbart hattest, konnte ich, von Deiner Wahrheit durchdrungen, überhaupt nichts anderes antworten, als höchstens ein verträumtes Stammeln: „Im Augenblick! Sofort! Ja, gleich! Nur noch ein Weilchen!" Aber dieses „Gleich! Gleich!" nahm kein Ende, und das „kleine Weilchen" zog sich etwas reichlich in die Länge. Ich suchte in meinem Inneren vergeblich Freude zu finden an Gottes Gesetz, da die Gesetze meines Leibes mit den Gesetzen meines Geistes im Streite lagen und mich gefangen hielten kraft den Gesetzen der Sünde, die meinen Leib beherrschten. Denn das Gesetz der Sünde besteht in der Macht der Gewohnheit, die verdientermaßen den Geist wider seinen Willen lenkt und be-

herrscht, da er willig der Macht der Gewohnheit anheimfällt. Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes, „wenn nicht Deine Gnade durch unseren Herrn Jesus Christus!“

Sechstes Kapitel

Nun will ich erzählen, wie Du mich von den Banden der sinnlichen Liebe, die mich so eng umstrickten, und aus der Sklaverei des weltlichen Treibens befreit hast, und will Deinen Namen bekennen, o Herr, mein Helfer und Erlöser.

Ich ging meinem gewohnten Leben nach; doch meine Unruhe wuchs und täglich flehte ich zu Dir; ich besuchte Deine Kirche, so oft meine Tätigkeit, unter deren Last ich seufzte, es mir erlaubte. Alypius begleitete mich, der, nachdem er zum dritten Male Gerichtsbeisitzer gewesen war, um diese Zeit keine Amtsgeschäfte hatte und wieder auf Kunden wartete, um ihnen seinen Rechtsbeistand zu verkaufen, wie ich die Rhetorik verkaufte, wenn sie überhaupt durch Unterricht zu lehren ist. Nebridius kam unseren freundschaftlichen Bitten nach, indem er einem guten Freund von uns, dem Verecundus, einem Mailänder Bürger und Lehrer, gern helfend zur Seite stand. Er hatte seine Unterstützung sehr nötig und verlangte, indem er auf das Recht der Freundschaft pochte, aus unserem Kreise einen Hilfslehrer, auf den er sich verlassen konnte und den er dringend

nötig hatte. Es waren keine äußeren Vorteile, die Nebridius dort hingeführt hatten; er hätte es bei seinen Geistesgaben mit literarischen Vorträgen sehr viel weiter bringen können; nur Pflichtgefühl und Wohlwollen und schließlich unser Wunsch hatten den liebenswürdigen und freundlichen Menschen bestimmt, uns diesen Freundschaftsdienst nicht abzuschlagen. Er tat aber sehr klug daran, sich vor der Bekanntschaft hochangesehener Leute zu hüten, denn es bewahrte ihm seine Geistesruhe; er wollte frei und unabhängig sein und möglichst Herr seiner Zeit bleiben, um sich durch Studieren, Lesen und Hören fortbilden zu können.

Eines Tages, als Nebridius — ich weiß nicht mehr, aus welchem Grunde — gerade abwesend war, kam ein afrikanischer Landsmann namens Pontitianus, der eine glänzende Stelle am Hof bekleidete, zu Alypius und mir. Ich weiß nicht mehr, welchen Wunsch er hatte. Wie wir so dasaßen und uns unterhielten, bemerkte er zufällig auf dem Arbeitstische ein Buch; er nahm es, schlug es auf und fand zu seiner Überraschung die Schriften des Apostel Paulus; denn er glaubte, es sei irgendein rhetorisches Werk, dessen Interpretation zu meinem Beruf gehörte. Lächelnd blickte er mich an und wünschte mir verwundert Glück. Er war erstaunt, gerade diese Schrift bei mir zu finden, als die einzige, die vor mir lag. Denn er war ein gläubiger Christ, der sich in der Kirche vor Dir, unserm Gott, oft auf die Knie warf und

viel ernste Gebete zu Dir emporschickte. Als ich ihm sagte, daß ich mich ernstlich mit der Heiligen Schrift beschäftigte, kam er auf den ägyptischen Einsiedler Antonius zu sprechen, dessen Name bei Deinen Dienern in hohem Ansehen stand, uns aber bis zu dieser Stunde unbekannt geblieben war. Als Pontitianus dies hörte, verweilte er länger dabei und entwarf uns ein Bild von diesem bedeutenden Manne, höchst erstaunt über unsere Unwissenheit. Wir waren baß verwundert, als wir vernahmen, daß sich sogar in unseren Tagen in Deiner Kirche so unbestrittene Wunder ereignet hatten. Wir waren erstaunt über diese große Begebenheit, jener, weil wir sie nicht kannten.

Alsdann erzählte er von der Menge der Klöster und den gottgefälligen Sitten der Mönche, von den fruchtbar gewordenen Einöden der Wüste, von denen wir nichts wußten. Auch vor Mailands Tor war ein Kloster voll frommer Brüder, das unter der Obhut des Ambrosius stand; aber wir wußten es nicht. Pontitianus fuhr fort zu erzählen, wir aber hörten schweigend und gespannt zu. Er erwähnte, er sei einmal in Trier, während der Kaiser sich am Nachmittage im Zirkus befand, mit drei Freunden in den Gärten nächst der Stadtmauer spazieren gegangen; zufällig hätten sie sich dort paarweise getrennt; einer sei mit ihm hierhin, die anderen beiden seien dorthin gegangen. Diese seien beim Umherstreifen in eine Klause geraten, wo einige Deiner Diener wohn-

ten, „Arme im Geiste, derer das Himmelreich ist" Dort hätten sie ein Buch gefunden, das die Lebensbeschreibung des Antonius enthielt. Der eine habe darin zu lesen begonnen, sei von mächtiger Bewunderung ergriffen worden und beim Lesen sei ihm der Gedanke gekommen, sich solch einem Leben zu weihen, den weltlichen Beruf aufzugeben und Dir zu dienen. Beide waren nämlich kaiserliche Beamte. Von himmlischer Liebe erfüllt und von heiliger Scham ergriffen, richtete der eine plötzlich den Blick auf seinen Freund und sagte zu ihm: „Ich bitte dich, sage mir, wohin führt uns eigentlich all unser Mühen? Was suchen wir? Wozu dienen wir dem Staat? Können wir am Hof etwas Größeres erreichen, als die freundschaftliche Gunst des Kaisers? In solcher Stellung aber droht uns überall Gefahr. Und wir haben immer eine noch größere Gefahr zu bestehen, als die, der wir eben erst entronnen sind. Und wann erreichen wir das Ziel? Aber Gottes Freund kann ich, wenn ich will, schon in diesem Augenblicke werden." So sprach er, und im inneren Aufruhr durch die Geburtswehen eines neuen Lebens, heftete er die Augen wiederum auf das Buch und las. In seinem Innern ging eine Wandlung mit ihm vor, die nur Du wahrnahmst. Sein Gemüt streifte alles Weltliche ab, wie es sich alsbald zeigte. Denn während er las und sein Herz pochend auf und nieder ging, seufzte er von Zeit zu Zeit tief auf, unterschied und wählte schon das Bessere, und schon Dir zu Eigen,

sagte er zu seinem Freunde: „Ich habe mich bereits von unseren irdischen Hoffnungen losgerissen und habe beschlossen, Gott zu dienen, und noch in dieser Stunde und an diesem Orte will ich damit beginnen. Willst Du mir nicht nachfolgen, so suche wenigstens, mich nicht zu hindern.“ Jener aber erwiderte, er wolle sein Genosse bleiben und gleichen Dienst und gleichen Lohn mit ihm teilen. Und nun waren beide Dein, erbauten sich eine Burg des Heils, zu deren Errichtung es genügte, daß sie alles andere im Stich ließen und Dir folgten. Alsdann suchten Pontitianus und sein Begleiter, die in einem anderen Teile des Gartens sich ergingen, ihre Kameraden auf, fanden sie und forderten sie auf, heimzukehren, denn der Tag ging bereits zur Neige. Jene erzählten nun von ihrem Entschlusse und wodurch er in ihnen entstanden und gereift sei und baten, ihnen keine Hindernisse zu bereiten, wenn sie sich nicht selbst anschließen wollten. Diese, obwohl sie sich beklagten, blieben bei ihrem alten Leben — wie er sagte — wünschten ihnen Glück und empfahlen ihnen, für sie zu beten. Und ihren Sinn der Welt zuwendend, kehrten sie an den Hof zurück. Die anderen aber blieben, das Herz dem Himmel zugewendet, in der Einsiedelei. Beide hatten Bräute, und als diese hörten, was geschehen war, weihten sie ihr jungfräuliches Leben Dir.

Siebentes Kapitel

Dies erzählte Pontitianus; Du aber, o Herr, hast mich den Weg zu mir zurückfinden lassen, hast meine Lage gewendet, mich mir selbst gegenübergestellt, damit ich sähe, wie häßlich ich sei, wie verroht und schmutzig, wie befleckt und schwärenbedeckt. Ich sah es und schauderte, aber ich fand keinen Ort, wohin ich vor mir selber hätte fliehen können. Und versuchte ich den Blick von mir abzuwenden, so begann jener wieder endlos zu erzählen, und Du stelltest mich wieder mir selbst gewaltsam vor Augen, daß ich meine Sünde einsähe und sie haßte. Ich erkannte sie, aber ich verhehlte sie mir, beruhigte mich und vergaß sie.

Je mehr ich damals jene Männer liebte, von deren heilbringenden inneren Erlebnissen ich hörte, weil sie sich Dir ganz anvertraut hatten, desto mehr haßte und verabscheute ich mich selbst, wenn ich mich mit ihnen verglich. Denn schon waren zwölf Jahre dahingegangen, seitdem ich in meinem neunzehnten Jahre Ciceros „Hortensius" gelesen hatte und durch ihn zur Erforschung der Weisheit angeregt worden war. Ich hatte es stets verschoben, mich ihr mit Verachtung meines irdischen Glückes ganz und gar zu widmen. Und doch ist nicht nur ihr Besitz, sondern schon das bloße Forschen nach ihr wertvoller, als alle Schätze und Königreiche der Erde, als alle körperlichen Lüste, Genüsse und befriedigten Launen.

Elend wie ich aber in der Jugend war und tiefunglücklich, als ich gerade in das Jünglingsalter trat, hatte ich Dich um die Gabe der Keuschheit angefleht, aber ich hatte gebeten: „Gib mir Keuschheit und Enthaltsamkeit, aber nicht gleich!" Denn ich fürchtete, Du könntest mich gar zu rasch erhören und mich allzu schnell von meiner krankhaften Begierde heilen, die ich lieber restlos genießen, als gleich ausgelöscht sehen wollte. So wandelte ich die bösen Pfade in gottlosem Aberglauben; zwar nicht so, als wäre ich meiner Sache sicher gewesen; aber ich zog den Aberglauben einer reineren Weltanschauung vor, die ich feindlich bekämpfte, statt sie in frommer Weise zu suchen.

Ich hatte geglaubt, daß ich es nur deshalb von Tag zu Tag verschoben hätte, aller weltlichen Hoffnungen zu entsagen und Dir allein zu folgen, weil sich mir nichts Sicheres dargeboten hatte, worauf ich mein Ziel hätte richten können. Aber der Tag war gekommen, wo ich mir meiner ganzen Blöße bewußt wurde und mein Gewissen mir zurief: „Was wirst du nun für Ausreden haben! Du sagtest stets, du wolltest wegen der Ungewißheit der Wahrheit die Bürde der Eitelkeit noch nicht abwerfen. Siehe, nun bist du von ihr überzeugt und noch immer bedrückt dich deine Bürde; aber an den Schultern jener, die weder bis zur Erschöpfung geforscht, noch zehn Jahre und länger darüber nachgedacht haben, wuchsen Schwingen." Ich fühlte mich innerlich zerrissen, und

tiefe Scham ergriff mich, als Pontitianus zu mir sprach. Nachdem er seine Erzählung beendet und die Angelegenheit, wegen derer er gekommen war, erledigt hatte, entfernte er sich. Ich hielt nunmehr Einkehr bei mir Was habe ich mir nicht alles gesagt! Mit welcher Gedankengeißel habe ich nicht meine Seele gepeitscht, daß sie mir Folge leiste, wenn ich auf Deinem Wege wandeln würde! Wohl widerstand sie und weigerte die Gefolgschaft, hatte aber keine Ausrede mehr. Alle ihre Einwürfe waren widerlegt und ad absurdum geführt; es war ihr nichts geblieben als stumme Furcht. Denn meine Seele hatte Angst, aus dem Boden der Gewohnheit herausgerissen zu werden, in dem sie langsam verkam.

Achtes Kapitel

In diesem heftigen Kampfe, der in meinem Herzen ausgebrochen war und der alle Kräfte meiner Seele aufwühlte, wandte ich mich verstörten Antlitzes und erregten Geistes an Alypius und rief: „Wie geschieht uns? Was ist das? Was hast du gehört! Die Ungelehrten erheben sich und reißen das Himmelreich an sich, und wir mit unserem fühllosen Wissenskram, siehe, wie wir ganz aufgehen in Fleisch und Blut! Schämen wir uns vielleicht zu folgen, weil die Ungebildeten vorangegangen sind, anstatt uns zu schämen, weil wir ihnen nicht nachfolgen?" Das war ungefähr der Sinn meiner Worte; maß-

los erregt riß ich mich los von ihm, der bestürzt dasaß und mich schweigend anblickte. Ich sprach nicht auf gewohnte Weise, und mehr als die Worte, die ich hervorstieß, verrieten Stirne, Wangen, Augen, die Gesichtsfarbe und der Ton meiner Stimme, was mein Inneres erfüllte.

Zu unserem Gut gehörte ein kleiner Garten, über den wir, wie über das ganze Haus, verfügen konnten, denn der Eigentümer des Hauses wohnte nicht darin. In diesen Garten hatte mich der Aufruhr meines Herzens getrieben, damit niemand den flammenden Streit löschen sollte, den ich in mir entzündet hatte, bis er ein Ende fände, das nur Dir allein bekannt sein konnte, nicht mir. Ich war wie von Sinnen; der alte Mensch in mir starb, damit ein neuer auferstehe. Ich wußte wohl, wie unwürdig ich war, wußte aber nicht, wie würdig ich in kurzer Zeit sein werde. Ich floh also in den Garten, und Alypius folgte mir auf dem Fuße. Aber die Einsamkeit umwob mich auch, obwohl er um mich war. Wie hätte er mich auch in solcher Seelennot verlassen können! Wir setzten uns möglichst weit vom Hause entfernt nieder; ich knirschte im Geiste, ergrimmt in wildem Unwillen, daß ich nicht dazu gelangen sollte, den Bund mit Dir einzugehen, o mein Gott, wonach alle meine Gebeine lechzten und den sie bis zum Himmel hoch priesen. Und man konnte ihn ohne Schiff und Wagen erreichen, brauchte nicht einmal einen Schritt zu gehen, nicht einmal so weit, wie vom Hause bis

zum Garten, wo wir augenblicklich saßen. Denn um hinzugehen und um hinzugelangen, war nur der Wille nötig, ein kraftvoller, aus ganzem Herzen strömender Wille, der sich nicht bald auf dies, bald auf jenes warf, so daß der aufstrebende und der niederziehende Wille stets miteinander rangen.

Aber obwohl mich die Wogen der Unentschlossenheit hin- und herwarfen, führte ich viele körperliche Handlungen aus, die die Menschen oft ausführen wollen und nicht können, weil ihnen entweder die Glieder fehlen, ihren Willen auszuführen oder weil diese entweder gefesselt, krank oder ermattet oder auf irgend eine andere Weise verhindert sind. Wenn ich mir das Haar ausraufte, an die Stirne schlug, mit verschlungenen Händen das Knie umfaßte, so tat ich es, weil ich es wollte. Wenn aber die Glieder meinem Willen den Dienst versagt hätten, so hätte ich es trotz meines Willens nicht ausführen können. Ich tat also vieles, wobei Wollen und Können nicht miteinander übereinstimmten; tat aber nicht, was ich ungleich lieber gewollt hätte und was ich auch sofort, wenn ich es gewollt, auch gekonnt hätte, weil in dem Augenblick, wo ich es ernstlich gewollt, mein Wille sich eben durchgesetzt hätte. Denn hier bedeutet Können soviel wie Wollen und drum wäre das Wollen allein schon so gut wie die Ausführung gewesen. Und doch geschah es nicht, und der Körper gehorchte lieber den leisesten Regungen der Seele und bewegte auf ihren Wink seine Glieder, als daß die Seele

sich selbst gehorcht und ihren starken Willen durch den Willen allein durchgesetzt hätte.

Neuntes Kapitel

Weshalb und warum ist unsere Natur so widerspruchsvoll! Deine Barmherzigkeit erleuchte mich. Ich will Dich fragen, ob mir der Abgrund menschlicher Pein und die finsteren Drangsale der Kinder Adams Antwort geben können. Woher stammen diese Widersprüche! Und warum ist unsere Natur so! Die Seele befiehlt dem Körper, und er gehorcht sofort; befiehlt die Seele aber sich selbst, stößt sie auf Widerstand. Wenn sie befiehlt, daß die Hand sich bewege, geschieht dies so rasch, daß man kaum zu unterscheiden vermag, wo der Befehl beginnt und der Vollzug aufhört. Und die Seele ist doch immerhin Seele, die Hand aber nur ein Glied des Körpers. Befiehlt aber die Seele der Seele, etwas zu wollen, so geschieht es nicht, trotzdem es die Seele ist, die sich selber befiehlt. Weshalb und warum ist unsere Natur so unbegreiflich! Die Seele gibt, sage ich, den Befehl, etwas zu wollen; sie würde nicht befehlen, wenn sie nicht wollte, und dennoch geschieht nicht, was sie befiehlt. Sie will nicht aus ganzem Herzen, darum befiehlt sie auch nicht energisch genug. Denn sie befiehlt nur, insofern sie will, und insofern sie etwas nicht energisch genug will, geschieht auch nicht, was sie befiehlt. Es liegt in der

Natur des Willens, daß er neben sich nichts anderes duldet. Daher befiehlt er nicht energisch genug, wenn das nicht geschieht, was er befiehlt. Wäre der Wille energisch genug, so würde er nicht erst gebieten müssen, energisch zu sein, weil er es bereits wäre. Es ist also nichts Unnatürliches, zwischen Wollen und Nichtwollen hin und her zu pendeln; es ist einfach eine Schwäche der Seele, die sich nicht vollkommen emporschwingen kann, weil das, was die Wahrheit in ihr aufbaut, von der Gewohnheit wieder niedergerissen wird. Es sind deshalb zwei antagonistische Willenskräfte, und keine ist vollkommen. Die eine besitzt, was der anderen fehlt.

Zehntes Kapitel

Mögen die Gottlosen zugrunde gehen vor Dir, „mein Gott", wie die Schwätzer und Verführer, die, wenn sie sich prüfen, zwei Willenskräfte wahrnehmen und nun an zwei Seelenkräfte glauben; an eine gute und an eine böse. Sie selbst sind böse, da sie so böse Gedanken hegen, und sie werden gut sein, wenn sie guten Gedanken nachgehen und ihr Denken wahrhaft ist, wie Dein Apostel versichert: „Ihr wart einst in Finsternis, nun aber seid ihr erleuchtet im Herrn." Jene aber, die nicht durch den Herrn, sondern durch sich selbst erleuchtet sein wollen und glauben, das Wesen der Seele sei dem Wesen Gottes gleich, sind in noch dichtere Finsternis gehüllt,

weil sie in ihrer unerhörten Anmaßung nur weiter von Dir abwichen, von Dir, „dem wahren Lichte, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt“. „Achtet auf das, was ihr sprecht, seid schamhaft und nähert euch ihm, so werdet ihr erleuchtet werden und euer Antlitz wird nicht mehr erröten.“ Als ich erwog, wie ich dem Herrn, meinem Gott, dienen sollte, wie ich es mir schon lange vorgenommen hatte, da entschied mein Wille allein, ob ich es wollte oder nicht wollte; ausschließlich mein Wille allein entschied. Aber mein Wille war weder energisch genug, es zu wollen oder gänzlich abzulehnen. So lag ich mit mir im Streite und wurde zwiespältig. Und diese Zwiespältigkeit, die gegen meinen Willen in mich kam, bekundete nicht etwa die Existenz eines fremden Geistes in mir, sondern war nur die Strafe des meinigen. Und so war nicht ich es, der es tat, sondern die Sünde, die in mir wohnte, zur Strafe der ererbten Sünde, denn ich war ein Sohn Adams.

Wenn es soviel entgegengesetzte Naturen gäbe, wie antagonistische Willenskräfte, wären es nicht nur zwei, sondern viel mehr. Wenn einer zwischen den Entschlüssen schwankt, ob er zu einer Versammlung der Manichäer oder in das Theater gehen soll, so rufen sie: „Siehe die zwiespältige Natur! Die gute führt dich zu uns, die böse lenkt dich von uns ab. Denn woher käme sonst die Unentschlossenheit der widerstreitensten Willenskräfte!“ Ich nenne beide Entschlüsse böse, sowohl den, der zu den Manichäern

hindrängt, als auch den, der zum Theater führt. Die Manichäer aber glauben, nur der Entschluß sei gut, der für sie entscheidet. Wenn aber einer von uns sich fragt und zwischen den zwei Willensentschlüssen schwankt, ob er ins Theater gehen soll oder in unsere Kirche, würden dann nicht auch die Manichäer in ihrer Antwort schwankend werden? Denn entweder müssen sie zugestehen — was sie nicht wollen — daß es ein guter Wille sei, der zu unserer Kirche hinführt, wo diejenigen sich hinbegeben, die in ihre Geheimnisse eingeweiht sind und deren Feier sie dort begehen, oder sie müssen annehmen, daß zwei böse Naturen und zwei böse Seelen in einem Menschen einander bekämpfen, und dann ist nicht mehr wahr, wenn sie, wie gewöhnlich, sagen, die eine sei gut, die andere böse. Oder endlich, sie werden die Wahrheit bekennen und nicht länger leugnen, daß es ein- und dieselbe Seele sei, die unentschlossen zwischen zwei verschiedenen Willensentschlüssen hin und her schwankt.

Sehen sie also, daß in einem Menschen zwei Willenskräfte einander gegenüberstehen, so können sie nicht länger behaupten, daß hier zwei entgegengesetzte Seelen und zwei entgegengesetzte Substanzen oder Prinzipien miteinander im Streite lägen, von denen das eine gut, das andere böse sei. Denn Du, wahrhaftiger Gott, strafst sie Lügen und überführst sie. Wie oft muß von zwei bösen Willen gesprochen werden! So etwa, wenn einer überlegt, ob er einen

Menschen durch Gift oder mit dem Dolch umbringen soll; ferner, in welches von zwei fremden Grundstücken er einbrechen soll, weil er nicht in beiden zugleich Einbruch verüben kann; ob er sein Vermögen durch Schwelgerei oder Wollust verschwenden oder sein Geld geizig zusammenhalten soll; oder ob er in den Zirkus oder ins Theater gehen soll, wenn gleichzeitig in beiden gespielt wird. Man könnte noch drittens hinzufügen: ob er, weil sich die Gelegenheit dazu bietet, einen Diebstahl in einem fremden Hause begehen soll, oder viertens einen Ehebruch, wenn die Gelegenheit günstig ist. Wenn also das alles in einem Zeitpunkt zusammenfiele und alles in gleich hohem Grade begehrenswert erschiene, aber doch nicht gleichzeitig ausgeführt werden kann, bringt man wohl durch diese vier oder mehr verschiedenen Willensäußerungen, die einander widersprechen, eine Zerrissenheit in unsere Seele, spricht aber keineswegs von verschiedenen Substanzen. Ebenso verhält es sich mit den guten Willensregungen. Wenn ich frage, ob es gut sei, sich am Lesen der paulinischen Schriften zu erfreuen, oder ob es gut sei, sich an einem herrlichen Psalm zu erquicken, oder endlich, ob es gut sei, das Evangelium auszulegen, so wird man auf jede einzelne Frage antworten: „Gewiß ist es gut!“ Wie? Wenn nun aber alle drei Dinge im selben Maße und zur selben Zeit erfreuen, bringt dann unsere Überlegung, welcher der verschiedenen Willensregungen wir Folge leisten sollen, nicht einen Zwiespalt in un-

ser Herz, welche der Freuden es vorziehen soll? Alle drei sind gut, aber sie streiten untereinander, bis man sich für eine entscheidet, was dann den Willen, der vorher zersplittert war, zur Ruhe bringt und eint. So ist es auch, wenn uns die Ewigkeit eine reinere Freude verspricht und die Lust am weltlichen Gut die Seele gefesselt hält. Es ist dieselbe Seele, die mit geteiltem Willen bald dies, bald jenes will und darum von schwerer Unruhe gequält wird, indem ihn die Wahrheit bestimmt, ihr den Vorzug zu geben und er andererseits die Gewohnheiten, die ihn in Banden halten, nicht lassen kann.

Elftes Kapitel

So litt ich Not und Pein und klagte mich härter an denn je, und ich wand und drehte mich in meinen Fesseln, damit sie endlich ganz von mir abfielen. Und obwohl sie schon locker geworden waren, hielten sie mich dennoch gefangen. Auch Du, o Herr, setztest mir zu in meinem Innern; in strenger Barmherzigkeit verdoppeltest Du die Geißelschläge der Furcht und der Scham, damit ich nicht wieder saumselig würde und damit die bereits gelockerten Bande, die mich aber noch hielten, vollends zerrissen und nicht wieder fester würden und die Fessel enger. Da sprach ich zu mir in meinem Innern: „Bald, bald wird es geschehen!" Mit Worten hatte ich es bereits beschlossen und beinahe hätte ich es auch durch die Tat besiegelt. Aber ich tat es noch immer nicht, fiel

jedoch auch nicht in den früheren Zustand zurück. Schon war ich dem Ziel ganz nahe, da schöpfte ich noch einmal Atem. Und dann versuchte ich es aufs neue, kam näher und immer näher ans Ziel, glaubte bereits es erreicht zu haben und festzuhalten, und dennoch war ich noch immer weit davon entfernt, hatte es weder erreicht, noch festgehalten, und stand noch zagend zwischen Tod und Leben. Die schlimmen Gewohnheiten hatten größere Gewalt über mich, als die neuen Güter, und je näher ich mich dem Ziele sah, wo ich ein anderer werden sollte, desto größer war der Schrecken, der mich erfüllte; doch warf er mich weder zurück, noch lenkte er mich ab; ich schwebte zwischen Hangen und Bangen.

Meine alten Freundinnen, die Torheiten und Eitelkeiten, zerrten mich nun am Mantel meines Leibes und flüsterten mir heimlich zu: „Wie? Du willst uns verlassen? Von dem Augenblick an werden wir in alle Ewigkeit nicht mehr bei dir sein. In alle Ewigkeit wird dir nicht mehr gestattet sein, dies und jenes zu tun!“ Welche Bilder beschworen sie vor meiner Seele herauf mit diesem „dies und jenes“! welche Bilder, o mein Gott! Deine Barmherzigkeit wende sie ab von der Seele Deines Knechtes. An welchen Schmutz gemahnten sie mich, an welche Schande! Schon hörte ich sie kaum mit halbem Ohre an und nicht so, als ob sie mir im offenen Widerspruch entgegenkämen; mir schien vielmehr, als murmelten sie hinter meinem Rücken und zerrten heimlich an mir, damit ich zu-

rückblickte. Sie hielten mich auf meinem Wege auf und ich zauderte mich loszureißen, sie von mir abzuschütteln und mich stracks dorthin zu begeben, wohin ich gerufen war, denn die mächtige Gewohnheit sprach zu mir: „Glaubst du, es ohne sie auszuhalten!“

Aber sie sagte es bereits ganz veratmend. Denn von dorther, wohin ich mein Antlitz gewendet hatte und wohin zu gehen ich noch Furcht hatte, trat mir die Enthaltsamkeit in keuscher Würde entgegen. In heiterer, aber nicht ausgelassener Fröhlichkeit lud sie mich freundlich ein, ihr ohne Zaudern zu folgen. Sie streckte die segensreichen Hände nach mir aus, um mich aufzunehmen und zu umfassen. Eine Fülle guter Beispiele führte sie mir vor. Ich sah viele Knaben und Mädchen, zahlreiche Jünglinge und Jungfrauen in jedem Alter, gebeugte Witwen und ältere Jungfrauen. Alle waren sie Kinder der Keuschheit, der gesegneten Mutter beglückender Freuden, die aus Deiner Umarmung hervorgegangen ist, o Herr. Und sie lächelte meiner und ermahnte mich freundlich spottend: „Glaubst du nicht das zu können, was diese Knaben und diese Mädchen können! Vermögen sie es denn aus eigener Kraft und nicht vielmehr durch die Kraft ihres Herrn, ihres Gottes! Gott der Herr hat mich ihnen geschenkt! Was stellst du dich auf dich selbst und stehst dennoch nicht fest! Wirf dich in seine Arme und fürchte dich nicht, er wird dich nicht verlassen, wenn du fällst; sei zuversichtlich, er wird

dich aufnehmen und heilen." Wie schämte ich mich, da ich noch immer die Einflüsterungen jener Torheiten hörte und wiederum in meinen Entschlüssen schwankte. Und wiederum sprach die Keuschheit auf mich ein: „Sei taub gegen die unreinen sinnlichen Verlockungen und sie werden ersterben. Sie verheißen dir Freuden, die nicht sind wie das Gesetz des Herrn, deines Gottes." So stritten und kämpften in meinem Herzen meine Gedanken gegen mein Ich.
Alypius aber saß an meiner Seite und wartete schweigend das Ende meiner ungewöhnlichen Erregung ab.

Zwölftes Kapitel

Als ich aber in tiefer Selbstbetrachtung mein ganzes Elend aus der Verborgenheit ans Licht gezogen und vor das Antlitz meiner Seele gestellt hatte, brach ein gewaltiger Sturm in mir los, der von reichen Tränenströmen begleitet war. Um ihn austoben zu lassen, erhob ich mich und trennte mich von Alypius; denn ich suchte die Einsamkeit, um mich ausweinen zu können. Ich ging so weit hinweg, daß mich seine Anwesenheit nicht mehr störte. So war mein Zustand und Alypius fühlte ihn wohl mit. Denn als ich ein paar Worte gesagt hatte, wobei schon der Ton meiner Stimme die heraufquellenden Tränen verriet, erhob ich mich. Voller Staunen blieb er da zurück, wo wir uns niedergesetzt hatten. Ich aber warf mich unter

einen Feigenbaum nieder, und ließ meinen Tränen freien Lauf, und die Ströme ergossen sich aus meinen Augen, ein Opfer, das Du gern empfingst, und ich sprach viel mit Dir, zwar nicht mit denselben Worten, aber in dem Sinne: „O Herr, wie lange noch? Wie lange willst Du zürnen, o Herr? Gedenke nicht meiner alten Sünden.“ Denn ich fühlte mich gefesselt und rief laut jammernd: „Wie lange noch? Wie lange wird es noch heißen: Morgen und immer wieder morgen? Warum nicht jetzt, warum nicht jetzt in dieser Stunde meine Schmach beenden?“

So sprach ich und weinte in bitterster Zerknirschung meines Herzens. Da vernahm ich plötzlich eine Stimme aus einem benachbarten Hause, als ob ein Knabe oder ein Mädchen in singendem Tone sagte: „Nimm und lies! Nimm und lies!“ Mein Blut staute sich und ich sann nach, ob vielleicht Kinder in irgendeinem Spiele solch einen Refrain zu singen pflegen. Ich konnte mich aber nicht erinnern, je davon gehört zu haben. Da drängte ich meine Tränen zurück, erhob mich und deutete die vernommenen Worte als göttliche Stimme, die mir befahl die Heilige Schrift aufzuschlagen und die erste Stelle, die mir ins Auge fallen würde, zu lesen. Denn ich hatte vom Antonius gehört, daß er beim Lesen des Evangeliums zufällig auf eine Stelle gestoßen war, die er als eine unmittelbare Mahnung des Himmels aufgefaßt hatte: „Gehe hin, verkaufe alles was du hast, und gib es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben;

komm und folge mir nach." Durch solche Gottesstimme gemahnt, bekehrte er sich sofort zu Dir. Ich kehrte deshalb eilig dahin zurück, wo Alypius saß, und wo ich, als ich mich erhoben hatte, die Briefe des Apostel Paulus liegen gelassen hatte. Ich ergriff das Buch, schlug es auf und las schweigend die Stelle, die mir als erste in die Augen sprang: „Nicht in Fressen und Saufen, nicht in Schlafgemächern und Buhlerei, nicht in Hader und Neid, sondern ziehet den Herrn Jesus Christus an und laßt euch bei der Sorge um den Leib nicht durch seine Lüste beherrschen." Ich las nicht weiter und es war auch nicht nötig; denn kaum daß ich den Satz zu Ende gelesen hatte, ergoß sich das Licht der Zuversicht in mich und alle Finsternisse und Zweifel waren entwichen.
Dann legte ich den Finger oder irgendein anderes Zeichen in das Buch, schloß es und erzählte es mit ruhiger Miene dem Alypius. Er aber erzählte auch mir, was in ihm vorgegangen war und wovon ich nichts wissen konnte. Er wollte wissen, was ich gelesen hatte; ich zeigte ihm die Stelle, und er las sie aufmerksam weiter. Ich wußte nicht, was da noch stand. Es folgten diese Worte: „Des Schwachen im Glauben nehmet euch an." Dies bezog er auf sich und sagte es mir. Durch solche Mahnung fühlte er sich neu gestärkt. Ohne Zaudern und Unruhe hatte er seinen Entschluß und seine guten Vorsätze gefaßt, die seiner Denkart entsprachen und durch die er sich längst vorteilhaft von mir unterschied. Wir gingen

sogleich zu meiner Mutter und erzählten ihr, was vorgefallen war. Wie freute sie sich! Wir erzählten ihr den Verlauf; sie jubelte und triumphierte und pries Dich, „der mehr tun kann, als alles, was wir erbitten und verstehen“. Da sah sie, daß Du ihr weit mehr gewährt hattest, als was sie mit seufzenden Klagen und Tränen zu erbitten pflegte. Denn Du hattest mich zu Dir bekehrt, so daß ich weder ein Weib mehr begehrte, noch irgendeine andere weltliche Hoffnung hegte. Ich stand mit ihr an jenem Wegweiser des Glaubens, an welchem Du mich ihr vor so vielen Jahren gezeigt hattest. Du hast ihre Trauer in Freude gewandelt, in reicherem Maße, als sie es gewollt; ihre Freude war größer und reiner, als die, die sie sich von den Enkeln erhoffte, die ich ihr vielleicht geschenkt hätte.

Neuntes Buch

Erstes Kapitel

„O Herr, ich bin Dein Knecht, der Sohn Deiner Magd. Du hast meine Fesseln gesprengt; dafür will ich Dir Dankopfer bringen und Deinen Namen verkünden.“ Mein Herz soll Dich loben, meine Zunge Dich preisen und alle meine Gebeine sollen sprechen: „Herr, wer gleicht Dir?“ Also sollen sie sagen und antworte Du mir: „Sprich zu meiner Seele: Ich bin Dein Heil.“ Wer bin ich und was bin ich? Gibt es etwas Böses, das ich nicht verübt, oder wenn nicht mit Taten, so doch mit Worten verübt, oder wenn nicht mit Worten, so doch mit dem Willen getan habe? Du aber, o Herr, bist barmherzig, Du bedachtest die Tiefe meines Falls und schöpftest mit Deiner Rechten die Untiefen meines Verderbens bis auf die Neige meines Herzens aus. Und deshalb geschah nichts mehr nach meinem, sondern alles nur nach Deinem Willen.

Wo aber war denn alle die Jahre hindurch mein freier Wille und aus welcher tiefen und geheimnis-

vollen Verborgenheit wurde er so plötzlich geweckt, daß ich meinen Nacken unter Dein sanftes Joch beugte und Deine leichte Bürde auf meine Schultern nahm, Jesus Christus, mein Helfer und mein Erlöser! Wie herrlich war es plötzlich, alle eitlen Torheiten entbehren zu können! Und wenn ich ehemals ihren Verlust fürchtete, war ich jetzt froh, sie aufgegeben zu haben. Denn Du hast mich von ihnen befreit, Du wahre und höchste Wonne, Du hast mich von ihnen befreit und tratest selbst an ihre Stelle, süßer als alle Wonne, nur nicht dem Fleisch und dem Blute; strahlender als jedwedes Licht und innerlicher als das Geheimste in uns, erhabener als alles Herrliche, doch nicht für die, die sich überheben. Meine Seele war befreit von den nagenden Sorgen nach Ehre und Gewinn, dem Kitzel sinnlicher Lüste; wie ein neugeborenes Kind lallte ich Dir entgegen, meinem Lichtbringer, meinem Reichtume, meinem Heile, meinem Herrn und Gott.

Zweites Kapitel

Und ich erwog vor Deinem Angesicht und beschloß, ohne in Aufsehen erregender Weise abzubrechen, mich langsam vom Markte der Geschwätzigkeit zurückzuziehen, damit nicht länger Jünglinge, die statt Deines Friedens unsinnige Lügen und Rechtsstreitigkeiten einhandelten, sich durch meine Vorträge Redewaffen für ihre Leidenschaften schmiedeten. Glück-

licherweise waren nur noch wenige Tage bis zu den Ferien der Weinlese, und ich beschloß, so lange noch in meinem Berufe auszuharren, und dann in Ehren abzutreten und, nachdem Du mich losgekauft, nicht wieder ein feiler Sklave zu werden. Diese unsere Absicht war einzig und allein Dir bekannt und unseren Angehörigen. Wir kamen überein, daß sie weder diesem noch jenem mitgeteilt werden sollte, obwohl Du uns, die wir aus dem „Tal der Tränen" emporstiegen und den Stufenpsalm anstimmten, scharfe Pfeile und glühende Kohlen gegen eine verräterische Zunge gabst, die mit ihren guten Ratschlägen Mißhelligkeiten schafft und die besten Vorsätze vernichtet, wie wir eine Speise verzehren, die uns schmeckt.
Du hattest unser Herz mit den Pfeilen der Liebe durchbohrt, so daß Deine Worte in uns hafteten. Die Vorbilder Deiner Knechte, die Du aus der Dunkelheit in das Licht, aus dem Tode ins Leben gerufen hast, sammelten wir im Schoße unseres Gedächtnisses, und ihr stets wärmendes Feuer erlöste uns aus der schweren Erstarrung, damit wir nicht zur Hölle führen; sie entflammten uns so gewaltig, daß jeder Hauch der verräterischen Zunge des Widerspruches uns nur noch heftiger auflodern ließ, statt uns auszulöschen. Aber da unser Wunsch und unser Wille um Deines Namens willen, den Du auf Erden geheiligt hast, sehr gelobt worden wäre, hätte es vielleicht wie Prahlerei ausgesehen, wenn ich mich kurz vor den Ferien von meinem öffentlichen, jedermann

bekannten Amte zurückgezogen hätte. Alle Blicke hätten sich auf mich gerichtet und es konnte dann scheinen, als ob ich die nahen Tage der Weinlese nicht hätte abwarten wollen; viele hätten mir dann wahrscheinlich nachgesagt, daß ich es nur getan hätte, um Aufsehen zu erregen. Aber wozu sollte ich erst Anlaß geben, über meine Gesinnung allerlei Mutmaßungen zu hegen, hin und her zu streiten und unser Gut auf diese Weise verlästern zu lassen.

Außerdem war meine Lunge — was mich anfangs beunruhigt hatte — durch angestrengte wissenschaftliche Tätigkeit so angegriffen, daß ich an Atembeschwerden und Brustschmerzen litt, die mir meinen leidenden Zustand anzeigten. Meine frühere klare und klangvolle Stimme versagte bei lautem Vortrage, und ich war schon dadurch gezwungen, die Bürde meines Lehramtes niederzulegen, oder doch eine Unterbrechung eintreten zu lassen, um mich heilen und wiederherstellen zu können. Als aber der feste Wille in mir gereift war und ich mich immer mehr darin bestärkt sah, mein Amt aufzugeben und Dich allein als den Herrn anzuerkennen, da freute ich mich, o mein Gott, wie Du weißt, daß meine Entschuldigung keine Lüge war, mit der ich die Eltern beruhigen konnte, die meine Amtsniederlegung nur ungern sahen und mir um ihrer Söhne willen keine Ruhe gelassen hätten. Voller Freude wartete ich nun jene Zwischenzeit ab, bis sie abgelaufen war — es mochten etwa zwanzig Tage sein — aber sie wurden tapfer überstanden,

denn der Ehrgeiz, der mir die schwere Arbeit erträglich machte, war verschwunden; ich wäre von meiner Arbeitsbürde allein wohl erdrückt worden, wäre mir nicht die Geduld zu Hilfe gekommen. Vielleicht wirft mir einer Deiner Diener vor, daß ich gesündigt habe, weil ich, da ich mich schon mit ganzer Seele Deinem Dienste geweiht hatte, es über mich brachte, auch nur noch einen Tag auf dem Lehrstuhle der Lüge zu sitzen. Ich will nicht widersprechen. Du aber, barmherziger Herr, hast mir ja mit meinen übrigen schrecklichen und todbringenden Sünden auch diese durch die Gnade der Taufe verziehen und erlassen.

Drittes Kapitel

Was für uns ein Glück bedeutete, war für Verecundus die Ursache großen Kummers. Um der Bande willen, die ihn fesselten, sah er sich aus unserem Kreise völlig ausgeschlossen. Er war noch kein Christ, obwohl seine Gattin gläubig war; aber gerade dieser Umstand hielt ihn wie eine enge Fessel von dem Wege zurück, den wir eingeschlagen hatten; zugleich erklärte er, nur so Christ werden zu wollen, wie er es infolge seiner Ehe gar nicht sein konnte. Liebenswürdig, wie er war, bot er uns an, solange wir uns in der dortigen Gegend aufhielten, auf seinem Landgute zu verweilen. Du wirst es ihm verzeihen, o Herr, da Du den Gerechten mit Zinsen heimzahlst, nachdem Du ihm selbst schon sein Erbteil ver-

lichen hast. Denn als wir bereits in Rom waren, ergriff ihn eine schwere Krankheit, und obwohl wir nicht zugegen waren, wurde er jetzt ein gläubiger Christ und schied als solcher aus dem Leben. So hast Du Dich seiner und unserer erbarmt, denn es würde uns unerträglich geschmerzt haben, der ungemein großen Liebenswürdigkeit unseres Freundes zu gedenken und ihn nicht zu Deiner Herde zählen zu dürfen. Dank Dir, unser Gott; wir sind Dein Eigen, das bezeugen Deine Mahnungen und Tröstungen. Verecundus bot uns sein Landgut Cassiciacum zum Aufenthalt an, wo wir uns vom unruhigen Treiben der Welt erholten, und Du, getreu in Deinen Verheißungen, wirst es ihm vergelten mit der Seligkeit des immerblühenden Paradieses. Du hast ihm seine Sünden hienieden vergeben und ihn emporgehoben auf den fruchtbaren Berg, wo Deine ewigen Hütten stehen, auf den früchtereichen Berg.

Damals war Verecundus von Sorgen bedrückt; Nebridius dagegen freute sich mit uns. Er war ja noch kein Christ und zudem befand er sich damals in jenem verderblichen Irrtum, daß er den Leib Deines Sohnes, der die Warheit ist, für einen Scheinleib hielt. Inzwischen befreite er sich aber aus solchem Irrtum und war, obwohl er noch nicht in die Geheimnisse Deiner Kirche eingeweiht war, doch ein eifriger Wahrheitsucher. Nicht lange nach unserer Bekehrung und der Wiedergeburt durch Deine heilige Taufe, ward er ein gläubiger Katholik und diente Dir in voll-

kommener Keuschheit und Enthaltsamkeit in seiner afrikanischen Heimat. Nachdem er sein ganzes Haus zum Christentum bekehrt hatte, riefst du ihn ab aus dieser Zeitlichkeit und nun lebt er in „Abrahams Schoß". Was wir uns auch immer unter „Abrahams Schoß" vorstellen, lebt mein geliebter Freund Nebridius, der einst ein Freigelassener und Umherirrender war, von Dir, o Herr, an Kindes Statt angenommen. Bei Dir lebt er, denn wo sonst wäre die würdige Ruhestätte für solch eine Seele? Er lebt eben dort, worüber er mich Armen, unwissenden Menschen so oft ausgefragt hat. Nun neigt sich sein Ohr nicht mehr meinem Munde zu; der Mund seines Geistes liegt jetzt an Deiner Quelle und trinkt in durstigen Zügen Weisheit, und seine Seligkeit ist ohne Ende. Doch glaube ich nicht, daß er in diesem beseligenden Rausche meiner vergessen könnte, da ja auch Du, o Herr, der Du seinen Durst löschst, meiner gedenkst.
So lebten wir also damals. Wir trösteten den trauernden Verecundus, der trotz unserer Bekehrung in unverminderter Freundschaft zu uns hielt, und ermahnten ihn, sich zum christlichen Glauben zu bekennen, wie es seiner Lebensweise entsprach, und in seinem ehelichen Leben getreu auszuharren. Von Nebridius aber erwarteten wir, daß er uns bald nachfolgen würde. Er war schon nahe daran, wollte es immer tun, bis sich endlich auch seine Tage erfüllten. Wie zahllos und lang schienen sie uns, die wir die völlige Befreiung von allen weltlichen Geschäften

mit solcher Liebe begrüßt hatten, um Dir aus vollem Herzen zu singen: „Mein Herz spricht zu Dir: Ich suchte Dein Angesicht, Dein Antlitz habe ich gesucht! o Herr."

Viertes Kapitel

Endlich kam der Tag heran, an dem ich auch in Wirklichkeit von meinem Lehramte befreit werden sollte, wie ich es im Geiste bereits war. Und so geschah es. Du befreitest meine Zunge, wie Du auch mein Herz befreit hast; freudig pries ich Dich und ging mit den Meinigen auf das Landgut. In den wissenschaftlichen Arbeiten, mit denen ich mich dort beschäftigte, atmete noch einmal mein akademischer Stolz auf, wie einer, der im Lauf innehält und noch einmal Luft holt. Dennoch waren die Arbeiten bereits Dir geweiht; davon legen die Gespräche Zeugnis ab, die ich mit den Anwesenden und mit mir selbst in Deiner Gegenwart hielt. Wie ich mich aber mit dem abwesenden Nebridius unterhielt, das bezeugt unser Briefwechsel. Wie sollte ich aber wohl die Zeit finden, alle die großen Wohltaten aufzuzählen, die Du mir in jener Zeit erwiesen hast, besonders da ich von anderen und größeren Dingen sprechen will? Die Erinnerung führt mir mein damaliges Ich deutlich vor Augen und es ist mir eine Wonne, o Herr, Dir zu bekennen, wie Du mich innerlich gestachelt und völlig gezähmt hast, Berge und Hügel meiner Gedanken

abgetragen und lichte Wege in mir angelegt hast, was krumm und rauh war, gerade und eben gemacht hast, wie Du selbst Alypius, den Bruder meiner Seele, dem Namen Deines Eingeborenen, unseres Heilandes und Erlösers Jesu Christ, unterworfen hast, dem er anfangs in unserer literarischen Tätigkeit keinen Platz einräumen wollte. Es war ihm lieber, daß sie nach den stolzen Federn der Schule dufteten, die der Herr schon zerschmettert hat, als nach den heilbringenden Kräutern Deiner Kirche, die den Schlangen verderblich sind.

Wie pries ich Dich, o mein Gott, als ich die Psalmen Davids las, diese Gesänge des Glaubens und Lieder der Gottesfurcht, deren Melodie den Geist der Dünkelhaftigkeit austreibt. Ich las sie als Katechumene, noch ein Neuling Deiner wahren Liebe, als ich auf dem Landgute mit Alypius, der ebenfalls Katechumene war, in freier Muße lebte und die Mutter uns in still sorgender Weiblichkeit betraute, mannhaft im Glauben, in jener Sicherheit ruhend, die das Alter verleiht, in mütterlicher Liebe und in christlicher Frömmigkeit. Wie pries ich dich bei diesen Psalmen, wie ward ich durch sie für Dich entflammt und wie glühte ich danach, sie, wenn es möglich gewesen wäre, dem ganzen Erdenrund als heilsames Mittel gegen den Dünkel des Menschen zu verkünden. Und doch werden sie auf der ganzen Erde gesungen, und es gibt keinen, der sich vor Deiner Glut verbergen könnte. Ein heftiger und bitterer Schmerz erfüllte mich gegen

die Manichäer und zugleich hatte ich großes Mitleid mit ihnen, daß sie jene gnadenbringende Arznei nicht kannten und in heilloser Verblendung das Heilmittel verwarfen, durch das sie gesunden könnten! Ich wünschte nur, sie wären damals, ohne daß ich davon gewußt hätte, in meiner Nähe gewesen, hätten mein Antlitz gesehen und meine Stimme vernommen, als ich in jener beschaulichen Ruhe den vierten Psalm las, und wie dieser Psalm auf mich wirkte: „Erhöre mich, wenn ich rufe, Gott meiner Gerechtigkeit, der Du mich tröstest in jeder Angst. Erbarme Dich mein und erhöre mein Gebet.“ Sie hätten es hören müssen — ohne daß ich gewußt hätte, daß sie zuhören, damit sie nicht glaubten, ich hätte um ihretwillen so gesprochen —, sie hätten hören müssen, was ich zwischen jenen Psalmen sprach. Ich hätte ja sicher nichts gesprochen, hätte sicher nicht in dieser Weise gesprochen, wenn ich gewußt hätte, daß sie mir zuhörten; und sie würden auch, wenn ich etwas gesagt hätte, es nicht so aufgenommen haben, wie es aus mir sprach und in Deiner Gegenwart aus der innersten Empfindung meiner Seele strömte.
Furcht durchschauerte mich und zugleich erglühte ich in jubelnder Hoffnung, Vater, ob Deiner Barmherzigkeit. Und das alles leuchtete aus meinen Augen, klang in meiner Stimme, wenn ich las, was Dein Geist in gütiger Hinneigung zu uns spricht: „Ihr Menschenkinder, wie lange wollt ihr noch trägen Herzens sein? Warum liebt ihr die Eitelkeit und habt

die Lüge gern!“ Denn einst hatte ich ja die Eitelkeit geliebt, hatte die Lüge gern. Und Du, Herr, hattest schon „Deinen Heiligen von den Toten erweckt und ihn im Himmel zu Deiner Rechten gesetzt, auf daß er hernieder sende den verheißenen Geist der Wahrheit“. Er hatte ihn auch bereits gesandt, aber ich wußte es nicht. Er hatte ihn gesandt, weil er schon verherrlicht war, von den Toten auferstanden und gen Himmel geflogen war. Vorher aber war der Geist noch nicht verliehen, weil Jesus noch nicht verklärt war. Und es ruft der Prophet: „Ihr Menschenkinder! Wie lange wollt ihr noch trägen Herzens sein? Warum liebt ihr die Eitelkeit und habt die Lüge gern! Erkennet, daß der Herr an seinen Heiligen Wunder getan hat.“ Er ruft: „Wie lange noch?“ Er ruft: „Erkennet!“ Ich blieb aber so lange in Unwissenheit, liebte die Eitelkeit, hatte die Lüge gern. Darum zitterte ich, als ich es hörte, denn ich sah, daß ich so war, wie die, an die jene Worte gerichtet waren. Denn die Trugbilder, die ich für Wahrheit hielt, waren eben nur Eitelkeit und Lüge. Oft stieß ich schwere und heftige Klagen aus, wenn ich schmerzlich bewegt daran zurückdachte. Wenn es doch die vernommen hätten, die noch immer die Eitelkeit liebten und die Lüge. Sie wären vielleicht erschüttert gewesen und hätten sich befreit, und Du würdest sie erhört haben, wenn sie Dir zugerufen hätten; denn den leiblichen Tod ist der für uns gestorben, der bei Dir Fürbitte für uns einlegt.

Es bewegte mich tief, mein Gott, wenn ich las: „Zürnet und sündiget nicht.“ Denn ich hatte bereits gelernt, mir ob der Vergangenheit zu zürnen, um in Zukunft nicht mehr zu sündigen. Und ich zürnte mir mit Recht, denn es war ja kein fremdes Wesen aus dem Reiche der Finsternis, das in mir sündigte, wie die behaupten, die sich nicht selbst zürnen und sich „Zorn aufhäufen für den Tag des Zornes und die Offenbarung Deines gerechten Gerichtes“. Ich suchte nicht mehr nach weltlichen Gütern, „suchte sie nicht mehr mit den Augen des Leibes“ in irdischem Sonnenlichte. Denn die sich mit Dingen der Außenwelt freuen, werden leicht eitel und verlieren sich im Sichtbaren und Zeitlichen, und ihre gierigen Gedanken zehren von den dort gewonnenen Bildern. O wenn sie doch Hunger litten und riefen: „Wer wird uns die wahren Güter zeigen?“ Und wenn sie die Antwort hörten: „Herr! Das Licht Deines Angesichtes hat sich uns offenbart.“ Denn wir selbst sind nicht das Licht, das alle Menschen erleuchtet, wir empfangen vielmehr das Licht von Dir. O daß sie im Innern das ewige Licht schauen könnten! Ich war dessen teilhaftig geworden; darum ergrimmte ich, daß ich es ihnen nicht zeigen konnte, wenn aus ihren auf die Außenwelt gerichteten Augen ihr von Dir abgewandtes Herz zu mir sprach: „Wer wird uns die wahren Güter zeigen?“ Denn erst, als ich mir aus innerstem Herzen zürnte, als ich reuegequält meinen alten Menschen Dir als Opfer darbrachte und auf

Dich hoffte, wenn ich über meine begonnene Erneuerung nachsann, da erst begannst Du, mich Deine Wonne empfinden zu lassen. und erfreutest mein Herz. Und ich jubelte auf, als meine leiblichen Augen dies Wort lasen, und mein inneres Auge seine Wahrheit ersah; ich wollte mich nicht länger an irdischen Gütern zermürben, daß ich das Zeitliche für einen Raub erachtet hätte und selbst ein Raub der Zeitlichkeit geworden wäre, da ich in der ewigen Einfalt andere Früchte, anderen Wein und anderes Öl gefunden hatte.

Und bei dem folgenden Verse rief ich mit lauter Herzensstimme: „O in Frieden, o in ihm, der das Dasein selbst ist, will ich schlafen und ruhn!" Denn wer wird wider uns sein, wenn das Wort erfüllt ist, das da geschrieben steht: „Der Tod ist verschlungen vom Siege!" Und Du bist der vollkommen Unwandelbare, in Dir ist die Ruhe, die alle Mühsal vergessen läßt. Kein anderer ist neben Dir, und nichts anderes suche ich zu erlangen, was nicht Du selbst bist, sondern „Du allein, o Herr, hast meine Hoffnung fest gegründet". Ich las es und erglühte vor Begeisterung und fand nichts, womit ich den Manichäern, diesen fühllosen Toten, hätte helfen können. Ich war ja selber einer und von ihrem Gift verseucht, bellte wie ein blinder Hund Deine heiligen Schriften an, die so süß sind wie Himmelsmanna, und von Deinem Lichte so erleuchtet, grämte ich mich über diese Feinde der Heiligen Schrift.

Wie soll ich all dessen gedenken, was in jenen Mußetagen in mir vorging? Aber ich habe weder vergessen, noch will ich verschweigen, wie hart die Zucht Deiner Geißel war und wie wunderbar schnell Du Dich meiner erbarmt hast. Damals quältest Du mich mit heftigen Zahnschmerzen, und als sie so schlimm wurden, daß ich nicht mehr sprechen konnte, kam mir der Gedanke, alle meine Angehörigen zu bitten, Dich, den Gott jeglichen Heils, für mich um Hilfe anzuflehen. Ich schrieb dies auf ein Wachstäfelchen und ließ es sie lesen. Und als wir betend das Knie gebeugt hatten, schwand der Schmerz. Ach, welch ein Schmerz! Und wie schnell ging er vorüber! Ich erbebte, denn ich gestehe, daß ich nie zuvor Aehnliches erlebt hatte. Und ich erkannte im innersten Herzen Deinen Wink und lobte in freudigem Glauben Deinen Namen. Und dieser Glaube ließ mich nicht ruhig und sorglos bleiben ob meiner bisherigen Sünden, die mir damals noch nicht durch die Taufe vergeben waren.

Fünftes Kapitel

Als die Herbstferien zu Ende waren, sagte ich meiner mailändischen Schule Valet, damit sie sich nach einem anderen Wortschacherer umsähen, teils weil ich zu dem Entschlusse gekommen war, fortan Dir zu dienen, teils weil ich wegen meines Asthmas und der Brustschmerzen meinen Beruf nicht mehr aus-

üben konnte. Zugleich gab ich dem Bischof Ambrosius, Deinem heiligen Manne, sowohl von meinen früheren Irrtümern Kenntnis, als auch von meinem gegenwärtigen Entschluß, damit er mir rate, welches Deiner heiligen Bücher ich vor allen anderen lesen sollte, um mich zum Empfange einer so großen Gnade würdiger und besser vorzubereiten. Jener empfahl mir den Propheten Jesaias zu lesen, wahrscheinlich, weil er klarer als alle anderen ein Verkünder des Evangeliums war und die Berufung der Völker weissagte. Indes verstand ich ihn nicht, als ich das erste Kapitel las, und weil ich glaubte, daß das ganze Buch so schwer sei, verschob ich die Lektüre einstweilen, um mich ihr erst wieder zu widmen, wenn mir die Sprache des Herrn verständlicher sein würde.

Sechstes Kapitel

Als nun die Zeit gekommen war, wo ich mich zur Taufe anmelden mußte, verließen wir das Land und kehrten nach Mailand zurück. Auch Alypius hatte den Entschluß gefaßt, mit mir zusammen die Taufe zu empfangen; er war voller Demut bereit, Deine Gnade in sich aufzunehmen; mit starkem Mut überwand er seinen Körper, so daß er während des eisigsten Winters sogar barfüßig ging. Auch Adeodatus nahmen wir mit uns, meinen natürlichen Sohn, den ich in Sünden gezeugt, den Du aber geschaffen hattest. Er war etwa fünfzehn Jahre alt, überragte

aber an Geist viele ältere und gelehrte Männer. Ich bekenne Deine Gaben, o Herr, mein Gott, Schöpfer des Alls, der Du wohl, was sündhaft an uns ist, zum Guten wandeln kannst; denn außer der Sünde, der er sein Dasein dankt, hatte ich an jenem Knaben keinen Anteil. Daß wir ihn aber in Deiner Zucht aufzogen, das hattest Du und kein anderer uns eingegeben. Nun bekenne ich dankbar Deine Gaben. In einem meiner Bücher, das sich „Der Lehrer" betitelt, gebe ich ein Gespräch wieder, das ich mit Adeodatus geführt habe. Du weißt, daß alles, was ihm dort in den Mund gelegt ist, wirklich seine Gedanken waren, obwohl er damals erst sechzehn Jahre zählte. Ich habe noch viel Bewundernswürdiges an ihm erlebt, so daß mich vor so einer ungewöhnlichen Begabung ein heiliger Schauer erfaßte. Du allein hast ihm solche Gaben verliehen. Jung nahmst Du ihn von dieser Erde hinweg, und ich gedenke nun seiner mit um so größerer Ruhe, da ich weder für den Knaben, noch für den Jüngling, noch für den späteren Menschen etwas zu fürchten habe. Wir hatten ihn uns als Taufgenossen zugesellt, um ihn in Deiner Lehre zu erziehen. Wir empfingen die Taufe, und von da an wich jeglicher Kummer von uns ob unseres früheren Lebens. In jenen Tagen wurde ich nicht satt an Deiner wunderbaren Süße, die ich empfand, wenn ich die Tiefe Deines Ratschlusses zum Heile des Menschengeschlechtes betrachtete. Wie weinte ich, als ich Deine Hymnen und Gesänge las, tief bewegt von dem Wohl-

Klang der Kirchenlieder. Jene Stimmen fluteten in mein Ohr und die Wahrheit ergoß sich in mein Herz und fromme Gefühle wallten darin auf; meine Tränen flossen, und mir war selig zumute.

Siebentes Kapitel

Seit kurzer Zeit erst hatte die Mailänder Kirche unter eifriger Beteiligung der frommen Brüder, die mit Herz und Mund einstimmten, diese Art des tröstend-erbaulichen Gottesdienstes eingeführt. Es war ungefähr ein Jahr oder etwas länger her, seit Justina, die Mutter des jungen Kaisers Valentinian, um ihrer Ketzerei willen, zu der sie von den Arianern angestiftet worden war, Deinen treuen Knecht Ambrosius verfolgte. Das fromme Volk wachte Tag und Nacht in Deiner Kirche, bereit, mit seinem Bischof, Deinem Diener, zu sterben. Auch meine Mutter, Deine Dienerin, machte diese Nachtwachen mit und tat es im Sorgen und Wachen allen zuvor; sie lebte nur ihren Gebeten. Wir, kaum erwärmt von der Glut Deines Geistes, wurden von dem Schrecken und der Bestürzung der Bürgerschaft ebenfalls ergriffen. Damals wurde nach orientalischem Brauch in der Kirche das Singen der Hymnen und Psalmen eingeführt, damit das Volk nicht durch eine übermäßige Trauer erschlaffe, und seitdem ist diese Sitte bis auf den heutigen Tag beibehalten und von vielen, ja von fast allen Deinen Kirchen der Erde nachgeahmt worden.

Damals offenbartest Du dem bereits erwähnten Bischof Ambrosius, wo die Gebeine der Märtyrer Protasius und Gervasius ruhten, die Du viele Jahre hindurch in Deinem Schatzhause verborgen hieltest, um sie zur rechten Zeit an den Tag zu bringen und um mittels ihrer die Wut jenes kaiserlichen Weibes zu zügeln. Denn als sie gefunden und ausgegraben und mit den ihnen gebührenden Ehren in die Basilika des Ambrosius überführt wurden, da wurden nicht nur alle, die von unreinen Geistern und Dämonen besessen waren, nach ihrem eigenen Geständnis geheilt, sondern auch ein angesehener Bürger, der seit Jahren erblindet war. Als er den lauten Jubel des Volkes vernommen und dessen Ursache erfragt hatte, sprang er auf und bat seinen Führer, ihn dorthin zu geleiten. In der Kirche angelangt, bat er um Erlaubnis, die Bahre der Heiligen mit seinem Schweißtuche berühren zu dürfen, „deren Tod kostbar ist vor dem Herrn". Als er dies getan und seine Augen mit dem Tuche berührt hatte, wurde er sogleich sehend. Die Kunde davon verbreitete sich überallhin; weit und breit erscholl Dein begeistertes Lob, und wenn der feindliche Sinn der Kaiserin dadurch auch nicht zum wahren Glauben bekehrt wurde, hielt sie doch mit ihrer Verfolgungswut zurück. Dank Dir, mein Gott! Wohin führst Du meine Erinnerungen, daß ich auch dieses Ereignisses gedenke, an dem ich, obwohl es so bedeutsam ist, fast achtlos vorübergegangen wäre! Und damals, „als der Geruch Deiner Salben

lieblich duftete, eilten wir Dir nicht nach". Deshalb weinte ich um so mehr beim Gesange Deiner Hymnen; einst seufzte ich empor zu Dir und nun atmete ich aus voller Brust Deine köstliche Himmelsluft ein, soweit sie in diese hinfällige Hütte des Leibes dringen konnte.

Achtes Kapitel

Der Du Frieden bringst in die Wohnungen der "Menschen", gesellteſt uns Evodius zu, einen jungen Mann aus unserer Vaterstadt. Er war Regierungsbeamter und hatte sich früher als wir zu Dir bekehrt und sich taufen lassen, hatte allem weltlichen Dienst entsagt, um sich allein Deinem Dienste zu weihen. Wir waren unzertrennlich und beschlossen, unser Leben gemeinsam zu führen. Wir suchten einen Ort, wo wir Dir ungestört dienen konnten, und wurden einig, nach Afrika heimzukehren. Und als wir nach Ostia kamen, das an der Tibermündung liegt, starb meine Mutter.

Über vieles gehe ich nun eilig hinweg. Nimm aber, mein Gott, auch für die vielen Wohltaten, die Du mir erwiesen, und von denen ich schweige, meinen Dank und mein Bekenntnis. Ich möchte aber nicht übergehen, was aus meiner Seele über Deine Dienerin an den Tag will, über sie, deren Leib mich gebar, auf daß ich das Licht der Welt erblickte, und deren Seele mich bildete, damit ich der Ewigkeit teil-

haftig werde. Nicht von ihr will ich sprechen, sondern von Deinen Gaben, mit denen Du sie beschenkt; denn auch sie hatte sich ja weder selbst erschaffen, noch erzogen. Du hast sie gebildet, und weder Vater noch Mutter wußten, was aus ihrem Kinde werden würde. In einem gläubigen Hause, einer Zierde Deiner Kirche, wurde sie im Geiste und der Furcht Christi, Deines eingeborenen Sohnes, erzogen und gottesfürchtig unterwiesen. Was ihre Erziehung betrifft, so hob sie nicht so sehr die Sorgfalt der Mutter, als den Einfluß einer alten Magd hervor, die bereits ihren Vater herumgetragen hatte, wie halbwüchsige Mädchen die kleinen Knaben auf dem Rücken herumzutragen pflegen. Aus diesem Grunde und wegen ihres hohen Alters und ihres strengen Charakters wurde sie von ihrer christlichen Herrschaft sehr verehrt. Man betraute sie mit der Beaufsichtigung und der Sorge um die Töchter des Hauses, und wo es not tat, übte sie in ihrer Erziehung eine heilsame Strenge aus und leitete den Unterricht mit Besonnenheit und Verstand. Außer den Mahlzeiten, die die Kinder am elterlichen Tische einnehmen durften, erlaubte sie ihnen, um bösen Gewohnheiten vorzubeugen, nicht einmal — auch wenn die Kinder von Durst gequält wurden — sogar Wasser zu trinken, indem sie hinzufügte: „Jetzt trinkt ihr Wasser, weil ihr keinen Wein trinken dürft; seid ihr aber erst verheiratet und verwaltet Küche und Keller, so wird euch das Wasser nicht mehr schmecken, aber ihr

werdet euch das Trinken angewöhnt haben." Durch derartige Belehrungen und durch solch ein energisches Auftreten, mit dem sie ihre Befehle gab, zügelte sie die Begierden der Kinder und hielt die Mädchen dazu an, auch im Stillen des Durstes sittsam Maß zu halten, so daß ihnen schließlich selbst nur das gefiel, was sich ziemte.

Trotzdem hatte meine Mutter, wie sie mir erzählte, allmählich Geschmack am Wein gefunden. Da sie ein artiges Mädchen war, erhielt sie von ihren Eltern öfters den Auftrag, Wein aus der Kufe zu holen. Während sie nun mit dem Becher den Wein schöpfte, nippte sie, bevor sie ihn in die Flasche goß, mit spitzen Lippen ein klein wenig daran; denn mehr widerstand ihr. Sie tat es jedoch nicht aus trunksüchtiger Neigung, sondern mehr aus jugendlichem Übermut, der sich ja in allerhand Launen Luft macht und nur durch das eindringliche Verbot der Erwachsenen niedergehalten zu werden pflegt. Indem sie aber täglich ein wenig nippte — denn „wer nicht auf das Geringe achtet, kommt allmählich zu Fall" — gewöhnte sie sich schließlich so sehr daran, daß sie bald fast volle Becher in einem Zuge austrank. Wo blieb da die kluge Alte und ihr strenges Verbot! Was vermochte sie gegen die schleichende Krankheit ohne Deine Hilfe, o Herr, die über uns allen wacht! Wenn Vater, Mutter und Erzieherin fern sind, bist Du gegenwärtig, der uns geschaffen hat, der uns ruft und auch durch verkehrte Menschen Gutes zu wirken vermag. Wie ließest

Du ihr damals, o mein Gott, Heilung und Besserung zukommen? Du machtest in Deiner verborgenen Fürsorge das harte Schmähwort einer anderen gleichsam zum heilenden Messer, mit dem Du die Fäulnis, von der sie angegriffen war, durch einen Schnitt entferntest. Die Magd, mit der sie gewöhnlich zur Weinkufe hinabging, geriet mit ihrer jungen Herrin, während sie allein waren, in Streit und warf ihr das Unrecht vor und schalt sie eine Säuferin. So schwer dieser Schimpf sie auch traf, sah sie doch ihren Fehler ein, verabscheute ihn und legte ihn von Stund an ab. Wie Freunde uns mit ihrer Schmeichelei verderben, so bessern uns manchmal zankſüchtige Feinde. Und Du vergiltst ihnen nicht das Gute, das sie vollbringen, sondern die beabsichtigte Tat. Jene Magd wollte im Zorne ihre junge Herrin nur ärgern und dachte nicht daran, sie bessern zu wollen; drum machte sie ihr die Vorwürfe heimlich, sei es, daß gerade um jene Stunde der Streit im Weinkeller ausbrach, sei es, daß sie nicht selbst in Mißhelligkeiten kommen wollte, wenn man ihr Vorwürfe darüber gemacht hätte, daß sie erst jetzt von dem Vorfalle Mitteilung machte. Du aber, o Herr, Lenker des Himmels und der Erden, der Du den Weltlauf nach Deinen Zwecken regelst und den Strom der Zeiten ordnest, Du heilst die Seele des einen durch die krankhafte Gereiztheit des andern. Dies möge jeder bedenken, damit er nicht glaube, es seiner Macht zuschreiben zu können, wenn durch sein Wort jemand gebessert wird.

Neuntes Kapitel

Sittsam und züchtig wuchs sie heran, mehr von Dir zum Gehorsam den Eltern gegenüber angehalten, als von den Eltern Dir unterworfen. Als sie in das heiratsfähige Alter gekommen und vermählt worden war, diente sie ihrem Gatten als ihrem Gebieter und war eifrig bemüht, ihn Dir zu gewinnen. Aus ihrer Lebensführung, die Du so harmonisch gestaltet hattest, sprach die Ehrfurcht vor Dir, so daß sie ihrem Gatten zugleich Liebe und Bewunderung einflößte. Auch seine Untreue ertrug sie mit solcher Sanftmut, daß sie niemals mit ihm darüber zankte. Denn sie hoffte, daß Du Dich seiner erbarmen würdest und daß er, wenn er erst an Dich glaubte, sich bessern würde. Er war im Grunde sehr gutmütig, wenngleich er sich auch zu jähzornigen Ausbrüchen hinreißen ließ. Sie war aber klug genug, dem zornigen Gatten weder mit Taten noch mit Worten entgegenzutreten. Erst wenn er ausgetobt und sich beruhigt hatte, gab sie ihm Rechenschaft über ihre Handlungsweise, wenn er sich nur aus Übereilung so aufgeregt hatte. Es gab viele Frauen, die sanftmütigere Männer hatten und dennoch mit entstellten Gesichtern und Spuren der Mißhandlungen herumgingen. Wenn sie dann im freundschaftlichen Gespräch sich über den Lebenswandel ihrer Männer beklagten, gab meine Mutter gewöhnlich ihren bösen Zungen die Schuld und erinnerte sie scherzhaft und doch eindring-

lich daran, daß sie seit Abschluß ihres Ehevertrages Dienerinnen geworden wären und deshalb dürften sie, eingedenk ihrer Stellung, sich nicht gegen ihre Eheherren auflehnen. Wenn jene Frauen, die wohl wußten, wie jähzornig ihr Gatte sei, sich dann wunderten, nie gehört oder bemerkt zu haben, daß Patricius seine Gattin mißhandelt hätte, oder daß die beiden auch nur einen einzigen Tag wegen häuslichen Zwistes miteinander uneinig gewesen wären, und wenn die Frauen dann vertraulich nach der Ursache fragten, belehrte Monica sie über ihre kluge Art und Weise, die ich schon erwähnt habe. Und die Frauen, die ihrem Beispiele nacheiferten, dankten ihr, wenn sie ihren Rat befolgt hatten; die sich aber nicht raten ließen, blieben auch ferner schlechter Behandlung ausgesetzt.

Auch die Schwiegermutter, die anfangs durch Zwischenträgereien übelgesinnter Mägde gegen Monica aufgebracht war, gewann sie durch ihre Geduld, ihre Sanftmut und Zuvorkommenheit recht lieb, so daß sie ihrem Sohne oft höchst ungehalten aus eigenen Stücken von Klatschereien erzählte, die den Frieden zwischen ihr und der Schwiegertochter störten, wofür sie denn die Bestrafung der Mägde forderte. Um die Ordnung und die Eintracht seines Hauses besorgt, kam Patricius dem Verlangen seiner Mutter nach und züchtigte die Schuldigen. Seine Mutter stellte einer jeden die gleiche Strafe in Aussicht, die, um sich einzuschmeicheln, der Schwiegertochter noch einmal etwas

Böses nachreden werde. In Zukunft wagte es keine mehr und sie lebten nun in glücklicher Eintracht.
Du hattest Deiner Magd, in deren Schoß Du mich gebildet, noch eine andere große Gabe verliehen, o Du mein barmherziger Gott. Wo Hader und Zwietracht herrschte, suchte sie, wie sie nur konnte, Frieden zu stiften. Wenn dann die eine oder die andere vor der Freundin voll leidenschaftlichen Hasses eine Flut bitterer und heftiger Worte über die abwesende Feindin ausgoß, wie flammende Zwietracht sie hervorzusprudeln pflegt, so gab sie sich nie zu der Rolle der Zuträgerin her, sondern redete allen gut zu, um eine Versöhnung herbeizuführen. Ich würde das nicht als ein besonderes Verdienst erwähnen, das ihr eignete, hätte ich nicht zu meinem Leidwesen unzählige Zerwürfnisse kennen gelernt, die, von der schrecklichen Seuche dieser Sünde angesteckt, dem zürnenden Feinde nicht nur die Worte des erbosten Gegners hinterbrachten, sondern neue Verleumdungen hinzufügten. Menschenfreundlich Gesinnte sollten sich indessen nicht dazu hergeben lassen, durch üble Nachrede Feindschaft unter die Menschen zu säen und großzuziehen, sondern sich vielmehr bemühen, alle Feindschaft durch gütiges Zureden aus der Welt zu schaffen. Und dies tat meine Mutter; Du warst der Lehrer, der sie diesen Herzenstakt gelehrt hatte.
Endlich gegen Ende seines Lebens gewann sie auch ihren Gatten für Dich, und nun, nachdem er gläubig geworden war, beweinte sie nicht mehr, was sie, als

er noch Heide war, geduldig ertragen hatte. Sie war die Magd Deiner Diener. Wer sie kennen lernte, mußte Dich aus vollem Herzen preisen, ehren und lieben, denn man fühlte nicht nur, daß Du in ihrem Herzen wohntest; auch die Früchte ihres Wandels bezeugten es. „Sie war ihres Mannes Weib gewesen, hatte den Eltern ihre Liebe mit Gegenliebe vergolten, ihr eigenes Haus fromm regiert, und ihre Werke legten beredtes Zeugnis für sie ab." Sie hatte ihre Kinder so erzogen, daß sie gleichsam immer wieder in Wehen lag, wenn sie sie von Dir abirren sah. Und endlich, o Herr, trug sie für uns alle Sorge, die wir uns dank Deiner Gnade Deine Diener nennen und die wir vor ihrem Heimgange schon nach dem Empfang Deiner Taufgnade in Dir geeint lebten, als ob sie unser aller Mutter wäre, und die uns mit solcher Bereitwilligkeit diente, als ob sie unser Kind gewesen wäre.

Zehntes Kapitel

Als aber der Tag herannahte, an dem sie aus dem Leben scheiden sollte und der nur Dir, nicht aber uns bekannt war, da begab es sich durch Deine geheime Fügung, daß die Mutter und ich an ein Fenster gelehnt allein beisammenstanden, dessen Aussicht auf den Garten unseres Hauses ging. In Ostia an der Tiber war es, wo wir uns in stiller Zurückgezogenheit von den Anstrengungen einer langwierigen

Reise erholten und für die Seereise vorbereiteten. Über unserer traulichen Zwiesprache „vergaßen wir, was hinter uns lag", und richteten unsere Gedanken auf die Zukunft. Wir sprachen miteinander von der Wahrheit, die allgegenwärtig ist, von Dir und von der künftigen Herrlichkeit Deiner Heiligen, „die kein Auge geschaut und kein Ohr gehört und in keines Menschen Herz gedrungen ist". Sehnsuchtsvoll lechzte unser Mund nach den geistigen Quellen des Himmelsbornes, „der Quelle des Lebens, die bei Dir ist", um, von ihren Fluten getränkt, solch erhabenen Gegenstand, unserem Fassungsvermögen entsprechend, nach allen Seiten hin würdig betrachten zu können.

Als wir nun in unserer Unterhaltung darauf zu sprechen kamen, daß auch die höchste irdische Freude, die uns die Sinne vermitteln könnten, mag sie selbst im hellsten Glanze irdischen Lichtes erstrahlen, mit den Wonnen des jenseitigen Lebens nicht in einem Atem genannt, geschweige denn verglichen werden dürfe, da richteten wir uns in glühender Inbrunst zu ihm selbst empor, durchwanderten im Geiste die ganze körperliche Welt und selbst den Himmel, von wo Sonne, Mond und Sterne auf die Erde herabscheinen. Dann drangen wir im Geiste stufenweise weiter empor, besprachen und bewunderten Deine Werke und kamen auch auf unsere Seele zu sprechen. Und auch über sie schritten wir hinaus, um in das Gebiet unversiegbarer Fruchtbarkeit zu gelangen,

„wo Du Israel ewig weidest auf den Triften der Wahrheit" und wo das Leben die Weisheit ist, durch die alles entsteht, was da war, ist und sein wird. Sie selbst aber wird nicht; sie ist, wie sie war, und wird immer so sein, denn sie ist ewig; was aber Vergangenheit und Zukunft in sich trägt, ist nicht ewig. Und während wir so sprachen und uns nach der Wahrheit sehnten, kamen wir ihr verzückten Herzens einen Augenblick nahe, seufzten auf und ließen „die Erstlinge unseres Geistes" dort zurück und kehrten wieder zur Sprache irdischer Laute zurück, wo das Wort Anfang und Ende hat. Was gleicht aber Deinem Worte, das ohne zu altern alles erneut und immerdar in sich bestanden hat?

Dann sagten wir: „Wenn die unruhigen Sinne still würden, wenn die Geschöpfe der Erde, des Wassers und der Luft schwiegen, wenn das ganze All verstummte, wenn auch die Seele beschwichtigt würde und sich in Selbstvergessenheit über sich selbst erhöbe, wenn alle Träume und Gesichte der Offenbarung stockten, jedes Wort, jeder Gedanke und jede vorübergehende Erscheinung in uns zur Ruhe käme — denn all dies verkündigt der aufhorchenden Seele: „Nicht wir selbst haben uns geschaffen, sondern er, der in Ewigkeit bleibt" — wenn also nach diesem Worte alle Dinge schwiegen, nachdem sie das Ohr dem Schöpfer zugeneigt haben, und wenn nur er allein spräche, und zwar nicht durch jene Dinge, sondern unmittelbar durch sich selbst, und wenn wir sein Wort nicht durch

Menschen- oder Engelzungen, nicht durch den Donner der Wolken, nicht durch Rätsel und Gleichnisse, nicht durch all diese Zeichen, durch die er sich liebevoll offenbart, hörten, sondern wenn wir ihn selbst vernähmen, sowie wir uns zu ihm emporhöben und in raschem Gedankenfluge die ewige und ruhende Weisheit berührten, und wenn dies in alle Ewigkeit währte und alle fremdartigen Dinge unserem Blick entschwunden wären, nur ihre Betrachtung allein uns hinrisse, in sich aufnähme und in tiefinnerste Wonne versenkte, daß das ewige Leben immerdar dem flüchtigen Augenblick der Erkenntnis gliche, über dessen schnelles Entschwinden wir seufzten — erfüllte sich dann nicht das Wort: „Gehe ein in die Freude des Herrn"? Und wann wird sich das erfüllen? Wenn wir alle auferstehen, aber nicht alle verwandelt werden?"

So sprach ich, wenn auch nicht genau so und mit diesen Worten. Doch Du, o Herr, weißt, als wir unter solchen Gesprächen die ganze Armut der Welt und die Nichtigkeit all ihrer Freuden erkannten, wie die Mutter dann sagte: „Mich lockt nichts mehr auf dieser Welt, mein Sohn. Ich weiß nicht, was ich hier noch beginnen soll und wozu ich noch lebe. Ich erhoffe nichts mehr von dieser Welt. Das Eine, um deswillen ich noch am Leben bleiben wollte: dich als katholischen Christen zu sehen, ist erfüllt. Gott hat es mir vor meinem Tode in reichstem Maße gewährt, da ich dich jetzt die irdische Glückseligkeit verachten und Gott dienen sehe. Was soll ich also noch hier?"

Ich weiß nicht mehr, was ich darauf erwiderte. Etwa fünf Tage später wurde meine Mutter vom Fieber überfallen. Während ihrer Krankheit fiel sie plötzlich in eine tiefe Ohnmacht und verlor auf kurze Zeit das Bewußtsein. Wir liefen hinzu; sie kam aber wieder bald zu sich, und da sie mich und meinen Bruder an ihrem Lager stehen sah, sprach sie in fragendem Tone: „Wo war ich?“ Und als sie uns von Schmerz und Trauer überwältigt sah, setzte sie hinzu: „Nun werdet ihr eure Mutter hier bestatten.“ Ich schwieg und unterdrückte meine Tränen. Mein Bruder aber sagte, er hoffe, daß sie nicht hier in der Fremde sterben werde, sondern im Heimatlande einen seligeren Tod finden würde. Als sie dies vernahm, blickte sie ihn mit vorwurfsvoller Miene an, weil er so dachte, wandte sich darauf zu mir und sagte: „Hörst Du, was er spricht?“ Alsdann sagte sie noch einmal zu uns beiden: „Es ist mir einerlei, wo ihr meinen Leib beerdigt; macht euch keine Sorge um ihn; nur um dies bitte ich euch, gedenkt meiner, wo ihr auch sein möget, am Altar des Herrn.“ Nachdem sie diese Worte, so gut sie konnte, gesprochen hatte, schwieg sie still, und ihre Krankheit nahm an Heftigkeit zu.

Ich aber gedachte Deiner Gaben, unsichtbarer Gott, die Du in die Herzen Deiner Gläubigen einsenkst, um wunderbare Früchte daraus ersprießen zu lassen.

Ich freute mich und dankte Dir, weil ich mich daran erinnerte, wie ängstlich sie stets um ihr Grab besorgt gewesen war, das sie sich neben der Ruhestätte ihres Gatten ausersehen hatte. Und da meine Eltern in so großer Eintracht gelebt hatten, wünschte sie, solange ihr Sinn noch nicht so sehr dem Göttlichen zugekehrt war, es möge ihr das weitere Glück zuteil werden, in der Erinnerung der Menschen als ein Weib fortzuleben, dem es nach langer Seereise vergönnt gewesen sei, ihre irdischen Überreste neben ihrem Gatten zu betten, und daß dieselbe Erde beide deckte. Ich wußte aber nicht, wann dieser nichtige Wunsch durch die Fülle Deiner Güte in ihrem Herzen erstorben war. Voller Bewunderung freute ich mich, daß sie sich mir jetzt so offenbart hatte, obgleich in ihrem Gespräch am Fenster, als sie zu mir sagte: „Was tue ich noch hier?“ die Sehnsucht, in der Heimat zu sterben, bereits geschwunden war. Später kam mir auch zu Ohren, daß sie während unseres Aufenthaltes in Ostia, als ich gerade nicht zugegen war, mit einigen meiner Freunde in mütterlicher Vertraulichkeit von der Armseligkeit dieses Lebens und der Bedeutung des Todes sprach. Und als die Freunde ihre Tugend bewunderten und sie fragten, ob sie sich nicht fürchte, so fern von der Heimat beerdigt zu werden, erwiderte sie: „Nichts ist fern von Gott, und ich fürchte nicht, daß er selbst am Ende der Welt die Stätte nicht fände, wo er mich wieder zum Leben erweckt.“ Am neunten Tage ihrer Krankheit, als sie

sechsundfünfzig Jahre alt war und ich im dreiunddreißigsten Jahre stand, wurde ihre gottergebene Seele vom Leibe erlöst.

Zwölftes Kapitel

Ich drückte ihr die Augen zu. Ein großer Schmerz hatte sich in meiner Brust gesammelt, der sich nun in Tränen auslösen wollte. Mit aller Mühe drängte ich aber die Tränen zurück und meine Augen blieben trocken. Meine Seele litt aber harte Qualen bei diesem Kampfe. Als ihr Leben entschwunden war, brach Adeodatus in laute Klagen aus und konnte nur mit Mühe von uns beruhigt werden. So wurde auch meine kindliche Aufwallung, in Tränen auszubrechen, durch die Herzensschreie des Knaben niedergehalten und zum Schweigen gebracht. Wir hielten es nicht für angemessen, die Verstorbene mit tränenreichen Klagen und mit Seufzern zu ehren, mit denen man sonst die Hingeschiedenen zu beklagen pflegt und deren gänzliche Vernichtung man beweint. Denn der Tod meiner Mutter war nicht unselig; sie ging nicht vollkommen in den Tod; ihr sittenreines Leben und ihr echter Glaube waren uns ein Beweis dafür.

Aber daß die süße, liebe Gewohnheit des Zusammenlebens plötzlich abgebrochen war, das schnitt eine tiefe Wunde in mein Inneres, die mich aufs heftigste schmerzte. Wohl gewährte mir das Zeugnis einigen Trost, das sie mir während ihrer Krankheit

ausgestellt hatte, als sie, mir für meine kindlichen Dienstleistungen freundlich dankend, mich ihren treuen Sohn nannte und mir mit liebevollster Innigkeit versicherte, sie hätte aus meinem Munde nie ein hartes oder beleidigendes Wort vernommen. Aber läßt sich denn, mein Gott und Schöpfer, die Ehrfurcht, die ich ihr bezeigte, mit den Diensten vergleichen, die sie mir immerfort erwies? Nun war ich ihres Trostes bar, meine Seele war tief verwundet und mein Leben war zerrissen; denn ihr und mein Leben war ja zu einem einzigen verschmolzen.

Nachdem wir Adeodatus beruhigt hatten, griff Evodius zum Psalmenbuch und sang den Psalm: „Ich will Deine Barmherzigkeit preisen, o Herr, und Dein Gericht." Und wir alle fielen ein. Als sich die Nachricht von ihrem Tode verbreitet hatte, kamen viele Brüder und fromme Frauen zu uns. Der Sitte gemäß überließ ich die Bestattung jenen, deren Amt es war. Mit einigen meiner Gefährten, die mich in meinem Schmerze nicht verließen, unterredete ich mich abseits, wo es nicht als unziemlich betrachtet werden konnte, und besprach mit ihnen das Ereignis. Der Balsam der Wahrheit linderte meine Qual, die nur Dir bekannt war und nicht jenen, die mir aufmerksam zuhörten und glaubten, ich empfände keinen Schmerz. Als mich aber niemand außer Dir vernehmen konnte, schalt ich meine Gefühlsweichheit. Ich flehte um Linderung meines Schmerzes, und die Flut meines Kummers staute sich. Dann aber riß

mich die Verzweiflung von neuem hin; gewaltsam bezwang ich einen Tränenausbruch und beherrschte meine Gesichtszüge; aber ich wußte, was es im Herzen zu unterdrücken galt. Und weil es mir sehr weh tat, daß so ein allgemein menschliches Los, dem wir nach dem Naturgesetze alle unterworfen sind, so viel Gewalt über mich hatte, wurde ich, da mich auch mein weltlicher Gram peinigte, von doppeltem Schmerze gequält.

Als man ihren Leib bestattete, ging ich mit und kehrte trockenen Auges zurück. Ich weinte weder während der Gebete, die wir zu Dir emporschickten, als das Erlösungsopfer für die Mutter dargebracht wurde, noch während ihr Leichnam, bevor er hinabgesenkt wurde, neben dem offenen Grabe stand, wie es bräuchlich ist. Den ganzen Tag aber quälte mich ein schwerer geheimer Kummer und in meiner seelischen Verwirrung flehte ich Dich um Linderung meines Schmerzes an. Du erhörtest mich aber nicht, um mir, wie ich glaube, durch dies Zeichen zu beweisen, wie fest das Band der Gewohnheit selbst den Geist fesselt, der von dem Worte, das nimmer trügt, genährt wird. Mir kam der Gedanke baden zu gehen, weil ich gehört hatte, daß der griechische Name βαλανειον, der „Bad" bedeutet, von dem Glauben herrühre, Bäder verscheuchten allen Herzenskummer. Auch dies bekenne ich Deiner Barmherzigkeit, „Vater der Waisen", daß ich ins Bad ging, aber als der Alte zurückkam. Das Bad hatte

mein Herzeleid nicht fortgewaschen. Dann legte ich mich schlafen, und als ich erwachte, fühlte ich, daß mein Schmerz bedeutend gemildert war. Da ging mir, während ich einsam auf meinem Bette lag, das Lied Deines Dieners Ambrosius durch den Kopf und ich empfand nun, wie wahr es sei, wenn er sang:

„Allmächtiger! Du reiche Kraft,
Die tiefste Lebensquellen schafft,
Die wirkend Tag und Nacht erfüllt
Und müdes Sein in Schlummer hüllt,

In immer neuer Schöpferlust
Führst Du, der Seele unbewußt,
Im Schlaf ihr neue Kräfte zu
Und wiegst ihr Leid in süße Ruh."

Allmählich aber kehrten meine Gedanken wie früher zu Deiner Magd zurück; ich bedachte ihren frommen Wandel, der voll heiliger Freundlichkeit und Willfährigkeit war und wie ich so plötzlich beraubt worden war. Und nun weinte ich gern vor Deinem Angesichte um sie und für sie, um mich und für mich. Ich ließ meine Tränen fließen, solange sie wollten; sie befreiten mein Herz und gaben ihm Ruhe, weil nur Du Zeuge warst und sonst niemand, der meine Tränen falsch gedeutet hätte. Dies, o Herr, bekenne ich in diesem Buche. Lese es, wer will, und lege es sich jeder nach Belieben aus. Und findet es jemand sündhaft, daß ich eine knappe Stunde um meine Mutter geweint habe, die meinen leiblichen Augen

entschwunden war, nachdem sie mich viele Jahre lang beweint hatte, damit ich vor Deinen lichten Augen lebte, der spotte meiner nicht; vielmehr, wenn sein Herz reich an Liebe ist, weine auch er über meine vor Dir begangenen Sünden, der Du der Vater aller Brüder Deines Gesalbten bist.

Dreizehntes Kapitel

Da mein Herz nun von der Wunde des körperlichen Schmerzes geheilt ist, bringe ich Dir, o unser Gott, für Deine Magd ganz andere Tränen dar, als sie ein erschütterter Geist vergießt, der die Gefahr einer jeden Seele bedenkt, die in Adam stirbt. Obwohl sie in Christus zum Leben erweckt war, und auch vor ihrer körperlichen Erlösung so lebte, daß ihr Glauben und ihr Lebenswandel Deinem Namen zum Ruhme gereichten, wage ich dennoch nicht zu sagen, daß sie seit ihrer Wiedergeburt durch die Taufe Dein Gebot niemals durch ein Wort übertreten hätte. Hat nicht Dein Sohn, der die Wahrheit ist, gesagt: „Wer zu seinem Bruder sagt ‚du Narr', der ist des höllischen Feuers schuldig"? Wehe einem Menschenleben, das uns rühmenswert erscheint, wenn Du es prüfen wolltest, ohne Deine Barmherzigkeit in die Wagschale zu werfen. Nur weil Du unsere Vergehen nicht mit Strenge ahndest, hoffen wir zuversichtlich, daß wir eine Zuflucht bei Dir finden werden. Wer seine wahren Verdienste

vor Dir aufzählt, erzählt Dir von nichts anderem, als von Deinen Gaben. Oh, wenn doch die Menschen nie vergäßen, daß sie nur Menschen sind und daß „wer sich rühmt, sich des Herrn rühmt".

So will ich also „mein Preis" und mein Leben, „Gott meines Herzens", die guten Taten meiner Mutter, für die ich Dir freundlich Dank sage, beiseite lassen und jetzo für die Sünden meiner Mutter um Verzeihung bitten. Erhöre mich um unseres Heilandes willen, der am Kreuze starb und nun „zu Deiner Rechten sitzt und Fürbitte für uns tut". Ich weiß, daß sie Barmherzigkeit geübt und daß sie von Herzen allen ihren Schuldnern vergeben hat; vergib auch Du ihre Schuld, die sie vielleicht in den langen Jahren nach dem Empfang der heiligen Taufe auf sich lud. Vergib ihr, o Herr, vergib ihr, ich flehe zu Dir; gehe nicht mit ihr ins Gericht. Deine Barmherzigkeit möge über Deinem Gericht walten, denn was Du sagst, ist wahr und Du hast den Barmherzigen Barmherzigkeit verheißen. Und daß sie barmherzig sind, verdanken sie Dir, der Du Dich gnädig derer erbarmst, denen Du Barmherzigkeit erweisen willst.

Ich glaube, Du hast meine Bitte schon erhört; aber laß Dir das freiwillige Opfer meines Mundes wohlgefällig sein. Als ihr Todestag herannahte, lag ihr nichts an einem prunkvollen Begräbnis oder daran, mit Spezereien einbalsamiert zu werden; sie wünschte sich auch kein kostbares Denkmal und trug auch

keine Sorge um ein Grab in der Heimat. Nichts von alledem hat sie uns ans Herz gelegt; sie verlangte nur, daß wir an Deinem Altare ihrer gedenken sollten. Sie hatte es keinen Tag unterlassen, Dir an ihm zu dienen, an dem, wie sie wußte, das heilige Opfer dargebracht wird, das die Schuldverschreibung, die gegen uns zeugt, auslöscht. Der Feind, der unsere Vergehen suchte und zählte, glaubte zu siegen; aber er fand nichts an dem, worin wir siegen. Wer wird ihm das unschuldige Blut wiedergeben, wer wird ihm den Preis zurückerstatten, den er zahlte, um uns der Gewalt des Feindes zu entreißen? Deine Dienerin hatte ihre Seele mit der Fessel des Glaubens an unsere Erlösung geknüpft. Niemand entreiße sie Deinem Schutze. Löwe und Drache sollen sich weder mit Gewalt, noch mit List widersetzen. Sie wird auch nicht antworten, daß sie unschuldig sei, damit sie nicht von dem schlauen Ankläger überführt werde und in seine Gewalt komme. Sie wird vielmehr antworten, daß ihre Schuld ihr von dem erlassen sei, dem keiner zurückgeben kann, was er, ohne uns etwas schuldig zu sein, für uns geopfert hat.

Möge sie nun in Frieden mit ihrem Gatten ruhen, dem einzigen, dem sie in ihrem ganzen Leben vermählt war; dem sie gedient, indem sie Dir, o Gott, Früchte der Geduld dargebracht hat, um auch ihn für Dich zu gewinnen. O Herr, mein Gott, gib Deinen Knechten, die meine Brüder, Deine Kinder

und meine Gebieter sind, denen ich mit Herz, Mund und Schrift diene, die Eingebung, wie viele unter ihnen diese Schrift auch lesen, daß sie Deiner Magd Monica und ihres einstigen Ehegemahls Patricius an Deinem Altare gedenken mögen. Sie waren es, durch die Du mich in dieses Leben gerufen hast; wie, das ist mir ein Geheimnis. Mögen sie mit frommer Andacht derer gedenken, die in dem vergänglichen Lichte dieses irdischen Lebens meine Eltern waren und die meine Brüder waren als Kinder desselben himmlischen Vaters und unserer selben Mutter, der Kirche, und meiner Mitbürger in dem ewigen Jerusalem, wonach Dein Volk vom Anbeginn seiner Wallfahrt bis zur Heimkehr sich schmerzlich sehnt. Dann wird durch diese Bekenntnisse die letzte Bitte meiner Mutter reichlicher in Erfüllung gehen, als es durch meine Gebete geschehen könnte.

Zehntes Buch

Erstes Kapitel

O Herr, laß mich Dich erkennen, der Du mich kennst; laß mich Dich erkennen, wie ich erkannt bin von Dir. Du Kraft meiner Seele, dringe ein in sie und wandle sie, daß sie Dein Eigen werde und Du sie ohne Makel und Fehler besitzest. Das ist meine Hoffnung, darum rede ich und in dieser Hoffnung freue ich mich, und diese Freude ist mein Heil. Was aber dies Leben sonst noch bietet, verdient die Tränen nicht, die man darob vergießt, während das, worüber man nicht weint, das einzig Beweinenswerte ist. Denn siehe, Du liebst die Wahrheit, und wer sie übt, der wandelt dem Licht entgegen. In diesen Bekenntnissen meines Herzens will ich Wahrheit üben vor Dir; will sie vor aller Welt hier niederschreiben.

Zweites Kapitel

Vor Dir, o Herr, der die menschliche Seele bis in ihre Tiefe durchschaut, bleibt nichts verborgen, selbst wenn ich Dir etwas verheimlichen wollte. Ich

würde nur Dich vor mir verbergen, nicht aber mich vor Dir. Nun aber, da meine Seufzer bekunden, wie sehr ich mir mißfalle, erstrahlst Du mir und erweckst Liebe und Sehnsucht in mir, so daß ich mich meiner schäme, mich befreie von mir und Dich erwähle und nur durch Dich Dir und mir gefallen möchte. So liege ich offen vor Dir, o Herr, wie ich auch sein mag. Warum ich dies aber bekenne, habe ich schon gesagt. Es geschah nicht mit gesprochenen und hörbaren Worten, sondern mit der inneren Stimme und in der Sprache des Geistes, die nur Dein Ohr vernimmt. Denn wenn ich ärgerlich bin, ist dies nur das Mißfallen an mir, das ich Dir bekenne; wenn ich aber gut bin, so schreibe ich diese Güte, die ich Dir bekenne, nicht mir zu, „denn Du segnest den Gerechten, o Herr, zuvor aber machst Du den Gottlosen gerecht". So lege ich denn mein Bekenntnis schweigend vor Dir ab, mein Gott, und wiederum nicht schweigend. Denn wenn mein Mund auch schweigt, schreit doch mein Herz empor zu Dir. Denn weder sage ich den Menschen etwas Gutes, was Du nicht zuvor von mir vernommen hättest, noch hast Du etwas von mir gehört, was Du mir nicht vorher leise eingegeben hättest.

Drittes Kapitel

Was habe ich aber mit den Menschen zu schaffen, daß sie meine Bekenntnisse hören sollen, als könnten sie alle meine Schwächen heilen? Neu-

gierig, das Leben eines anderen kennen zu lernen, sind sie zu träge, um ihr eigenes zu bessern. Weshalb wünschen sie von mir zu hören, wer ich sei, wenn sie von Dir nicht hören wollen, wer sie selber sind? Und wenn sie meine Bekenntnisse lesen, woher wissen sie, ob ich die Wahrheit sage, da doch niemand weiß, „was im Menschen vorgeht, außer dem Geist, der in ihm selbst ist"? Wenn sie aber vernehmen, wie Du von Dir selber sprichst, so werden sie nicht sagen können: „Der Herr lügt." Denn Dich über Dich selber vernehmen, heißt: „sich selbst erkennen". Wer erkennt sich aber selbst und sagt, vorausgesetzt, daß er sich nicht selbst belügt, dennoch: „Es ist unwahr"? Weil aber die alles glaubten, die sich in einem Bunde der Liebe vereint haben, lege ich diese meine Bekenntnisse vor Dir ab, o Herr, auf daß die Menschen sie hören. Daß das wahr ist, was ich hier bekenne, kann ich freilich nicht beweisen; aber die werden mir glauben, deren Ohr sich mir liebevoll zuneigt.

Du aber, Arzt meiner Seele, gib mir an, was das Ergebnis sein wird. Denn wenn die Bekenntnisse meiner begangenen Sünden gelesen und verbreitet werden, die Du nun vergeben und ausgelöscht hast, um mich in Dir zu segnen und meine Seele durch den Glauben und Dein Sakrament zu wandeln, so werden sie das Herz, das verzweifelt darniederliegt, aufrichten, daß es nicht sagen wird: „Ich kann nicht"; es wird vielmehr in Deiner erbarmungsvollen Liebe und süßen Gnade aufwachen, durch die

jeder Schwache erstarkt, sobald er sich nur seiner Schwäche bewußt wird. Und die Guten hören gern von den begangenen Sünden derer, die jetzt sündenfrei sind; nicht weil es Sünden *sind*, sondern weil sie es *waren* und nicht mehr sind. Welchen Nutzen aber, mein Gott, dem meine Seele, mehr im Vertrauen auf Dein Erbarmen, als im Bewußtsein ihrer Unschuld, täglich bekennt — welchen Nutzen kann es haben, frage ich, wenn ich vor Deinem Angesicht den Menschen durch diese Schrift bekenne, wie ich jetzt bin, und nicht, wie ich war? Denn den Nutzen des Vergangenen sah ich ein und gab ich an. Aber wie ich gegenwärtig sei, gerade in dieser Zeit, in der ich meine Bekenntnisse schreibe, das möchten viele wissen, die mich kennen und auch solche, die mich nicht kennen; die von mir oder über mich etwas gehört haben; deren Ohr aber nicht in mein Inneres hineinhorchte, denn nur dort bin ich so, wie ich wirklich bin. Sie alle wollen aus meinem Bekenntnis hören, was ich im Innersten bin, wo weder ihr Auge, noch ihr Ohr, noch ihr Verstand hindringen kann; sie wollen es hören und würden es glauben; denn erkennen würden sie es nicht. Aber die Liebe, die sie veredelt, sagt ihnen, daß ich in meinem Bekenntnis nicht lüge, und die Liebe ist es, um derenwillen sie mir glauben.

Aber was erhoffen sie davon? Wollen sie mich beglückwünschen, wenn sie hören, in welchem Maße ich Dir durch Deine Gnade nähergekommen bin, und wollen sie für mich beten, wenn sie vernehmen, in welchem Grade ich durch meine eigene Schwere von Dir abgezogen wurde? Ihnen will ich mich gern offenbaren. Denn es ist rühmenswert, Herr mein Gott, daß Dir durch viele Dank ausgesprochen werde und daß Dich viele anrufen für uns. Mögen sie brüderlich an mir lieben, was Du sie lieben lehrst, und beklagen, was an mir beklagenswert ist. Mögen die brüderlichen und nicht die fremden Seelen dies bewirken, nicht die Seelen „der fremden Weltkinder", deren Lehre nichtig ist und deren Rechte unrecht tut; möge nur der brüderlich Gesinnte sich meiner freuen, wenn er Gutes an mir findet, und sich ob meiner betrüben, wenn er mich tadeln muß. Denn sowohl sein Lob als auch sein Tadel entspringen der Liebe. Ihnen will ich mich offenbaren, daß sie jubeln über das Gute in mir und klagen über meine Schattenseiten. Was gut an mir ist, danke ich Deinem Werk; es ist Dein Geschenk; Böses habe ich durch eigene Schuld und durch Dein Gericht verdient. Mögen sie über jenes jubeln und über dieses klagen. Das Loblied und die Klage, die aus dem Herzen der Brüder kommen, mögen wie Weihrauch aufsteigen zu Dir. Du aber, o Herr, der Du Wohlgefallen fin-

deſt an Deinem duftenden Tempel, erbarme Dich mein um Deiner großen Barmherzigkeit willen. Und der Du nimmer aufgibſt, was Du einmal begonnen, vollende, was unvollkommen an mir iſt.

Der Zweck meiner folgenden Bekenntniſſe iſt nicht etwa der, zu erzählen, wie ich war, ſondern wie ich bin; und darum bekenne ich vor Dir nicht nur mit heimlicher Freude und Angſt, mit heimlichem Kummer und voll Hoffnung, ſondern vor den Ohren aller gläubigen Menſchenkinder, die meine Freude empfinden und das Los meiner Sterblichkeit mit mir teilen, die meine Mitbürger und Mitpilger ſind; verkünde es allen Vorgängern, Nachfolgern und Begleitern meiner Wallfahrt. Sie ſind Deine Knechte, meine Brüder, Deine Söhne, die Du als Herren über mich geſetzt haſt, daß ich ihnen auf Dein Geheiß diene, wenn ich mit Dir aus Deiner Fülle leben will. Dein Wort erging zwar an mich, aber es hätte nicht ſo hohen Wert für mich gehabt, wenn es nicht vorher auch zur Tat geworden wäre. Ich ſtrebe ihm nach durch Tat und Wort, ſtrebe ihm nach unter dem Schutze Deiner Fittiche, denn die Gefahr wäre zu groß, hätte ſich meine Seele nicht Deinem Schutze anvertraut und wäre Dir meine Schwäche nicht bekannt. Ich bin ein Kind, aber mein Vater, der mich ſicher beſchützt, lebt immerdar; er hat mich gebildet und beſchirmt mich nun. Und Du ſelbſt biſt all mein Gut, Allmächtiger, der Du mit mir biſt, längſt ehe ich Dir zugekehrt war. Darum will ich, denen ich

nach Deinem Geheiß dienen soll, nicht erzählen, wie ich gewesen bin, sondern wie weit ich vorwärts gekommen und wie weit ich noch zurück bin; indes: ich richte mich nicht selbst. In diesem Sinne möge man mich anhören.

Fünftes Kapitel

Du, o Herr, bist es, der mich richtet; denn, wenn auch „niemand weiß, was im Menschen vorgeht, außer dem Geist, der in ihm lebt," so gibt es doch in jedem Menschen etwas, das selbst der in ihm wohnende Geist nicht faßt. Du aber, o Herr, der Du ihn geschaffen hast, kennst ihn vollkommen. Und mehr noch! Wenn ich mich auch vor Deinem Angesicht geringschätze und mich für Staub und Asche erachte, weiß ich doch etwas von Deinem Wesen, was ich von mir selber nicht weiß. Freilich „sehen wir alles nur rätselhaft wie in einem Spiegel und nicht von Angesicht zu Angesicht". Darum, solange ich mich auf dieser Wallfahrt zu Dir befinde, bin ich mir noch immer näher als Dir, und dennoch weiß ich, daß Du in keinem Falle entheiligt werden kannst, während ich von mir nicht weiß, ob ich die Kraft haben werde, den Versuchungen zu widerstehen oder nicht. Aber „ich setze meine Hoffnung auf Deine Treue und Du wirst uns keine Versuchungen schicken, die über unsere Kraft gehen, sondern wirst unsere Prüfung zu gutem Ende führen, so daß wir ihr nicht erliegen".

So will ich denn bekennen, was ich von mir weiß und was ich nicht von mir weiß. Was ich von mir weiß, verdanke ich nur Deiner Erleuchtung, und was ich nicht von mir weiß, darüber werde ich solange im Dunkel schweben, bis Du mich erhellen wirst vor Deinem Angesicht.

Sechstes Kapitel

Ich liebe Dich, o Herr, nicht mit Zweifeln, sondern mit bestimmter Zuversicht. Durch Dein Wort hast Du mein Herz bewegt und nun liebe ich Dich. Und siehe, „Himmel und Erde und alles, was darinnen ist", rufen mir von allen Seiten zu, daß ich Dich lieben soll, rufen es unaufhörlich allen zu, „damit sie keine Entschuldigung haben". Noch lauter aber wird Deine Barmherzigkeit dem verkündet, „dessen Du Dich erbarmen willst und dem Du Dich gnädig erweisest;" denn sonst würden Himmel und Erde Dein Lob vor tauben Ohren verkünden. Was aber liebe ich an Dir, wenn ich Dich liebe? Weder körperliche Schönheit, noch vergängliche Anmut, weder das strahlende Licht, das uns so freundlich leuchtet, noch die süße Melodie, die in unzähligen Weisen unserem Ohr ertönt, weder den lieblichen Duft der Blumen, noch den Wohlgeruch der Salben und Spezereien, weder Manna und Honig, noch reizvolle Glieder, die zur Liebe einladen. Dies alles liebe ich nicht, wenn ich meinen Gott liebe. Und doch ist es

mir, als liebte ich Licht und Wohllaut und Duft und Süße und Liebkosung, wenn ich meinen Gott liebe, der Licht und Wohllaut und Duft und Süßigkeit und Liebkosung meines Innern ist. Was in meiner Seele leuchtet, faßt kein Raum; was dort ertönt, erklingt nicht in der Zeitlichkeit; was dort duftet, verweht kein Wind; was dort erquickt, wird von keiner Begierde verzehrt, und mit wem ich dort vereint bin, das trennt kein Überdruß. Das liebe ich an meinem Gott.

Und wer ist es? Ich fragte die Erde und sie sprach: „Ich bin es nicht," und alles, was in ihr ist, bekannte dasselbe. Ich fragte das Meer und die Abgründe und alles Lebendige, das da kreucht, und alles antwortete: „Wir sind nicht Dein Gott; suche ihn über uns." Ich fragte die wehenden Winde, und das Reich der Luft mit allen seinen Bewohnern sprach: „Anarimenes irrt; ich bin nicht Gott." Ich fragte den Himmel, die Sonne, den Mond und die Gestirne, und sie antworteten: „Auch wir sind nicht Gott, den Du suchst." Da sprach ich zu all den Dingen, die meine Sinne umgeben: „Sprecht ihr von meinem Gott! Wenn ihr es selbst nicht seid, so sagt mir etwas von ihm." Und sie riefen mit lauter Stimme: „Er hat uns geschaffen." In meiner Frage lag all meine Sehnsucht und sie antworteten mir durch ihre Schönheit. Nun richtete ich meinen Blick auf mich selbst und sprach zu mir: „Wer bist Du?" Und ich antwortete: „Ein Mensch. Und ich besitze Leib und Seele; jener

bildet mein Äußeres, diese mein Inneres." Kraft welcher dieser zwei Wesenheiten suche ich nun meinen Gott? Mit den leiblichen Sinnen habe ich ihn bereits erdenwärts und himmelan gesucht; soweit meine Blicke reichten, habe ich sie als Boten nach ihm ausgeschickt. Aber offenbar ist meine Seele bedeutsamer. Denn ihr, der Herrin und Richterin, verkündeten alle Boten des Körpers die Antwort des Himmels, der Erde und alles dessen was in ihr ist, und sagten: „Wir sind nicht Gott; er hat uns selbst erschaffen." Mein Inneres erkannte es durch die Dienstbarkeit des Körpers. Meine Seele erkannte es durch die leiblichen Sinne. Ich fragte das gesamte All nach meinem Gott und es antwortete mir: „Ich bin es nicht, aber er hat mich geschaffen."

Tritt aber nicht allen, die gesunden Sinnes sind, die gleiche Erscheinung entgegen? Und warum spricht sie dann nicht zu allen in gleicher Weise? Die kleinen und großen Tiere nehmen sie wahr und können nicht fragen, denn sie haben keine Vernunft, die ihre Sinneseindrücke beurteilen könnte. Die Menschen können wohl fragen, damit sie „Gottes unsichtbares Wesen in der Schöpfung erkennen". Aber durch ihre Liebe zu der sichtbaren Welt werden sie deren Sklaven, und in ihrer Untertänigkeit können sie nicht mehr vernünftig urteilen. Die Schöpfung antwortet nur, wenn sie ein Vernünftiger fragt; dennoch ändert sich weder ihre Antwort, noch ihre Natur, obgleich der eine sie nur ansieht, der andere sie fragend betrachtet, so daß sie

dem einen anders erscheint, als dem andern; ihre Gestalt offenbart sich beiden in gleicher Weise; nur ist sie für jenen stumm, während sie zu diesem spricht; vielmehr: sie spricht zu allen; es verstehen sie aber nur die, die das äußerlich Wahrgenommene auch mit der inneren Wahrheit vergleichen. Denn die Wahrheit sagt mir und läßt mich erkennen: „Weder Himmel noch Erde, noch irgendein körperliches Wesen ist dein Gott." Das offenbart ihre Natur jedem, der den Blick auf sie richtet: Das Ganze ist eine Körpermasse, deren Teile kleiner sind als das Ganze. Schon deshalb bist du vollkommener, das gestehe ich dir, meine Seele; denn du durchdringst mit deiner Kraft die Fülle deines Körpers und verleihst ihm Leben, das kein Körper dem anderen verleihen kann. Dein Gott aber ist wiederum das, was dem Leben Leben verleiht.

Siebentes Kapitel

Was liebe ich also, wenn ich Gott liebe? Wer ist es, der über meiner Seele thront? Meine Seele trage mich zu ihm empor. Aber wenn ich auch hinausschreite über die Kraft, mittels der die Seele am Leibe haftet und die ihn in allen seinen Teilen erfüllt und bewegt, finde ich durch solche Kraft meinen Gott noch immer nicht; denn „sonst fänden ihn auch Pferd und Maultier, die keinen Verstand haben", da es dieselbe Kraft ist, durch die auch ihre Körper

leben. Aber es ist auch noch eine höhere Kraft in mir, die meinem Körper, den Gott geschaffen hat, nicht nur Leben gibt, sondern auch Empfindung, und die dem Auge befiehlt, nicht daß es höre, sondern sehe, und dem Ohre, nicht daß es sehe, sondern höre, und die jedem anderen Sinne seiner Eigenart, seiner Anordnung und seiner Funktion gemäß ihre Befehle erteilt. Und dennoch ist es immer dieselbe Seele, die diese verschiedenen Leistungen vollbringt. Aber auch über diese Kraft muß ich hinausstreben, denn Pferd und Maultier haben ebenfalls Empfindungen, die ihnen durch den Körper vermittelt werden.

Achtes Kapitel

Und so über diese Kraft meiner Natur hinausstrebend, schreite ich allmählich empor zu dem, der mich geschaffen hat, und gelange in die Gefilde und weiten Räume meines Gedächtnisses, wo sich die Schätze unzähliger Bilder jener Dinge befinden, die die Sinne gesammelt haben. Auch was unsere Gedanken verarbeiten, indem wir das durch die Sinne Aufgenommene vermehren oder vermindern oder irgendwie verändern und was wir sonst noch zur Aufbewahrung niedergelegt haben, wird dort aufgespeichert, sofern es nicht von der Vergessenheit verschlungen oder begraben wird. Im Bereich des Gedächtnisses muß mir alles vorgeführt werden,

was ich will; manche Vorstellung ist sofort zur Stelle; manche muß erst lange gesucht und gewissermaßen von entlegenen Gemächern herbeigeholt werden; andere stürzen haufenweise herbei, und während man nach anderen verlangt und sucht, drängen sie sich hervor, als wollten sie sagen: „Sind wir es etwa?“ Aber ein Wink meines Geistes verscheucht sie aus meinen der Erinnerung zugewendeten Augen, bis die sichtbar wird, die ich sehen will, und aus ihrem Versteck ans Licht tritt. Manches stellt sich auf meinen Wunsch leicht und in geordneter Folge ein; die früheren Bilder machen den späteren Platz und jene weichen und treten in ihre Kammer zurück, um wieder hervorzukommen, sobald ich es befehle. Das alles geschieht, so oft ich etwas aus dem Gedächnis erzähle.

Dort wird alles gesondert und gruppenweise aufbewahrt, entsprechend dem Weg, den es durch die Sinne genommen hat. So finden das Licht und alle Farben und Formen der Körper ihren Eingang durch die Augen, alle Tonarten durch die Ohren, alle Gerüche durch die Nase, jedweder Geschmack durch den Mund, und durch das im ganzen Körper verbreitete Gefühl dringen alle Vorstellungen des Harten und Weichen, Warmen und Kalten, Glatten und Rauhen, Schweren und Leichten, gleichviel, ob sich die Vorstellungen außerhalb oder innerhalb des Körpers befinden, in das Verließ des Gedächtnisses mit seinen geheimen und ich weiß nicht wie unergründlichen

Höhlen, von wo sie im Bedarfsfalle hervorgeholt und verwertet werden können. Alles tritt zur richtigen Pforte ein und wird in der entsprechenden Zelle aufbewahrt. Freilich treten nicht die Dinge selber ein, sondern nur die Bilder, die die Sinne von den Dingen gewonnen haben und an die sich unser Gedächtnis erinnert. Wer kann sagen, woraus sie gebildet sind? Wir wissen nur, durch welche Sinne wir sie empfangen und in uns geborgen haben. Denn auch in der Stille der Nacht kann ich mir nach Wunsch alle Farben ins Gedächtnis rufen, vermag zwischen Weiß und Schwarz und jeder anderen Farbe zu unterscheiden, die ich vergleichen will; und es drängen sich nicht etwa Töne dazwischen und verwirren die Betrachtungen der durch die Augen wahrgenommenen Bilder, obwohl auch sie im Gedächtnisse gesondert aufbewahrt werden. Denn wenn ich will, rufe ich auch sie herbei und sie sind sofort zur Stelle. Und ich kann ohne die Zunge zu bewegen und mit schweigender Kehle singen, soviel ich mag, und ohne, daß mir jene Farbenvorstellungen, die trotzdem gegenwärtig sind, störend und hemmend dazwischenkämen, solange ich mich mit Bildern beschäftige, die ihren Eingang durchs Ohr gefunden haben. Genau so ist es auch mit den übrigen Vorstellungen, die uns durch die anderen Sinne übermittelt worden sind und sich aufgehäuft haben. Ich erinnere mich an sie, sobald ich will. Ich unterscheide den Duft der Lilie von dem der Veilchen,

ohne daß ich wirklich etwas röche; unterscheide Honig von Most, Weiches von Hartem, ohne daß ich etwas koste oder berühre; ich stelle mir das alles nur in der Erinnerung vor.

All das geht in dem ungeheuren Raume meines Gedächtnisses vor sich. Dort sind mir Himmel, Erde und Meer gegenwärtig und alles, was ich in ihnen wahrnehmen kann, mit Ausnahme dessen, was ich vergessen habe. Dort begegne ich auch mir selbst und erinnere mich wieder an das, was ich getan, wann und wo ich es getan habe und welche Eindrücke ich damals empfangen habe, als ich es tat. Dort ist alles, dessen ich mich erinnere; sowohl meine eigenen Erfahrungen, als auch jene, die ich mir auf Treu und Glauben aneignete. Aus dem gleichen Schatze hole ich bald diese, bald jene Vorstellungen der Dinge, die ich entweder selbst wahrgenommen oder gemäß meiner eigenen Erfahrungen andern geglaubt habe. Ich verknüpfe Gegenwärtiges mit Vergangenem und schließe daraus auf meine künftigen Handlungen und Erfolge, die ich erhoffe. In den weiten Räumen meines Gedächtnisses, den die zahllosen Bilder aller Dinge erfüllen, gehe ich mit mir zu Rate und sage: „Ich werde dies oder jenes tun und dies und jenes wird die Folge sein. Erfüllte sich doch dies oder jenes! Möge Gott dies oder jenes verhüten!“ So spreche ich zu mir und unterdessen stehen mir aus dem Schatze meines Gedächtnisses die Vorstellungen aller Dinge zur Verfügung, von denen ich spreche; denn

würden sie nicht vorhanden sein, so würde ich nicht davon sprechen.

Groß und gewaltig ist die Macht des Gedächtnisses, ein unermeßlich weites Heiligtum. Wer kann es ergründen? Es ist eine Kraft meines Geistes, die in meinem Wesen begründet ist; und dennoch erfasse ich mich nicht vollkommen. Ist der Geist zu klein, um sich selbst zu erfassen? Erfaßt er nicht alles, was sein ist? Was kann zu ihm gehören und doch nicht in ihm, sondern außer ihm sein? Warum erfaßt er es denn nicht? Ich bin höchst verwundert darüber und Staunen ergreift mich. Da wandern die Menschen hin und bewundern die Gipfel der Berge, die gewaltigen Wogen des Meeres, die Flüsse, die sich in breitem Strom ergießen, die Unendlichkeit des Ozeans, den Umlauf der Gestirne und entfernen sich von sich selbst, ohne sich darüber zu wundern, daß ich das alles, während ich davon sprach, nicht mit leibhaftigen Augen sah und doch von Bergen, Strömen und Gestirnen sprach, die ich gesehen habe, und vom Ozean, den ich mir nur vorstellte und dank meines Gedächtnisses in seiner ungeheuren Ausdehnung sah, als erblickte ich ihn vor mir. Und doch habe ich die Dinge selbst, als ich sie gewahrte, nicht mit den Augen in mich aufgenommen und ich trage sie auch nicht in mir, sondern nur ihre Vorstellungen. Ich weiß auch, welchem Eindruck meiner körperlichen Sinne ich jegliches Bild verdanke.

Aber nicht nur dies trägt mein Gedächtnis im ungeheuren Raume seiner Fassungskraft in sich. Dort ist auch alles aufgespeichert, was ich während des Studiums der freien Wissenschaften erworben und noch nicht vergessen habe; gleichsam in einem entfernten Winkel aufgestapelt, der unräumlich ist, trage ich nicht nur die Vorstellungen, sondern die Dinge selbst mit mir herum. Denn was ich von der Sprachkunde verstehe, von der Disputationskunst, von den gelehrten Untersuchungen, die es gibt und von allem anderen, das ich in wissenschaftlichen Dingen weiß, das lebt nicht etwa so in meinem Gedächtnisse, daß ich nur die Bilder davon in mir trüge, die Sache selber aber nicht in mich aufgenommen hätte. Es ist nicht so, als sei mir ein Ton erklungen und erstorben, der sich nur im Vorübergehen meinem Gehör einprägte, so daß er gewissermaßen in meiner Erinnerung wieder aufs neue ertönt, obwohl er in Wirklichkeit nicht tönt; oder als habe der Duft, vorüberziehend und im Winde verschwebend, in meinem Geruchssinne einen Eindruck hinterlassen, den man sich jederzeit wieder ins Gedächtnis zurückrufen kann; oder als hafte der Geschmack einer Speise, die im Magen bereits ihren Geschmack verloren hat, noch in unserem Gedächtnisse; oder als würden wir uns die längst entschwundene Empfindung, die die Berührung mit einem Körper in uns auslöste, wieder in

Erinnerung rufen. Alle diese Dinge werden freilich nicht selbst ins Gedächtnis aufgenommen, sondern nur die Vorstellungen davon, die mit wunderbarer Schnelligkeit erfaßt und gleichsam in wunderbaren Zellen aufbewahrt und während des Erinnerungsprozesses in ebenso wunderbarer Weise herbeigeholt werden.

Zehntes Kapitel

Aber wenn ich höre, man unterscheide drei Arten von Fragen: ob etwas sei, was es sei und wie es sei, so haftet die Vorstellung der Laute noch in mir, aus denen die Worte zusammengesetzt sind, während ihr Schall bereits im Winde verweht und verklungen ist. Was aber durch jene Laute selbst bezeichnet wird, habe ich weder mit leiblichen Sinnen erfaßt, noch außerhalb meines Geistes wahrgenommen und ich habe deshalb in meinem Gedächtnisse nicht die Vorstellungen, sondern die Dinge selbst aufbewahrt. Wie sie in mich eingedrungen sind, möge sagen, wer kann. Denn wenn ich alle Sinnespforten der Reihe nach durchgehe, so finde ich keine, durch die sie ihren Eingang fanden. Die Augen sagen: „Wenn sie farbig waren, haben wir sie dir vermittelt.“ Die Ohren sprechen: „Wenn sie ertönten, haben wir sie aufgenommen.“ Die Nase meint: „Wenn sie dufteten, so haben sie ihren Weg durch mich gefunden.“ Der Geschmack erklärt: „Wenn sie keinen Ge-

schmack hatten, so frage mich nicht erst." Das Gefühl äußert sich: „Wenn sie nicht körperlich waren, so habe ich sie nicht berührt, und habe ich sie nicht berührt, so habe ich sie auch nicht vermittelt." Woher also und auf welche Weise haben diese Dinge ihren Weg in mein Gedächtnis gefunden? Ich weiß nicht, wie es zuging; denn als ich sie kennen lernte, habe ich sie nicht von einem fremden Geiste auf Treu und Glauben übernommen, sondern habe sie selbst erkannt und wahr gefunden, habe sie dem Gedächtnisse anvertraut, gewissermaßen darin niedergelegt, um sie herbeizurufen, sobald ich wollte. Sie existierten also schon, bevor ich sie kennen gelernt hatte, nur waren sie nicht in meinem Gedächtnisse. Wo waren sie aber und woran erkannte ich sie, als sie mir zu Gehör kamen, so daß ich sprach: „Es stimmt, sie sind es", wenn sie nicht schon in meinem Gedächtnis waren? Gewiß waren sie mir so fern und verborgen, sozusagen in den geheimsten Höhlen, daß sie mir vielleicht niemals in die Gedanken gekommen wären, wenn sie nicht jemand durch seine Fragen ans Licht gezogen hätte.

Elftes Kapitel

Deshalb finden wir, daß jene Dinge, deren Bilder wir nicht durch die Sinne aufnehmen, sondern die wir ohne bildmäßige Vorstellung direkt erkennen, unsystematisch und zerstreut in unserem Gedächtnis liegen, durch Nachdenken gewissermaßen

erst gesammelt und durch konzentriertes Denken dahin gebracht werden, daß alles, was bisher zerstreut und unsystematisch in uns verborgen lag, auch bei geringerer Gedankenkonzentration sofort zur Verfügung ist. Und wie viele Gedanken enthält mein Gedächtnis, die schon aufgefunden sind und — wie ich sagte — mir nun jederzeit zu Gebote stehen, von denen man sagt, wir hätten sie gelernt und beherrschten sie. Wenn ich es aber unterlasse, sie mir von Zeit zu Zeit ins Gedächtnis zu rufen, tauchen sie wieder darin unter und verlieren sich gleichsam in die entferntesten Winkel, so daß es erneuter Gedankenanstrengung bedarf, um sie wieder hervorzurufen; sie haben sich abermals in den entlegensten Zellen zerstreut, die ihr einziges Bereich sind, und sie müssen wieder gesammelt werden, um begriffen werden zu können; das heißt, sie müssen wieder in einen zusammenfassenden Begriff gebracht werden, was denn auch das Wort „begreifen" ausdrücken will: nämlich die Dinge durch wiederholtes Denken erfassen, buchstäblich nach ihnen greifen, um sie zu begreifen. Aber obwohl die Worte „cogo" und „cogito", ebenso wie die Worte „ago" und „agito" oder „facio" und „factito" einen verwandten Sinn haben, kann im Geistigen nur von „cogito" gesprochen werden, so daß nur das, was im Geiste erfaßt wird, im eigentlichen Sinne „begreifen" genannt wird.

Ferner enthält das Gedächtnis unzählige Gesetze und Verhältnisse, deren Zahlen und Maße ihm ebenfalls nicht durch die Sinne eingeprägt wurden. Denn auch sie haben weder Farbe noch Klang, weder Duft noch Geschmack, noch Erfühlbarkeit. Ich hörte nur den Wortlaut, mit dem sie bezeichnet wurden, wenn von ihnen die Rede war; aber jener Wortlaut ist ja etwas ganz anderes als der Begriff; denn der Wortlaut klingt im Griechischen anders als im Lateinischen; die Begriffe sind aber weder Griechisch noch Lateinisch, noch sind sie überhaupt an ein Idiom gebunden. Ich sah auch künstlerische Linien, die so fein waren wie Spinngewebe; aber diese Linien unterschieden sich wieder von den geometrischen Linien, die man ohne bildliche Vorstellungen und nicht mittels der Sinne begreift, sondern die jeder durch innere Anschauung erkennt. Ich fand auch Zahlen, die wir durch die Sinne erfassen; aber das sind andere als die, mit deren Hilfe wir zählen. Es sind keine Vorstellungen von sinnlich zählbaren Dingen; sie sind nur geistig zu erfassen. Wenn ich das behaupte, mag mich der verlachen, der es nicht versteht; ich bedaure den, der mich deshalb verspottet.

Dreizehntes Kapitel

Das alles, sowie die Art und Weise, in der ich es erlernte, umfaßt mein Gedächtnis. Ich habe auch eine Menge falscher Urteile aufgenommen und im Gedächtnis behalten; aber, obgleich sie falsch sind, ist es richtig, daß ich mich ihrer erinnere; ebenso erinnere ich mich daran, daß ich die Wahrheit von der Unwahrheit unterscheiden gelernt habe. Es ist etwas anderes, daß ich jetzt jene beiden Begriffe unterscheide, und etwas anderes, daß ich mich erinnere, es oft unterschieden zu haben, während ich es wiederholt durchdachte. Ich erinnere mich also, den Unterschied zwischen Wahrheit öfters verstanden zu haben, und was ich gegenwärtig unterscheide und verstehe, bewahre ich im Gedächtnisse auf, um mich später daran zu erinnern, daß ich es gegenwärtig verstanden habe. Folglich erinnere ich mich meiner früheren Erinnerung und ich werde bei späterer Erinnerung wissen, ebenso wie ich gegenwärtig imstande war, mir jene früheren Erinnerungen ins Gedächtnis zu rufen, daß ich auch diese späteren Erinnerungen der Kraft meines Gedächtnisses verdanke.

Vierzehntes Kapitel

Auch die Gemütsbewegungen leben im Gedächtnisse fort; zwar nicht in der Weise, wie sie die Seele im leidenden Zustande empfindet, sondern so,

wie die Natur des Gedächtnisses es bedingt. Denn selbst wenn ich traurig bin, erinnere ich mich doch, froh gewesen zu sein, und wenn ich in gleichmäßiger Stimmung bin, gedenke ich meiner vergangenen Trauer; ohne Furcht zu empfinden, erinnere ich mich, daß ich einst Furcht hatte und aller Begierde bar, erinnere ich mich einstiger Begierden; manchmal gedenke ich frohen Herzens der entschwundenen Trauer und manchmal bekümmerten Gemütes der vergangenen Freude. In Bezug auf körperliche Dinge ist das nicht zu verwundern; aber in geistiger Beziehung verhält es sich anders. Wenn ich froh bin, daß meine körperlichen Schmerzen verschwunden sind, so nimmt das nicht Wunder. Wunderbar ist vielmehr, daß Geist und Gedächtnis identisch sind; denn, wenn wir jemand auffordern, etwas im Gedächtnis zu behalten, so sagen wir: „Sieh zu, daß du es im Gedächtnis behältst", und wenn wir es vergessen, sagen wir: „Es war mir nicht mehr im Gedächtnis" oder „Es ist meinem Geiste entschwunden"; wir identifizieren also Geist und Gedächtnis. Verhält es sich so, dann ist es klar, warum mein Geist, während ich mich froh der vergangenen Trauer erinnere, Freude empfindet und mein Gedächtnis Trauer. Daß mein Geist, weil Freude in ihm ist, froh ist, und mein Gedächtnis, trotzdem es von Trauer erfüllt ist, dennoch nicht traurig ist! Wer könnte behaupten, daß Gedächtnis und Geist nicht etwa eins sind? Es scheint, daß das Gedächtnis quasi der Magen des Geistes

ist, Freude und Trauer aber gewissermaßen seine süße und bittere Speise sind; folglich gelangen die Dinge, wenn sie dem Gedächtnisse übermittelt werden, gleichsam in den Magen, wo sie aufbewahrt werden, ohne irgendeinen Geschmack hervorzurufen. Der Vergleich scheint lächerlich und dennoch ist er nicht völlig unzutreffend.

Aber wenn ich sage, es gäbe vier Gemütsbewegungen: Begierde, Freude, Furcht und Trauer, so rufe ich sie und alles, was ich darüber zu sagen habe, aus meinem Gedächtnis in Erinnerung, indem ich sie nach Wesen und Gattung einteile und ihre Art bestimme. In meinem Gedächtnisse ruht alles, was ich sagen möchte: aus ihm rufe ich alles hervor. Mir unterläuft kein Irrtum, wenn ich nur aus der Erinnerung erzähle; ehe ich die Erinnerungen aus dem Gedächtnis heraufholte und wiedergab, waren sie ja schon da und nur deshalb konnte ich sie aus der Erinnerung heraufbeschwören. Wie bei den Wiederkäuern die Nahrung des Magens wieder zum Vorschein kommt, so werden die Vorstellungen während der Erinnerung aus dem Gedächtnis zum Vorschein gebracht. Weshalb empfindet aber der Erzähler, während er sich all der Dinge erinnert, gleichsam in seinem geistigen Munde die Süßigkeit der Freude und die Bitterkeit der Trauer nicht? Oder beruht hierauf das Unzutreffende des Vergleichs? Denn wer würde gern etwas erzählen, wenn er, so oft er sich an etwas Trauriges oder Furchterregendes erinnert,

jedesmal von Trauer oder Furcht überwältigt würde! Und doch würden wir nicht darüber sprechen können, wenn wir in unserer Erinnerung den Vorstellungen unserer Sinne gemäß nur die Laute der Worte fänden und nicht auch die Begriffe der Dinge, die in unserem Gedächtnisse liegen, die wir durch keine Sinnespforte empfingen, sondern die der Geist selbst, als er die Gemütsbewegungen empfand, dem Gedächtnis eingeprägt, beziehungsweise diese selbst festgehalten hat, ohne daß sie ihm erst eingeprägt wurden.

Fünfzehntes Kapitel

Aber wer kann leichthin entscheiden, ob die Tätigkeit des Gedächtnisses auf Vorstellungen beruht oder nicht? Ich rede von einem Stein, von der Sonne; obwohl sie selbst meinen Sinnen nicht gegenwärtig sind, sind doch die Vorstellungen der Dinge in meinem Gedächtnis vorhanden. Ich spreche von körperlichem Schmerz, obwohl ich keinen Schmerz empfinde, solange ich keinen habe; lebte aber die Vorstellung davon nicht in meinem Gedächtnisse, so wüßte ich nicht, was ich spräche, und könnte ihn in meiner Erzählung nicht von der Lust unterscheiden. Ich spreche von körperlichem Wohlbefinden, während ich gesund bin; die Empfindung selbst ist zwar gegenwärtig und dennoch, wenn die Vorstellung davon nicht in meinem Gedächtnis wäre, würde ich mich nicht er-

innern, was der Laut dieses Wortes zu bedeuten habe. Die Kranken würden, wenn man von der Gesundheit spricht, nicht wissen, was gemeint ist, wenn nicht die Vorstellung davon durch die Kraft des Gedächtnisses festgehalten worden wäre, obgleich die Empfindung selbst dem Körper fehlt. Ich spreche von Zahlen, mit denen wir operieren; ich habe keine bildmäßige Vorstellung von ihnen, dennoch haften sie in meinem Gedächtnis. Spreche ich von der Sonne, so ist die Vorstellung von ihr in meinem Gedächtnis und nicht etwa die Vorstellung dieser Vorstellung; sie ist mir vielmehr selbst in der Erinnerung gegenwärtig. Spreche ich vom Gedächtnis, so weiß ich wohl, was ich darunter verstehe. Und dieses Verständnis habe ich nur dank meines Gedächtnisses. Ist das Gedächtnis nun durch eine Vorstellung selbst gegenwärtig, die es von sich hat oder durch sich gewinnt?

Sechzehntes Kapitel

Wenn ich nun von Vergeßlichkeit spreche, weiß ich dann ebenfalls, was ich meine? Und woher sollte ich es wissen, wenn ich keine Erinnerung daran hätte? Ich spreche nicht von dem Wortlaut, sondern von dem, was er bezeichnet; hätte ich seine Bedeutung vergessen, so könnte ich freilich auch den Wortklang nicht verstehen. Wenn ich mich also meines Gedächtnisses erinnere, so hat es eine Vorstellung von sich selbst; erinnere ich mich der Vergeßlichkeit,

so vergegenwärtige ich mir sowohl das Gedächtnis, als auch die Vergeßlichkeit, insofern ich mich kraft des Gedächtnisses meiner Vergeßlichkeit erinnere. Aber ist denn Vergeßlichkeit etwas anderes, als Mangel an Gedächtnis? Wie kann nun die Vergeßlichkeit meiner Erinnerung gegenwärtig sein, da doch die Natur des Vergessens ein Fehlen meines Gedächtnisses bedingt? Wenn wir aber das im Gedächtnis behalten, dessen wir uns erinnern, dann könnten wir, wenn wir vom Vergessen sprechen würden und uns der Vergeßlichkeit nicht erinnerten, auch nicht wissen, was der Sinn des Namens bedeutet; woraus folgt, daß wir im Gedächtnis behalten, was „Vergeßlichkeit" ist. Sie ist also dem Gedächtnis gegenwärtig, so daß wir sie nicht vergessen; ist sie aber gegenwärtig, so vergessen wir. Oder folgt hieraus, daß nicht sie selbst im Gedächtnis ist, wenn wir uns ihrer erinnern, sondern nur die Vorstellung von ihr? Denn, wäre das Vergessen selbst gegenwärtig, so würde es kein Erinnern, sondern ein Vergessen bewirken. Wer wird dies Problem lösen? Wer wird ihm auf den Grund kommen?

Was mich betrifft, o Herr, ich versuche vergebens mich zu ergründen; ich bin mir selbst zum Acker der Mühsal geworden und des Schweißes. Und doch handelt es sich nicht darum, die Himmelsrichtungen zu erforschen oder die Entfernung der Gestirne auszumessen oder das Gewicht der Erde festzustellen; es ist mein eigener Geist, der hier ergründet werden

soll. Es ist nicht weiter verwunderlich, daß mir das, was nicht mein Ich betrifft, ferner liegt. Denn was ist mir näher, als mein eigenes Ich? Und dennoch kann ich die Kraft meines Gedächtnisses nicht erforschen, obwohl ich nicht sagen kann, es läge außerhalb meines Ich-Bereiches. Denn was soll ich sagen, wenn ich sicher bin, daß ich mich des Vergessens erinnere? Soll ich annehmen, daß das, dessen ich mich erinnere, nicht in meinem Gedächtnisse sei? Oder soll ich annehmen, die Vergeßlichkeit sei in meinem Gedächtnisse, damit ich nicht an sie vergesse? Beides wäre höchst sinnlos. Gibt es noch eine dritte Möglichkeit? Soll ich annehmen, daß sich nur die Vorstellung der Vergeßlichkeit und nicht die Vergeßlichkeit selbst in meinem Gedächtnis befinde, wenn ich an sie denke? Wie könnte man das behaupten, da es, wenn sich die Vorstellung einer Sache dem Gedächtnis einprägen soll, Vorbedingung ist, daß die Sache selber gegenwärtig sei, die dem Gedächtnis diese Vorstellung einprägt. So erinnere ich mich Karthagos und aller anderen Orte, in denen ich war, so der mir bekannten Menschen und der übrigen sinnlich wahrgenommenen Dinge; wie etwa der Gesundheit oder der Krankheit meines Körpers. Als ich diese Sinneseindrücke empfing, nahm mein Gedächtnis die Vorstellungen von ihnen auf, damit sie mir gegenwärtig seien, wenn sie selbst längst verschwunden wären und damit ich sie im Geiste reproduzieren könne, so oft ich mich ihrer erinnerte. Wenn also nur die Vorstellung

des Vergessens und nicht sie selbst im Gedächtnis bewahrt wird, so muß sie mir selbst einmal gegenwärtig gewesen sein, damit ich eine Vorstellung von ihr gewinnen konnte. Als sie aber gegenwärtig war, wie prägte sie dann ihr Bild meinem Gedächtnis ein, da sie ja eben durch ihre Gegenwärtigkeit die Vorstellung, die sich meinem Gedächtnis eingeprägt hatte, auslöschte! Und so unbegreiflich und unerklärlich es auch sein mag, ich bin dessen sicher, daß ich mich selbst der Vergeßlichkeit erinnere, durch die alles, an das ich mich erinnere, ausgelöscht wird.

Siebzehntes Kapitel

Gedenke ich der großen Macht des Gedächtnisses, mein Gott, so weiß ich nicht, was für ein heiliger Schauer mich ergreift; ich sehe meinen Geist in seiner Tiefe und unendlichen Mannigfaltigkeit und dieser Geist bin ich selbst. Was bin ich also, mein Gott? Was für ein Wesen bin ich? Ein äußerst mannigfaltiges, gestaltenreiches und unermeßliches Leben ist in mir. Siehe, in meinem Gedächtnisse sind zahllose Gefilde, Grotten und Höhlen voll unzähliger Arten von Dingen; sowohl von Bildern, die von körperlichen Dingen herrühren, als auch von den Dingen selbst, wie etwa von den Wissenschaften oder von irgendwelchen Begriffen und Merkmalen, wie etwa der vorübergegangenen Gemütsstimmungen, die, wenn die Seele sie auch nicht mehr emp-

findet, doch vom Gedächtnis bewahrt werden, da alles im Geiste ist, was im Gedächtnis ist. All dies durcheile und durchfliege ich, da und dorthin dringend, soweit ich vermag, und nirgends komme ich an ein Ende. So groß ist die Macht des Gedächtnisses, so unergründlich die Lebenskraft in einem sterblichen Menschen.

Was soll ich also tun, mein Gott, Du mein wahres Leben? Auch über diese Kraft des Gedächtnisses will ich mich erheben; ich will über sie hinausschreiten, um zu Dir zu gelangen, mein süßes Licht. Was sprachst Du zu mir? Siehe, dank meines Geistes erhebe ich mich zu Dir, der Du ewig über mir waltest. Ich erhebe mich auch über diese meine Gedächtniskraft, indem ich Dich zu erreichen suche, wo Du erreichbar bist und mich Dir anschließe, wo man sich Dir anschließen kann. Denn auch die Tiere des Feldes und die Vögel unter dem Himmel haben ein Gedächtnis, sonst könnten sie ihre Höhlen und Nester nicht wiederfinden und vieles andere nicht, woran sie sich gewöhnen; denn nur dank des Gedächtnisses sind sie imstande, sich an etwas zu gewöhnen. Darum will ich mich auch über das Gedächtnis erheben, um den zu erreichen, der mich unterschieden hat von dem vierfüßigen Getier und mich weiser geschaffen hat als die Vögel unter dem Himmel. Wo finde ich Dich aber, wenn ich über das Gedächtnis hinausschreite? Wo finde ich Dich, Du wahrhaft süße Friedenswonne? Finde ich Dich außerhalb meines Ge-

dächtnisses, so kann ich Deiner nicht gedenken. Und wie soll ich Dich finden, wenn ich Deiner nicht eingedenk bin?

Achtzehntes Kapitel

Ein Weib hatte einen Groschen verloren, den sie mit einem Lichte suchte; hätte sie nicht an ihn gedacht, so hätte sie ihn nicht gefunden. Als sie ihn nun fand, woher hätte sie gewußt, daß es wirklich der verlorene Groschen war, wenn sie sich seiner nicht mehr erinnert hätte? So erinnere auch ich mich, viel Verlorenes gesucht und wiedergefunden zu haben. Ich weiß es dadurch, daß ich, wenn ich etwas suchte und gefragt wurde: „Ist es vielleicht dies oder das?“ so lange verneinte, bis mir das gebracht wurde, was ich suchte. Hätte ich nicht etwas Bestimmtes in Erinnerung gehabt, so hätte ich es auch nicht gefunden, wenn es mir gebracht worden wäre, denn ich hätte es nicht erkannt. Und so ist es immer, wenn wir einen sichtbaren Körper aus den Augen verloren haben. Aus dem Gedächtnis kann er ja nicht entschwinden, weil wir dort die Vorstellung von ihm bewahren. Und nun suchen wir so lange, bis er uns wieder vor die Augen gebracht wird; sobald er gefunden ist, wird er nach dem Bilde unserer Vorstellung wiedererkannt. Wir können aber nicht sagen, daß wir etwas gefunden haben, was verloren war, wenn wir es nicht wiedererkennen; und wir wären

nicht imstande, etwas wiederzuerkennen, wenn wir keine Erinnerung daran besäßen; es mag wohl den Augen verloren gegangen sein, das Gedächtnis hatte es aber festgehalten.

Neunzehntes Kapitel

Wenn nun aber das Gedächtnis selbst etwas verloren hat, was ja beim Vergessen der Fall ist, wo suchen wir es dann, um uns daran zu erinnern? Suchen wir es anderswo als im Gedächtnis? Und wenn uns hier anstatt des Gesuchten zufällig etwas anderes einfällt, weisen wir es so lange zurück, bis das in uns auftaucht, was wir suchen; und wenn es zum Vorschein gekommen ist, sagen wir: „Das ist es", was wir nicht behaupten würden, wenn wir es nicht wiedererkennen würden, und wir würden es nicht erkennen, wenn wir uns dessen nicht erinnerten. Wir hätten es dann sicher vergessen. Oder war es nicht vollständig vergessen und wurde nun der verlorene Teil mit Hilfe des nichtentschwundenen Teils gesucht, weil das Gedächtnis eine Lücke empfand, wo es im Zusammenhang zu denken gewohnt war und nun lahmte, weil das Gewohnte verstümmelt worden und nach Vervollkommnung des Fehlenden verlangte? So wird etwa, wenn wir einen Bekannten leibhaftig erblicken oder wenn wir seiner gedenken und nun nach seinem Namen suchen, den wir vergessen haben, nicht die Vorstellung mit

ihm verbunden, wenn uns statt seines Namens ein anderer Name entgegentritt. Man ist eben nicht daran gewöhnt, im Zusammenhang mit einem anderen Namen an ihn zu denken und deshalb weist man alle Namen zurück, bis uns der einfällt, in dessen Zusammenhang wir an jenen Menschen zu denken gewöhnt sind, wobei sich unser Denken dann beruhigt. Wo ist der Name aber anders, als im Gedächtnis? Auch wenn wir ihn erkennen, sobald ein anderer ihn uns in Erinnerung ruft, war er dort. Wir halten ihn nicht für etwas Neues; unsere Erinnerung bestätigt uns vielmehr, daß es derselbe ist, der genannt wurde. Ist unserem Gedächtnis aber etwas vollkommen entfallen, so würden wir uns auch mit Hilfe eines Fremden nicht mehr dessen erinnern. Wir haben etwas nicht vollkommen vergessen, solange wir uns noch erinnern. Wir würden nicht imstande sein, etwas Verlorenes zu suchen, wenn wir keine Erinnerung mehr damit verknüpften.

Zwanzigstes Kapitel

Wie suche ich Dich also, o Herr? Denn wenn ich meinen Gott suche, suche ich die Glückseligkeit. Ich will Dich suchen, o Herr, damit meine Seele lebe. Denn meine Seele ist das Leben meines Leibes und Du bist das Leben meiner Seele. Wie suche ich also das selige Leben? Denn ich werde es erst dann besitzen, wenn ich dort, wo ich es finden werde, sa-

gen werde: „Es ist genug.“ Wie suche ich es? Vermöge der Erinnerung, als ob ich es vergessen hätte und mir noch des Vergessens bewußt wäre? Oder kraft des Verlangens, es als etwas Unbekanntes kennen zu lernen, das ich entweder gar nicht gekannt oder so vollkommen vergessen habe, daß ich mich nicht mehr erinnere, es vergessen zu haben? Ist es nicht die Glückseligkeit, nach der alle verlangen? Und gibt es auch nur einen einzigen, der sie nicht erstrebt? Woher kennen sie sie aber, daß sie sie so lebhaft begehren? Wo haben sie sie gesehen, daß sie sie so lieben? Wir tragen sie in uns, auf ich weiß nicht wie verschiedene Art. Wer glückselig ist, ist wirklich glücklich. Andere beseligt die Hoffnung. Ihre Glückseligkeit ist indessen geringer als die, die wirklich glückselig sind und größer als die, die weder in der Hoffnung, noch in Wirklichkeit glückselig sind. Selbst wenn sie diese nicht auf irgendeine Weise besäßen, würden sie nicht selig sein wollen, und daß sie es wünschen, ist unzweifelhaft. Ich weiß nicht, wie sie die Seligkeit kennen gelernt haben, und doch haben sie Kenntnis von ihr; ich möchte aber wissen, ob sie bereits im Gedächtnis war; denn wenn sie da war, so waren wir schon früher einmal glückselig; ob es jeder Einzelne war oder ob wir es alle in jenem Menschen waren, der zuerst gesündigt, „in dem wir alle gestorben“ und aus dem wir alle im Elend wiedergeboren sind, danach frage ich jetzt nicht; ich möchte vielmehr wissen, ob die Glückseligkeit im

Gedächtnis ruht. Wir würden sie nicht lieben, wenn wir sie nicht kennen würden. Wir hören sie nennen und bekennen alle, daß wir nach ihr trachten; es ist nicht der bloße Wortlaut, der uns erfreut. Denn hört der Grieche das Wort auf Lateinisch, so kann es ihn nicht freuen, da er nicht versteht, was gesprochen wird; wir Lateiner aber freuen uns, wie jener, wenn er es Griechisch hören würde. Die Sache selbst ist freilich weder Griechisch noch Lateinisch; sie zu erlangen ist die Sehnsucht der Griechen und Römer, sowie der Menschen aller Sprachen. Sie ist also allen bekannt, und könnte man sie in ein und derselben Sprache fragen, ob sie glückselig werden möchten, so würden sie es zweifellos alle bejahen. Das würde aber nicht möglich sein, wenn die Sache selbst, die mit dem Wort bezeichnet wird, nicht in ihrem Gedächtnis ruhte.

Einundzwanzigstes Kapitel

Ist der Vorgang im Gedächtnis etwa so, wie sich jemand Karthagos erinnert, der es gesehen hat? Nein; das glückselige Leben ist nicht leibhaftig sichtbar, denn es ist unkörperlich. Ist es, als erinnerten wir uns der Zahlen? Nein; denn wer sie kennt, sucht nicht mehr in ihren Besitz zu gelangen; das glückselige Leben kennen wir aber und gerade deshalb lieben wir es und dennoch streben wir danach, um glückselig zu werden. Ist es, als erinnerten wir uns

der Beredsamkeit? Nein; wenn auch viele, die selbst noch nicht beredt sind, bei Erwähnung der Beredsamkeit sich der Sache selbst erinnern und viele beredt sein möchten, woraus hervorgeht, daß sie wissen, was man unter der Beredsamkeit versteht, so haben sie doch augenscheinlich andre beredt gesehen, freuten sich über sie und wünschten es ebenfalls zu sein, obwohl sie nur durch innere Erkenntnis sich freuten und nicht beredt sein möchten, wenn sie diese Freude nicht empfänden. Die Glückseligkeit ist nicht mit körperlichen Sinnen wahrnehmbar. Ist es, als erinnerten wir uns der Freude? Vielleicht; denn an die Freude erinnere ich mich auch, wenn ich traurig bin, und an die Seligkeit, wenn ich elend bin. Mit meinen leiblichen Sinnen habe ich die Freude nie gesehen, gehört, gerochen, geschmeckt, gefühlt; wenn ich froh war, empfand ich es in meiner Seele und der Eindruck prägte sich meinem Gedächtnis ein, so daß ich mich bald mit Verachtung, bald mit Sehnsucht daran erinnere, je nach Verschiedenheit der Ursachen, die die Freude erweckten und an die ich mich erinnere. Denn auch schmachvolle Genüsse erfüllten mich einst mit Freude, woran ich mich jetzt nur mit Abscheu und Verwünschungen erinnere; manchmal empfand ich auch Freude an guten und ehrenwerten Dingen, an die ich jetzt mit Sehnsucht zurückdenke; und weil sie entschwunden sind, denke ich voll Trauer an meine einstige Freude.

Wo und wann empfand ich also Glückseligkeit, daß

ich mich ihrer erinnere, daß ich sie liebe und ersehne! Und nicht nur ich und noch einige wenige, sondern wir alle möchten ja glückselig sein. Wenn wir keine sichere Kunde von ihr hätten, würden wir nicht mit so festem Willen nach ihr streben. Wie kommt es aber, wenn man zwei Menschen fragt, ob sie in den Krieg ziehen wollen, daß der eine bejahend, der andere verneinend antwortet! Würde man sie aber fragen, ob sie glückselig werden möchten, so würde jeder sofort ja sagen. Und will nicht der eine in den Krieg ziehen, der andere aber nicht, nur um die Glückseligkeit zu finden! Vielleicht weil der eine sich über dies, der andere sich über jenes freut, alle aber in dem Wunsche einig sind, glücklich werden zu wollen, wie sie darin übereinstimmen würden, wenn man sie fragen würde, ob sie sich freuen möchten, und wenn man diese Freude Glückseligkeit nennen würde! Obgleich der eine auf diese, der andere auf jene Weise die Glückseligkeit anstrebt, ist es doch ein und dasselbe, wonach beide streben: Freude zu empfinden. Und da nun niemand behaupten kann, er sei dessen teilhaftig, so wird die Seligkeit, sobald man von ihr spricht, nach dem im Gedächtnis vorgefundenen Begriffe gedacht.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Fern sei es von dem Herzen Deines Knechtes, der Dir bekennt, fern sei es, o Herr, daß ich in jeder Freude, deren ich mich freue, Glückseligkeit empfände.

Denn es gibt eine Freude, die den Gottlosen versagt, denen aber, die Dich verehren, ohne es sich als Verdienst anzurechnen, zuteil wird, deren Freude Du selbst bist. Worin besteht denn sonst das glückselige Leben, als sich in Dir zu freuen, mit Dir und an Deiner Fülle! Eine andere Glückseligkeit gibt es nicht. Wer aber glaubt, es gäbe noch eine andere Glückseligkeit, der trachtet nach anderer Freude, aber nicht nach der wahren. Immerhin sind die Wünsche auf irgendeine freudige Vorstellung gerichtet.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Es steht also nicht fest, daß alle glückselig sein möchten, denn die, die sich an Dir nicht freuen wollen, der Du allein das glückselige Leben bist, haben gar keine Sehnsucht nach der Glückseligkeit. Oder haben doch alle Verlangen danach? „Da aber das Fleisch wider den Geist gelüstet und der Geist wider das Fleisch, so daß sie nicht tun, was sie möchten," so verfallen sie auf das, was sie vermögen, und begnügen sich damit, weil ihr Wille nicht stark genug ist, das, was sie nicht vermögen, trotzdem zu erreichen. Wenn ich alle frage, ob sie an der Wahrheit eine größere Freude haben als an der Lüge, so werden sie sich ebenso unbedenklich zur Wahrheit bekennen, wie sie nicht zögern würden zu gestehen, daß sie glückselig sein möchten. Denn Glückseligkeit ist die Freude an der Wahrheit. Das ist die Freude an Dir, „der

Du die Wahrheit bist, Herr, mein Erleuchter, Heil meines Angesichtes, mein Gott". Nach Glückseligkeit streben alle; alle streben nach der Freude, die aus der Wahrheit kommt. Ich habe zwar viele Kennen gelernt, die betrügen wollten, aber keinen, der betrogen werden wollte. Woher kam ihnen also die Kenntnis von der Glückseligkeit, wenn nicht von dort, wo sie die Wahrheit erkannten? Denn auch sie lieben die Wahrheit, da sie ja nicht betrogen werden möchten. Und wenn sie die Glückseligkeit lieben, weil sie nichts anderes ist, als die Freude an der Wahrheit, so lieben sie sicherlich auch die Wahrheit; sie würden sie aber nicht lieben, wenn ihr Gedächtnis nicht irgendwie Kenntnis von ihr hätte. Warum freuen sie sich also ihrer nicht? Weil sie mit stärkerer Begierde auf etwas versessen sind, das größere Macht hat, sie ins Verderben zu stürzen, als auf etwas, das sie glückselig machen könnte, dessen sie sich aber nur dunkel erinnern. Denn noch glimmt ein schwacher Funke im Menschen; mögen sie ihn rasch anfachen, daß die Finsternis sie nicht überfalle.

Warum erzeugt aber die Wahrheit Haß in ihnen, daß sie den als ihren Feind betrachten, der ihnen die Wahrheit sagt, da sie sich doch freuen am glückseligen Leben und diese Freude ja nichts anderes ist als Freude an der Wahrheit? Weil sie aber die Wahrheit oft nur scheinbar lieben und sich nur vortäuschen, daß das, was sie lieben, die Wahrheit sei, wollen sie sich nicht von der Wahrheit überzeugen lassen, daß

sie sich selbst betrügen, aus Furcht, betrogen zu werden. Daher hassen sie die Wahrheit, weil sie etwas anderes statt ihrer als Wahrheit lieben. Sie lieben nur die Wahrheit, die sie aufklärt und hassen die, die sie straft. Denn weil sie selbst nicht getäuscht sein, andere aber wohl täuschen wollen, darum lieben sie die Wahrheit, wenn sie durch sie aufgeklärt werden, und hassen sie, wenn sie durch die Wahrheit verraten werden. Darum rächt sie sich an ihnen und entlarvt jene, die sich von ihr nicht verraten lassen wollen, während sie selbst sich ihnen nicht offenbart. So will auch der menschliche Geist in seiner Verblendung und Kraftlosigkeit, Schändlichkeit und Niedrigkeit sich selbst verbergen und will doch nicht, daß ihm etwas verborgen bleibe. Aber es geschieht das Gegenteil, so daß er nicht der Wahrheit verborgen bleibt, wohl aber die Wahrheit ihm. Und doch will selbst der Elendeste sich lieber an der Wahrheit aufrichten als am Trug. Er wird also nur selig sein, wenn er sich in reiner, ungetrübter Freude der Wahrheit freut, durch die alles offenbar wird.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Siehe, o Herr, wie ich die weiten Räume meines Gedächtnisses durchwanderte, um Dich zu suchen, da ich Dich nicht in äußeren Dingen fand. Denn alles, was ich fand, waren ja nur Erinnerungen an jene Zeit, als ich Dich erkannte. Und seitdem ich dich

erkannte, vergaß ich Deiner nicht. Denn wo ich die Wahrheit fand, da warst auch Du, mein Gott, der Du die Wahrheit selbst bist, die ich nicht mehr vergaß, seitdem ich sie erkannte. Und daher bist Du seitdem in meinem Gedächtnis und dort finde ich Dich, wenn ich mich Deiner erinnere und mich Deiner freue. Das sind meine heiligen Freuden und Wonnen, die Du mir aus Mitleid mit meiner Armut geschenkt hast.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Aber wo weilst Du in meinem Gedächtnis, Herr, wo weilst Du? Welche geheime Stätte hast Du Dir dort ausersehen? Welches Heiligtum hast Du Dir in ihm errichtet? Du hast mein Gedächtnis gewürdigt, darin zu wohnen, aber ich möchte wissen, in welchem Teile Du ruhst. Als ich Deiner gedachte, durchwanderte ich die Teile meines Gedächtnisses, die auch die Tiere besitzen; aber ich fand Dich dort nicht unter den Vorstellungen der körperlich greifbaren Dinge. Und ich gelangte zu den Räumen des Gedächtnisses, in denen die Gemütsbewegungen ruhen, aber auch da fand ich Dich nicht. Da drang ich bis zum Sitze meiner Seele vor, der in meinem Gedächtnis ist, denn die Seele vermag sich auch ihrer selbst zu erinnern; aber auch da weiltest Du nicht. Denn Du bist weder eine körperliche Vorstellung, noch eine sterbliche Empfindung wie etwa die Empfindung der Freude, der Trauer, der Sehnsucht, der Furcht, der

Erinnerung, der Vergessenheit und dergleichen; noch bist Du selbst die Seele, sondern Herr und Schöpfer der Seele. Denn das alles ist der Veränderung unterworfen, Du aber thronst unveränderlich über allem und hast mein Gedächtnis gewürdigt, in ihm zu wohnen, seitdem ich Dich erkannt habe. Und warum frage ich, wo Du in meinem Gedächtnisse wohnst, als wären dort wirkliche Räume? Du wohnst sicher darin, seitdem ich Dich erkannt habe, und ich finde Dich dort, wenn ich Deiner gedenke.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Wo fand ich Dich also, daß ich Dich erkannte? Denn bevor ich Dich nicht erkannt hatte, warst Du nicht in meinem Gedächtnis. Wo sonst fand ich Dich, als ich Dich erkannte, wenn nicht über mir und in Dir? Du schwebst im Grenzenlosen; ob wir uns von Dir entfernen oder uns Dir nähern; wir kommen nirgends an Deinen bestimmten Ort. Die Wahrheit selbst, waltest Du weit und breit über allen, die Deinen Rat begehren, und antwortest allen zugleich, wenn sie Dich auch noch so Verschiedenes fragen. Du antwortest klar, aber es verstehen Dich nicht alle. Alle fragen, was sie wollen, aber die Antwort hören sie nicht immer gern. Der aber dient Dir am besten, dem weniger daran liegt, von Dir zu hören, was er gern möchte, als vielmehr das tun zu wollen, was Du ihm befiehlst.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

So spät lernte ich Dich erst lieben, Du alte und ewig junge Schönheit, so spät erst liebte ich Dich! Siehe, Du warst in meinem Innern, aber ich suchte Dich in der Außenwelt und, selber mißgestaltet, verlor ich meine Leidenschaft an die schönen Gestalten, die Du erschaffen hast. Du warst mit mir, aber ich war nicht mit Dir. Die Außenwelt hielt mich lange fern von Dir und doch würde sie gar nicht existieren, wenn sie nicht in Dir wäre. Du riefst laut und immer lauter und nahmst die Taubheit von mir. Dein Licht schimmerte mir, dann leuchtete es hell auf und verscheuchte meine Blindheit. Du umwehtest mich und ich trank Deinen Odem und lechze nun nach Dir. Ich kostete Dich und nun hungert und dürstet mich nach Dir. Du berührtest mich und ich entbrannte im Verlangen nach Deinem Frieden.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Wenn ich einst in meinem ganzen Wesen mit dir vereint sein werde, werde ich weder Schmerz noch Mühsal empfinden; ganz erfüllt von Dir, wird mein Leben erst wahrhaft lebendig sein. Nun Du aber den zu dir emporhebst, den Du ganz erfüllst, so bin ich, weil ich nicht von Dir erfüllt bin, mir selbst zur Last. Meine beklagenswerten Freuden liegen im Kampf mit meiner göttlichen Trauer und

ich weiß nicht, auf welcher Seite der Sieg sein wird. O Herr! Erbarme Dich meiner! Ach, siehe, vor Dir verberge ich meine Wunden nicht: Du bist mein Arzt und ich der Kranke. Du bist barmherzig, ich bin erbarmungswürdig. Ist das menschliche Leben auf Erden nicht eine stete Versuchung? Wer wünscht sich Mühsal und Plage? Du verlangst nicht, daß ich sie liebe, sondern ertrage. Wenngleich ich Deine Schickungen auch gerne trage, wäre es mir doch lieber, nichts erdulden zu müssen. Im Ungemach sehne ich mich nach Glück und im Glück fürchte ich das Unglück. Wo ist die Grenze, wo das menschliche Leben ohne Versuchung ist? Wehe dem weltlichen Glück, zwiefach wehe um der Furcht vor Ungemach und um der Freude willen, die den Menschen verdirbt. Wehe über weltliches Ungemach, dreifach wehe, weil der Unglückliche sich nach dem Glücke sehnt; das Unglück verhärtet ihn und es besteht die Gefahr, daß es seine Geduld zerreißt. Ist das menschliche Leben hienieden nicht eine Versuchung ohne Unterlaß?

Neunundzwanzigstes Kapitel

Meine ganze Hoffnung ruht nur auf Deiner unendlichen Barmherzigkeit. Gib mir die Kraft, Deinem Befehle folgen zu können, und befiehl, was Du willst. Du gebietest uns Enthaltsamkeit. „Als ich aber erfuhr" — sagt einer — „daß ich nicht enthaltsam zu sein vermag, es sei denn, Gott hätte mir die

Kraft gegeben, so war es schon ein Fortschritt, zu erkennen, von wem solche Gnade kommt." Durch Enthaltsamkeit werden wir gesammelt und dem Einen zurückgebracht, von dem wir abgewichen sind, um uns in der Mannigfaltigkeit zu verlieren. Denn der liebt Dich weniger, der neben Dir noch etwas liebt, das er nicht um Deinetwillen liebt. O Liebe, die Du immer entbrennst und nimmer verlöschst. Mein Gott, Du meine Liebe, entzünde mich! Enthaltsamkeit gebietest Du; gib mir die Kraft für Deine Befehle und befiehl, was Du willst.

Dreißigstes Kapitel

Du befiehlst mit Bestimmtheit, daß ich mich der Fleischeslust, der Augenlust und des hoffärtigen Lebens enthalte. Du warntest uns vor der Hurerei und mahntest uns zu etwas Besserem, als es selbst die Ehe ist. Und da Du mir die Kraft gabst, folgte ich, ehe ich noch ein Diener Deiner Kirche war. Aber noch leben in meinem Gedächtnis, über das ich soviel gesprochen habe, die Bilder jener Dinge, die die Gewohnheit dort festgehalten hat. Wenn ich wache, erscheinen sie mir verblaßt und kraftlos, in meinen Träumen aber leben sie nicht nur bis zum Ergötzen auf, sondern bis zur höchsten Bejahung einer wirklichen Handlung. Und so groß ist die Macht des Traumbildes, das mir meine Seele und mein Leib vorgaukelt, daß diese Trugbilder den Schlafenden

zu Taten verlocken, zu denen der Wachende sich durch die Wirklichkeit nie verlocken ließe. Bin ich denn nicht ich selbst, Herr mein Gott? Und doch bin ich von dem Augenblick an, wo ich vom Wachen in den Schlaf sinke, bis ich aus dem Schlaf zum Wachen zurückkehre, wie ein anderer Mensch. Wo ist dann die Vernunft, die wachend solchen Versuchungen widersteht? Wenn mir dann selbst die lüsternsten Vorstellungen entgegentreten, bleibe ich doch unbewegt. Schließt im Schlafe auch die Vernunft gleichsam ihre Augen zu? Schlummert sie zugleich mit den Sinnen des Leibes ein? Und wie kommt es, daß wir diesen wollüstigen Bildern auch im Schlafe oft widerstehen, uns unseres Vorsatzes, keusch zu bleiben, erinnern, und uns jenen Verlockungen versagen? Und doch besteht ein großer Unterschied zwischen meiner Keuschheit und meiner Hingabe im Traum, die indessen, wenn ich erwache und finde, daß ich mich nicht wirklich hingegeben habe, mein Gewissen nicht beunruhigt, obwohl es mich schmerzt, daß es gewissermaßen in mir geschehen ist. Allmächtiger Gott, sollte es Deine machtvolle Hand nicht vermögen, die Schwachheit meiner Seele zu heilen und durch ein reicheres Maß Deiner Gnade die lüsternen Regungen meines Schlummers zu tilgen? O Herr, schütte den Reichtum Deiner Gnade immer mehr über mir aus, so daß meine Seele, frei von den fleischlichen Lüsten, mir zu Dir hinfolge, damit sie nicht mehr gegen sich selbst wüte und sich auch im

Schlafe nicht mehr hinreißen lasse, verführt durch geile Bilder, jene lüsternen Schändlichkeiten auszuüben, die bis zur restlosen Befriedigung der Wollust führen, sondern daß sie nicht einmal einwillige. Denn daß keine noch so geringe Lust in mir aufsteige, die nicht durch einen Wink unterdrückt werden könnte, selbst wenn mir im Schlafe unreine Gedanken kämen, und zwar nicht in meinem Leben überhaupt, sondern besonders in meinen gegenwärtigen Jahren, das zu bewirken ist Dir, Allmächtiger, ein Geringes, der „alles, was wir erbitten und ersinnen, auszuführen vermag". Was ich nun noch in Anbetracht dieses Übels bin, das habe ich nur meinem gütigen Herrn bekannt, indem ich „frohlockend zittere" ob der Gaben, die Du mir verliehen hast, und darüber trauere, daß ich noch so unvollkommen bin, aber hoffe, daß Du an mir das Werk Deiner Barmherzigkeit vollenden wirst bis mir vollkommener Friede wird, dessen sich mein Inneres und Äußeres mit Dir erfreuen wird, „wenn der Tod verschlungen sein wird in dem Sieg".

Einunddreißigstes Kapitel

Tagsüber verfolgt uns eine andere Plage, und wollte Gott, sie wäre die einzige. Wir erquicken den hungernden Leib mit Speise und Trank, bevor Du die Speise und den Leib zerstörst und unsere Bedürfnisse mit unnennbarer Speise befriedigst und

das Vergängliche mit ewiger Unvergänglichkeit bekleidest. Bis dahin ist mir das Bedürfnis angenehm und ich kämpfe dagegen an, um mich nicht davon fesseln zu lassen. Ich führe einen täglichen Krieg, um meinen Leib durch Fasten zu unterjochen, und meine Schmerzen vertreibe ich durch Freuden.
Denn Hunger und Durst sind Schmerzen, die wie Fieber brennen und töten, wenn nicht als Heilmittel die Nahrung zu Hilfe kommt. Weil sich uns dies Heilmittel stets in Deinen tröstenden Gaben darbietet, mit denen Erde und Wasser und Himmel unsere Schwäche unterstützen, so nenne ich diesen Schmerz Freude. Du hast mich gelehrt, die Nahrung als ein Heilmittel zu betrachten. Aber wenn ich durch das lästige Speisebedürfnis in den Zustand der angenehmen Sattheit gelange, legt mir die Lust gerade während dieses Überganges ihre Schlingen. Denn der Übergang selbst erweckt ein Lustgefühl, aber es gibt keinen andern Weg als diesen, der uns durch die Notwendigkeit geboten ist. Und wenn der Zweck des Essens und Trinkens auch nur der ist, unsere Gesundheit zu fördern, so folgt doch dem Bedürfnis die gefährliche Lust gleichsam auf dem Fuße. Ja, meist geht sie dreist voran und wird zur Hauptsache, so daß sie befriedigt wird, während ich der Gesundheit dienen will oder doch vorgebe, es zu tun. Der Zweck ist beidemal nicht der gleiche. Denn was für die Gesundheit genügt, ist für die Lust zu gering, und oft ist es zweifelhaft, ob die Sorge für den Leib

die notwendige Nahrung verlangt oder ob die heimliche Eßlust befriedigt sein will. Diese Ungewißheit schützt die unglückliche Seele vor, froh darüber, daß ihr unklar sei, was zur Erhaltung der Gesundheit notwendig sei; und hinter diesem Vorwande des Gesundheitsbedürfnisses verbirgt sie ihre Lust. Täglich suche ich diesen Lockungen zu widerstehen, rufe Deine Hand um Hilfe an und trage all meine Seelenangst vor Dein Antlitz, da ich mich unsicher und ratlos weiß.

Und ich höre die gebietende Stimme meines Gottes: „Hütet euch, daß eure Herzen nicht sündig werden durch Fressen und Saufen." Trunkenheit liegt mir fern; erbarme Dich, daß sie mir immer fern sei. Zuweilen erfaßt Deinen Knecht eine große Eßlust; erbarme Dich, daß sie mir fern bleibe. „Denn niemand kann enthaltsam sein, es sei denn durch Dich!" Du gewährst uns vieles, um das wir bitten; aber auch das Gute, das wir empfangen, ehe wir darum bitten, kommt von Dir. Ich selbst war nie dem Trunke ergeben, habe aber Trunkene gekannt, die Du mäßig machtest. Alles Gute, das wir taten, alles Böse, das wir unterließen, danken wir Gott. Ihm verdanken wir alle Besserung und die Erkenntnis, daß wir ihm allein alles zu danken haben. Ich hörte auch ein anderes Wort: „Folge nicht Deinen bösen Lüsten, sondern brich Deinen Willen." Auch jenes Wort war Dein Geschenk, das ich sehr lieben lernte: „Essen wir, wird es uns nicht besser machen; essen wir nicht,

so werden wir darum nicht schlechter sein." Das heißt: jenes wird mich weder glücklich, noch wird mich dies elend machen. Ich vernahm noch ein anderes Wort: „Denn ich habe gelernt, mich mit dem zu begnügen, das ich besitze. Ich kann Überfluß haben und Mangel leiden. Ich vermag alles durch den, der mir Macht verleiht." Siehe so spricht ein Streiter des himmlischen Heeres und nicht ein Staubgeborener, wie wir. Aber „gedenke Herr, daß wir Staub sind, denn vom Staube hast Du uns geschaffen; erst ist verloren gegangen und wiedergefunden." Auch der, den ich liebte, ist aus dem Staube geschaffen, und es kam nicht aus eigener Kraft, sondern durch Deine Eingebung, als er sagte: „Ich vermag alles durch den, der mir Macht verleiht." Gib mir Kraft, daß ich es auch vermag. Gib mir Kraft, Deine Befehle auszuführen und befiehl, was Du willst. Paulus bekennt, diese Kraft empfangen zu haben, und „wenn er sich rühmt, rühmt er sich des Herrn." Einen Anderen hörte ich flehentlich darum bitten: „Halte mir alle bösen Lüste fern." Daraus geht hervor, heiliger Gott, daß Du die Kraft verleihst, wenn Dein Befehl vollzogen wird.

Du lehrtest mich, treuer Vater: „Dem Reinen ist alles rein, aber es bekommt dem nicht, der es mit Gewissensbissen verzehrt. Alles, was Gott geschaffen, ist gut und nichts ist verwerflich, das mit Danksagung empfangen wird; diese Speise fördert uns nicht vor Gott. Drum laßt euch von niemand Vorschriften machen

über Speise und Trank. Wer ißt, verachte den nicht, der nicht ißt, und der nicht ißt, richte den nicht, der ißt."

Dies lernte ich, Lob und Dank Dir, meinem Gott und Lehrer, der Du mein Ohr geöffnet und mein Herz erleuchtet hast; entreiße mich aller Versuchung. Denn ich fürchte nicht die Unreinheit der Speise, sondern die Unreinheit der Begierde. Ich weiß, daß Noah erlaubt war, alles Fleisch zu essen, das zur Nahrung dienen konnte; daß Elias sich durch Fleischkost kräftigte; daß Johannes, dank seiner wunderbaren Enthaltsamkeit, durch den Genuß von Tieren, nämlich Heuschrecken, nicht verunreinigt wurde. Ich weiß aber auch, daß Esau durch seine Begehrlichkeit nach einem Linsengericht getäuscht wurde; daß David sich einst tadelte, weil ihn nach Wasser verlangte und daß unser himmlischer König nicht mit Fleisch, sondern mit Brot in Versuchung geführt wurde. Und das Volk in der Wüste rief Dein Mißfallen hervor, nicht weil es nach Fleisch begehrte, sondern weil es in schnöder Gier sich gegen Gott auflehnte.

Diesen Versuchungen ausgesetzt, kämpfe ich täglich gegen die Begierde nach Speise und Trank. Denn es ist mir unmöglich, den Entschluß zu fassen, sie ein für allemal zu unterdrücken und nichts mehr anzurühren, wie ich es bei der Fleischeslust konnte. Daher muß ich die Zügel meines Gaumens bald lockern, bald straffer anziehen. Und gibt es jemand, o Herr, der zuweilen das Maß der Bedürfnisse nicht ein wenig

überschritte? Wer es auch sei, er ist groß und lobpreise Deinen Namen. Ich bin es jedenfalls nicht, denn ich bin ein sündiger Mensch. Aber auch ich preise Deinen Namen; und „es bittet für meine Sünden, der die Welt überwand, der mich zu den schwachen Gliedern seines Leibes zählt"; denn Deine Augen sahen mich schon, da ich noch unvorbereitet war. Und alle, die noch vollkommen werden sollen, werden in Dein Buch eingeschrieben.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Der Geruchsinn bereitet mir keinen großen Kampf. Ist er nicht gereizt, so reize ich ihn nicht; ist der Reiz da, so schmähe ich ihn nicht, stets bereit, ihn zu entbehren. So scheint es mir wenigstens; vielleicht irre ich mich aber. Denn es herrscht eine beklagenswerte Finsternis in mir, die mir verbirgt, wessen ich fähig bin, so daß mein Geist, wenn er seine eigenen Kräfte mißt, sich selbst nicht leicht trauen darf, weil selbst das, was wirklich in ihm lebt, ihm verborgen bleibt, wenn die Erfahrung es ihm nicht offenbart. Und kein Mensch kann in diesem Leben, das eine Kette von Versuchungen ist, sicher sein, ob er, der aus einem Schlechteren ein Besserer geworden, nicht wieder aus einem Besseren ein Schlechterer wird? Es gibt nur eine Hoffnung, eine Zuversicht und eine Verheißung — Deine Barmherzigkeit.

Dreiunddreißigstes Kapitel

Die Genüsse des Gehörs reizten mich mächtiger und hatten eine größere Gewalt über mich; aber Du hast mich davon erlöst und befreit. Ich bekenne, daß ich mich noch immer den von Deinen Worten beseelten Tönen hingebe, wenn sie mit schöner und künstlerischer Stimme gesungen werden, jedoch nicht so, daß ich mich nicht von ihnen trennen könnte; ich kann mich vielmehr losreißen, sobald ich will. Aber sie verlangen nur mit dem Gedanken, der sie beseelt bei mir Einlaß zu finden, einen einigermaßen würdigen Platz in meinem Herzen, und ich weiß ihnen auch keinen würdigeren anzuweisen. Doch gebe ich ihnen, wie es scheint, manchmal mehr Ehre, als ihnen gebührt, wenn ich fühle, daß die heiligen Gesänge meiner Seele einen höheren religiösen Schwung verleihen, als wenn die Worte nicht gesungen würden. Ich bemerke auch, daß die verschiedensten Stimmungen des Geistes in der Stimme und im Gesang ihre eignen Weisen haben, durch deren geheime Sympathie sie erregt werden. Aber diese Sinneslust, der sich der Geist nicht ergeben sollte, täuscht mich oft, indem das Gefühl den Verstand nicht in der Weise begleitet, daß es ihm untergeordnet, sondern, da es durch ihn erst wachgerufen wurde, nun versucht, vorauszugehen und Führer zu sein. Also sündigte ich auch hierin, ohne es zu wissen; ich erkannte es erst später.

Zuweilen aber, in übermäßiger Angst vor solcher Selbsttäuschung, irre ich aus allzu großer Strenge, besonders, wenn ich wünsche, daß alle die süßen Melodien, in denen Davids Psalmen wiederholt gesungen werden, meinen Ohren und selbst der Kirche fernbleiben möchten; es scheint mir angemessener, dem Rate des Bischofs Athanasius von Alexandrien zu folgen, der dem Leser des Psalters empfahl, ihn leicht psalmodierend vorzutragen, so daß die Psalmen mehr gesprochen als gesungen wurden. Allein, wenn ich der Tränen gedenke, die ich zu Beginn meiner Bekehrung, wenn in der Kirche die Gesänge ertönten, vergoß, und daß ich auch jetzt noch tiefbewegt werde — zwar nicht durch die Gesänge, sondern durch den Inhalt der Lieder — wenn sie mit sanfter, getragener Stimme gesungen werden, dann erkenne ich wiederum den hohen Wert dieser Institution. So schwanke ich zwischen der Gefahr der Lust und der heilsamen Erfahrung. Allerdings neige ich, wenn auch nicht mit unerschütterlicher Gewißheit, mehr dazu, die Gepflogenheit des Kirchengesanges gutzuheißen, damit eine schwache Seele sich durch den Reiz der Melodie mehr zur frommen Andacht erhebe. Wenn es mir jedoch begegnete, daß mich der Gesang tiefer bewegte, als der Text, der gesungen wird, so gestehe ich, daß ich dann sträflicherweise sündige und möchte dann lieber keine Sänger hören. So steht es um mich; weinet mit mir und weinet für mich, die ihr Gutes im Herzen hegt, das ihr gleich in Taten

umsetzt. Die ihr es aber nicht tut, euch kann das nicht bewegen. Du aber, Herr mein Gott, erhöre mich, schau herab auf mich und sieh mich an; erbarme Dich meiner und heile mich, vor dessen Angesicht ich mir ein Rätsel geworden bin. Eben das ist meine Schwäche.

Vierunddreißigstes Kapitel

Noch muß ich der Augenlust gedenken. Denn um den Kreis der Versuchungen aller fleischlichen Begierden, die mich quälen, zu vollenden, will ich vor den Ohren Deiner Kirche und der heiligen Brüder alle Versuchungen bekennen. Sie mögen vernehmen, wie ich seufze und mich danach sehne, „in unsere Behausung zu kommen, die vom Himmel ist". Die Augen lieben schöne und reiche Formen, lebhafte und reizvolle Farben. Möchte sich meine Seele von ihnen nicht fesseln lassen; möchte Gott sie erfüllen, der Formen und Farben so gut gemacht hat. Er allein ist mein Gut, nicht sie. Sie umgeben mich den ganzen Tag, wenn ich wache, und lassen mir keine Ruhe, die mir doch der Gesang gönnt, wenn ich mich in die tiefe Stille zurückziehe. Denn die Sonne, die Königin der Farben, bestrahlt alles sichtbar und bezaubert meine Augen, wo ich mich tagsüber auch aufhalten mag, durch tausend mannigfache Reize, gegen die ich wehrlos bin, selbst wenn ich mich mit etwas ganz anderem beschäftige. Sie ist so einschmeichelnd, daß

wir, wenn sie sich uns plötzlich entzieht, sehnsüchtig nach ihr verlangen, und entbehren wir sie lange, macht es uns melancholisch. O Sonnenlicht, das Tobias schaute, als er mit geschlossenen Augen seinem Sohne den Weg des Lebens wies und ihm auf dem Wege der Liebe voranging, ohne zu irren! Und das Isaak mit altersmüden und getrübten Augen sah, als es ihm vergönnt war, seine Söhne zu erkennen, die er nicht mehr mit den Augen sah, sondern nur, indem er segnend seine Hände auf ihr Haupt legte! Oder das Jakob schaute, als er hochbetagt und des Augenlichtes beraubt hellseherischen Herzens seine Söhne im Voraus als Stammväter des künftigen Volkes bezeichnete und Josefs Söhnen die geheimnisvoll gekreuzten Hände auflegte, nicht wie ihr Vater es von ihm erbat, sondern wie Jakob es innerlich schaute! Dies ist das einzig wahre Licht, und alle, die es kennen und lieben sind eins. Das Sonnenlicht, von dem ich sprach, breitet eine verlockende und gefährliche Schönheit über das Leben aus, das die blinden Anbeter der Welt lieben. Die Dich aber um deswillen loben, „Gott, Erschaffer der Welt", lobsingen Dir ob des Lichtes, werden aber in ihrem Schlafe nicht von ihm verführt. So möchte ich sein. Ich widerstehe den Lockungen der Augen, damit meine Füße, die in Deinem Wege wandeln, nicht umgarnt werden; und ich erhebe mein inneres Auge zu Dir, damit Du meine Füße von den Netzen befreist. Wenn sie verstrickt werden, befreist Du sie

dennoch. Du wirst nicht müde, mich zu befreien, so oft ich auch in die überall gestellten Netze falle; denn siehe, „der Hüter Israels schläft und schlummert nicht".

Wieviel Curus treiben die Menschen, dank mancherlei Künsten und Handwerken mit ihrer Bekleidung, mit Gefäßen und anderen Geräten, Gemälden und verschiedenen Bildwerken, der über die Schranke des notwendigen Bedarfs weit hinausgeht, so daß der Mensch nicht nur den heiligen Zweck außer acht läßt, sondern durch seine Augen auch noch mehr verführt wird. Nach außen hin gehen sie dem nach, was sie schaffen, innerlich verlassen sie den, von dem sie geschaffen sind, und in sich selbst vernichten sie den Zweck, für den sie geschaffen sind. Aber auch dafür lobpreise ich Dich und bringe Dir mein Dankopfer, mein Gott und meine Zierde, der Du mich heiligst, weil die Schönheit, die der Künstler mit seinen beseelten Händen schafft, von der Schönheit stammt, die über allen Seelen thront und nach der meine Seele Tag und Nacht seufzt. Künstler und Liebhaber der äußeren Schönheit schöpfen aus dieser Schönheitsquelle, kennen aber nicht das Maß, es recht zu nützen. Dort ist wohl die Schönheit Gottes, aber sie werden sie nicht gewahr, sonst würden sie sich nicht noch weiter von Dir entfernen und stellten ihre Kräfte unter Deinen Schutz und vergeudeten sie nicht in wollüstiger Entkräftung. Ich aber, der ich dies sage und beurteile, verwickle mich selbst oft in den Ban-

den der Schönheit; aber Du befreist mich wieder, Herr, Du befreist mich, denn „Deine Güte ist vor meinen Augen“. Elendiglich verstrickt befreitest Du mich in Deiner Barmherzigkeit schon oft, ohne daß ich es wußte, weil ich unüberlegt in die Netze geriet und oft Schmerz empfand, weil ich schon darin gefangen war.

Fünfunddreißigstes Kapitel

Zu alledem kommt noch eine andere viel gefährlichere Versuchung. Denn außer der Fleischeslust, die das begehrliche Ziel aller Sinne und Genüsse ist, in deren Sklaverei die umkommen, die sich von Dir entfernen, lebt in unserer Seele noch eine fürwitzige Begierde, die zwar nicht durch dieselben körperlichen Sinne genießen will, wohl aber mittels der Sinne neue Empfindungen kennen zu lernen wünscht, die der Mensch mit dem Namen der Erkenntnis und Wissenschaft beschönigt. Es ist die Neugierde, und da die Augen, die unter den Sinnen vorzugsweise der Erkenntnis dienen, die Führung übernehmen, wird sie mit Deinem heiligen Wort „Augenweide“ genannt. Das Sehen ist freilich nur eine Eigenschaft der Augen. Wir wenden das Wort aber auch auf die übrigen Sinne an, wenn sie uns dazu dienen, etwas zu erkennen. Wir sagen nicht: Horch, was dort leuchtet, oder rieche, wie es glänzt, oder koste, wie es strahlt, oder fühle, wie hell es ist — all dies

wird aber erkannt. Wir sagen nicht nur: Sieh, wie es leuchtet, was die Augen allein wahrnehmen, sondern auch: Sieh, wie es klingt, wie es riecht, wie es schmeckt, wie hart es ist. Darum wird die allgemeine Wahrnehmung der Sinne — wie gesagt — Augenweide genannt, weil die Aufgabe des Erkennens, das in erster Linie die Tätigkeit der Augen ist, auch den übrigen Sinnen in analoger Weise zukommt, wenn sie einen Gegenstand wissenschaftlich erforschen.

Hieraus ist aber deutlich zu erkennen, ob die Sinne etwas aus Lust oder aus Neugierde erstreben, denn die Lust sucht das Schöne, das Melodiöse, Angenehme, Schmackhafte und Sanfte; die Neugierde dagegen sucht auch die Gegensätze kennen zu lernen nicht um Unangenehmes erdulden zu müssen, sondern aus Wißbegierde. Denn was für ein Vergnügen liegt z. B. darin, einen zerstückelten Leichnam zu betrachten, vor dem man zurückschaudert! Und doch laufen die Leute zusammen, um ihn zu beklagen und ihren Schrecken zu äußern. Sie fürchten auch, daß er ihnen im Schlafe erscheinen werde, als hätte sie jemand gezwungen, sich ihn am Tage anzusehen, oder als hätte sie der Ruf eines besonders schönen Anblicks herbeigelockt. So verhält es sich auch mit den übrigen Sinnen; es würde aber zu weit führen, das eingehender darzustellen. Durch diese krankhafte Begierde erklärt es sich, daß im Theater so sonderbare Stücke dargestellt werden. Und hieraus erwächst die

weitere Neugierde, die Geheimnisse der Natur, die sich unserer Beobachtung entziehen, zu ergründen, deren Kenntnis zu nichts weiterem nützt, als die Neugier der Leute zu befriedigen. Hieraus erklärt sich auch, daß man aus falscher Wißbegierde seine Zuflucht zu Zauberkünsten nimmt. Und daher wird selbst in der Religion auch Gott versucht, von dem man Zeichen und Wunder fordert, nicht um einer guten Sache zu nützen, sondern nur um die Neugierde zu befriedigen. In diesem unermeßlichen Walde voll Versuchungen und Gefahren habe ich vieles ausgerissen und aus meinem Herzen ausgejätet, wie Du es mir geboten, Gott meines Heils; doch, da unser tägliches Leben so viele Lockungen umschwirren, wann darf ich erst sagen, daß ich von keinem dieser Dinge gefesselt würde; wann werde ich so weit sein, daß ich mich nicht mehr eitler Neugierde hingeben werde? Freilich reißt mich das Theater nicht mehr hin, noch suche ich den Lauf der Gestirne zu verfolgen, noch befragt meine Seele die Schatten der Toten; alle gottlosen Bräuche verabscheue ich. Und doch: Mit wieviel Listen und Einflüsterungen versucht mich der Böse, daß ich von Dir, Herr mein Gott, dem ich in Demut und Einfalt dienen soll, ein Zeichen erbitte! Aber ich beschwöre Dich im Namen unseres Königs, bei unserer schlichten und keuschen Heimat, dem himmlischen Jerusalem, ebenso wie es weit von mir liegt, aus Lust solche Neugierde zu bekunden, daß Du sie mir allezeit fern und immer ferner halten

mögest. Wenn ich Dich um das Heil eines Andern bitte, so ist die Absicht meiner Bitte eine durchaus andere und Du verleihst mir die Kraft, daß ich Dir in allem, was Du befiehlst, gern folge. Und du wirst diese Kraft auch mir verleihen.

Allein, von wie vielen nichtigen und verächtlichen Dingen wird unsere Neugierde täglich herausgefordert und wer kann zählen, wie oft wir sündigen! Wie oft hören wir öden Schwätzern zu, die wir Anfangs um ihrer Schwäche willen nur dulden; allmählich aber hören wir ihnen ganz gern zu. Wenn im Zirkus der Hund den Hasen verfolgt, sehe ich nicht mehr zu; aber wenn ich zufällig übers Feld gehe, zieht mich die Jagd vielleicht von einem tieferen Gedanken ab und lenkt meine Aufmerksamkeit auf sich; ich jage dem Hasen zwar nicht nach, aber in Gedanken tue ich es vielleicht doch. Und wenn Du mich dann nicht an meine Schwäche erinnerst und gemahnst, mich von dieser Betrachtung durch ein anderes Bild zu Dir zu erheben, oder den Gedanken an die Jagd ganz zu verachten und darüber hinwegzugehen, so würde ich stumpf und gedankenlos hinblicken. Wie oft, wenn ich zu Hause sitze, werde ich durch eine Eidechse abgelenkt, die nach Fliegen schnappt, oder durch eine Spinne, die Fliegen umgarnt, die in ihr Netz geraten. Es geht mir hier also ebenso, obwohl die Tiere so klein sind. Das gibt mir freilich Veranlassung, Dich, den wunderbaren Schöpfer und Ordner aller Dinge zu preisen, aber es liegt nicht in

meiner ursprünglichen Absicht. Es ist etwas anderes, sich schnell wieder zu erheben, und etwas anderes, überhaupt nicht zu fallen. Solche Dinge erfüllen aber mein Leben, und meine einzige Hoffnung ist Deine große Barmherzigkeit. Da unser Herz ein Sammelort solcher Dinge wird und zahllose Eitelkeiten birgt, wird unsere Andacht dadurch oft unterbrochen und gestört, und während die Stimme unseres Herzens zu Deinem Ohre dringt, schleichen sich, ich weiß nicht woher, nichtige Gedanken ein und hemmen den Aufflug unseres ernsten Gebetes. Sollen wir dessen nicht achten oder soll uns eine andere Hoffnung erfüllen, als die auf Deine große Barmherzigkeit, nachdem Du bereits begonnen hast, mich zu wandeln?

Sechsunddreißigstes Kapitel

Und Du weißt, wie sehr Du mich, der ich anfangs Lust hatte, mich Dir zu entziehen, weil Du von Deiner gewaltigen Höhe meinen Stolz unterdrückt und meinen Nacken unter Dein Joch gebeugt hast, umgewandelt hast, „auf daß Du mir alle meine Sünden vergäbest, alle meine Gebrechen heiltest, mein Leben vom Verderben erlösest, mich mit Gnade und Barmherzigkeit krönest und mein Verlangen mit Gütern sättigtest". Und nun trage ich es leicht, denn Du hast es so verheißen und bewirkt und es war wirklich so. Ich wußte es nur nicht, als ich fürchtete, es auf mich zu nehmen.

Aber Herr, Du Einziger, der ohne Stolz herrscht, der allein der wahre Herr ist und keinen Herrn über sich hat, ist auch die dritte Versuchung von mir gewichen oder wird sie in diesem Leben je weichen? Nämlich von Menschen gefürchtet und geliebt zu sein, nur daß mir Ehre daraus erwachse, die keine wahre Freude bereitet? Es ist ein elendes Leben und ein verächtliches Prahlen. Daher kommt es meist, daß man Dich nicht liebt und Dir nicht in Ehrfurcht begegnet. Darum „widerstehest Du den Hoffärtigen, den Demütigen aber verleihest Du Deine Gnade"; Dein Donner rollt über die Menschen hin, die nach weltlichem Ehrgeiz trachten, und es erbeben und zittern die Grundfesten der Berge. Und weil gewisse Ämter und Würden der Gesellschaft Liebe und Furcht von den Menschen erheischen, bedrängt uns der Widersacher unserer wahren Glückseligkeit und legt uns allenthalben Schlingen, indem er uns Beifall zollt. Und während wir begierig den Beifall sammeln, werden wir unversehens verstrickt und finden keine Freude mehr an der Wahrheit, sondern am betrüglichen Leben der Menschen, so daß es uns angenehm ist, geliebt und gefürchtet zu werden, nicht um Deinetwillen, sondern an Deiner Statt. Auf diese Weise werden wir dem Widersacher immer ähnlicher, nicht in der Einfalt der Liebe, sondern als Genossen der Sünde, ihm, der seinen Thron um Mitternacht aufgeschlagen hat, der Dir auf verkehrtem und lügenvollem Wege nachäfft und dem die finsteren und kalten

Menschen dienten. Wir aber, Herr, sind Deine kleine Herde; beschirme Du uns. Breite Deine Fittiche über uns aus und laß uns Zuflucht darunter finden. Sei Du unser Ruhm! Wir wollen um Deinetwillen geliebt werden und in uns werde Dein Wort gefürchtet. Wer von den Menschen Lob ernten möchte, während Du ihn tadelst, der wird von den Menschen nicht verteidigt werden, wenn Du ihn richtest, und nicht gerettet, wenn ihn Dein Urteil verwirft. Wenn aber der Sünder ob seines Übermuts nicht gelobt wird und nicht gesegnet, wenn er Unrecht tut, der Mensch vielmehr nur um einer Gabe willen gelobt wird, die Du ihm verliehen, obwohl er sich mehr darüber freut, daß er gelobt wird, als daß er die Gabe besitzt, die ihm das Lob verschafft, so wird er von dem Menschen gelobt, während er von Dir getadelt wird. Doch, der lobt, ist besser als der, der gelobt wird. Jener fand wohl Gefallen an der dem Menschen verliehenen Gottesgabe, dieser hatte aber mehr Freude an der Gabe der Menschen, als an der Gabe Gottes.

Siebenunddreißigstes Kapitel

Solche Anfechtungen suchen uns täglich heim, o Herr; ohne Unterlaß werden wir in Versuchung geführt. Der täglich neu aufflammende Herd der Versuchung ist die Zunge des Menschen. Darum gebietest Du uns auch in dieser Hinsicht Enthaltsamkeit: Gib uns die Kraft, Deinen Befehlen zu folgen,

und befiehl, was Du willst. Du kennst die Seufzer meines Herzens und die Tränen, die meine Augen darüber vergossen. Und ich erkenne schwer, ob ich frei bin von diesem Laster, denn ich fürchte meine heimlichen Fehler, die Deine Augen erkennen, nicht aber die meinen. Bei jeder anderen Versuchung bietet sich mir ein Weg, mich selbst zu erforschen; hier aber finde ich keinen. Denn sowohl bei der Fleischeslust, als auch bei der Neugierde erkenne ich, auf welche Weise ich meine Sinne zu zügeln vermag, sei es, daß ich diese Dinge kraft meines Willens unterdrücke, sei es, daß sie überhaupt nicht da sind. Dann frage ich mich, ob es mir schwer oder leicht fällt, sie zu entbehren. Der Reichtum, den man ersehnt, um eine oder zwei oder mehrere dieser Begierden zu befriedigen, kann, wenn die Seele es nicht vorher empfindet, daß man ihn verachten würde, preisgegeben werden, damit sie sich bewähre. Kann man aber, um kein Lob ernten zu müssen und um sich zu prüfen, wie weit man gehen werde, einen schlechten, verkehrten und ausschweifenden Lebenswandel führen, daß jeder, der uns kennt, uns verachten würde? Ließe sich ein größerer Unsinn ausdenken? Wenn aber das Lob einen reinen Lebenswandel und gute Werke zu begleiten pflegt, so soll man weder das Lob noch die Pfade des reinen Lebens meiden. Ich kann aber trotzdem nicht eher beurteilen, ob ich etwas leicht oder schwer verwinde, ehe sich sein Mangel nicht fühlbar macht.

Was soll ich Dir also in Hinsicht dieser Versuchung bekennen, o Herr? Was anders, als daß ich mich des Lobes freue, und noch weit mehr der Wahrheit als des Lobes? Denn ließe man mir die Wahl, dank eines unsinnigen und törichten Treibens das Lob aller Menschen zu ernten, oder dank eines vernünftigen und in der Wahrheit begründeten Lebens mir den Tadel aller Welt zuzuziehen, so würde mir die Wahl nicht schwer fallen. Ich wünschte nur, der Beifall eines Fremden möchte meine eigene Freude über irgendeine gute Seite an mir nicht steigern. Aber ich gestehe nicht nur, daß fremdes Lob meine Freude steigert, sondern daß Tadel sie auch mindert. Und wenn mich mein Elend beunruhigt, so schleicht sich eine Entschuldigung bei mir ein, die Du kennst, mein Gott, die mich aber unsicher macht. Denn da Du uns nicht nur die Dinge bezeichnet hast, denen gegenüber unsere Liebe Enthaltsamkeit üben soll, und andrerseits Gerechtigkeit, indem wir ihnen Liebe bezeigen, und Du nicht nur gewollt hast, daß wir Dich lieben, sondern auch unseren Nächsten, so glaube ich mich an der Förderung oder Hoffnung des Nächsten zu freuen, wenn ich am Lobe eines Verständigen Gefallen finde. Andererseits beklage ich seine Schwäche, wenn er etwas tadelt, das er nicht kennt, oder das gut ist. Zuweilen stimmt mich auch das Lob, das mir zuteil wird, traurig, wenn zum Beispiel etwas an mir gelobt wird, das mir selbst mißfällt, oder wenn eine geringe oder unbedeutende gute Tat höher

geschätzt wird, als sie verdient. Woher weiß ich aber, ob meine traurige Empfindung nicht daher kommt, daß der, der mich lobt, über mich selbst anderer Ansicht ist als ich? Nicht etwa, daß ich durch den Nutzen des Lobes bewegt werde, sondern weil das Gute, das mir selbst gefällt, mir noch lieber wird, wenn es auch einem Andern gefällt? Ich werde gewissermaßen nicht gelobt, wenn man meinem Urteil über mich selbst nicht beistimmt und etwa das lobt, was mir mißfällt oder das zu sehr preist, was mir weniger gefällt. Habe ich also keine Gewißheit über mich?

Siehe, in Dir, o Wahrheit erkenne ich, daß mich das Lob nicht meinetwegen, sondern meines Nächsten wegen erfreuen soll. Ob diese Freude aber in mir ist, weiß ich nicht. Ich kenne mich darin selbst weniger, als ich Dich kenne. Ich flehe zu Dir, mein Gott, offenbare mir den Grund meines Herzens, damit ich allen meinen Brüdern, die für mich beten wollen, bekenne, worin meine Schwäche besteht. Ich möchte noch tiefer in mich dringen. Wenn ich mich um meines Nächsten willen an dem Lob erfreue, das mir erteilt wird, warum erregt es mich weniger, wenn ein Anderer ungerecht getadelt wird, als wenn ich selbst getadelt werde? Warum empfinde ich einen mir widerfahrenen Schimpf tiefer, als das Unrecht, das einen Andern in meiner Gegenwart trifft? Oder weiß ich auch das nicht sicher? Ist das das Ende, daß ich mich selbst betrüge und vor Dir mit Herz und Mund

von der Wahrheit abweiche! Herr, wende solche Torheit von mir ab, „daß nicht mein eigener Mund mir ein Sündenöl sei, um mein Haupt zu salben". Ich bin arm und elend und mir ist wohler, wenn ich mir mißfalle und mit verborgenem Seufzen Deine Barmherzigkeit suche, damit ich Schwacher gestärkt und vollkommen werde bis zu dem Frieden, den das Auge des Stolzen nicht kennt.

Achtunddreißigstes Kapitel

Das gesprochene Wort und die Taten, die den Menschen bekannt werden, sind der gefährlichste Anreiz zur Freude am Lobe, die erbettelte Beifallsbezeugungen sammelt, um sich selbst zu schmeicheln. Sie versucht mich auch, wenn ich sie selbst an mir tadle; dann wird mir das Tadeln selbst zur Versuchung. Und oft rühmt man sich, durch Verachtung des eitlen Ruhmes noch eitler gemacht. Aber tatsächlich rühmt man sich nicht der Verachtung des Ruhmes, denn wer sich dessen rühmt, verachtet ihn nicht.

Neununddreißigstes Kapitel

Ein anderes inneres Übel kommt bei dieser Art der Versuchung zum Vorschein: der Mangel an geistigen Gütern bei Selbstgefälligen, die Anderen gar nicht gefallen oder mißfallen und die auch keinen Wert darauf legen, zu gefallen. Die Selbstgefälligen miß-

fallen Dir sehr, nicht nur weil sie an einem Gut Gefallen finden, das keins ist, sondern weil sie sich auch Deines Gutes freuen, als sei es das ihrige, oder weil sie sich zwar Deines Gutes freuen, es aber ihren eigenen Verdiensten zuschreiben, oder endlich, weil Deine Gnade sie nicht erfreut, die doch ein Gemeingut ist, sondern sie mit Neid erfüllt gegen Andere. In allen diesen und ähnlichen Gefahren und Kämpfen erkennst Du die Angst meines Herzens; aber ich fühle, daß meine Wunden ohne Unterlaß eher von Dir geheilt werden, als daß neue mich quälen.

Vierzigstes Kapitel

Wohin hast Du mich nicht überall begleitet, o Wahrheit, und hast mich gelehrt, was ich fliehen und was ich suchen soll, wenn ich alle meine niederen Anschauungen, soweit ich es vermochte, vor Dir bekannte und Dich um Rat fragte? Ich prüfte die Außenwelt mit dem jeweils entsprechenden Sinne und faßte mein physisches Leben und meine Sinne selbst ins Auge. Hernach betrat ich die weiten Räume meines Gedächtnisses, diese zahlreichen und von den wunderbarsten und unzähligsten Schätzen erfüllten Kammern. Als ich sie betrachtete, faßte mich ein heiliger Schauer an; ohne Dich konnte ich nichts erkennen und fand dennoch, daß Du selbst mit nichts identisch warst. Ich selbst war nicht der Erfinder der

Dinge, die ich durchmusterte und nach ihrem Wert beurteilte, als ich manches in mich aufnahm, das die Sinne mir vermittelten, anderes erforschte, wenn ich bemerkte, es sei mit meinem Wesen verwachsen, und die Ergebnisse der Art und Zahl nach unterschied und nun die gewonnenen Schätze meines Gedächtnisses untersuchte, andere in den Hintergrund schob, andere in den Vordergrund stellte. Aber ich erforschte dies alles weder aus eigener Kraft, noch warst Du die in mir wirkende Kraft, denn Du bist das ewige Licht, das ich über alles befragte, ob es sei, was es sei, und wie hoch es zu schätzen sei. Und ich hörte auf Dich, der mich belehrte und mir befahl. Und dies tue ich oft mit großer Freude und ich widme diesem Genusse die ganze freie Zeit, die mir meine Berufspflichten dafür nur gönnen. Und in allen Dingen, die ich durchwandere, indem ich Dich um Rat frage, findet meine Seele keine Ruhestätte, als in Dir, in dem sich alles Zerstreute sammelt und nichts von Dir entfernt, was mein ist. Zuweilen läßt Du mich in eine Seele blicken, daß mich eine höchst ungewohnte Regung ergreift und eine unerklärliche Wonne, die, wenn sie in mir vollkommen würde, etwas wäre, das nicht mehr von dieser Welt ist. Aber ich falle wieder in mein altes Elend zurück, werde wieder fortgerissen von dem Leben des Alltags und darin festgehalten; oft weine ich darob, werde aber dennoch oft davon gefesselt. So sehr zieht uns die Last der Gewohnheit herab. Ich kann hier leben und

will nicht; ich möchte zu Dir gelangen und kann nicht; ein vielfach Elend.

Einundvierzigstes Kapitel

Ich sah, wie meine Schwäche in dreifacher Begierde der Sünde erlag, und rief Deine Rechte um Hilfe an. Mit wundem Herzen sah ich Deines Glanzes Fülle und geblendet rief ich: „Wer kann zu Dir gelangen!“ Ich bin verbannt aus Deinen Augen. Du bist die Wahrheit, die über allem thront; ich aber wollte Dich in meiner Habsucht nicht verlieren und wollte neben Dir zugleich an der Lüge festhalten. Denn es gibt keinen, der so sehr von der Lüge umgarnt sein möchte, daß er die Wahrheit nicht mehr erkennt. Und ich verlor Dich, weil Du nicht willst, daß man Dich neben der Lüge besitze.

Zweiundvierzigstes Kapitel

Wo finde ich den, der mich wieder mit Dir versöhnt! Hätte ich mich an die Engel wenden sollen! Mit welchem Gebet! Durch welche heilige Handlung! Viele versuchten es, zu Dir zurückzukehren, aber da sie es durch eigene Kraft nicht vermochten, überkam sie, wie ich höre, eine Sehnsucht nach seltsamen Wundern und sie wurden ein Opfer von Täuschungen. Denn, stolz auf das Blendwerk der Wissenschaft, suchten sie Dich und warfen sich lieber in die Brust, als sich an die Brust zu schlagen. Durch die Sympathie ihrer Seele zogen sie als mitver-

schworene Genossen ihres Hochmutes die Geister der Luft an, von denen sie durch Zauberkünste getäuscht wurden; suchten einen Mittler, der sie gereinigt hätte, fanden aber keinen. Denn der Satan verwandelte sich in einen Engel des Lichts. Und besonders verlockte er die hochmütigen Sterblichen dadurch, daß er selbst nicht in Menschengestalt, sondern als Geist erschien. Sie waren sterbliche Sünder, Du aber, Herr, mit dem sie sich stolz zu versöhnen suchten, bist unsterblich und ohne Fehl. Der Mittler zwischen Gott und Mensch mußte mit Gott und den Menschen Ähnlichkeit haben, damit er den Menschen ähnlich, von Gott aber dennoch nicht zu verschieden sei oder Gott ähnlich, aber nicht zu verschieden von den Menschen, sonst wäre er kein Mittler gewesen. Jener falsche Mittler, durch den nach Deinem verborgenen Gericht der Hoffärtige getäuscht zu werden verdient, hat mit den Menschen eines gemein: die Sünde; er will sich den Anschein geben, eine Gemeinschaft mit Gott zu haben, indem er, weil ihn kein sterblicher Leib umschließt, prahlt, er sei unsterblich. Weil aber der Tod der Sünde Sold ist, hat er das mit den Menschen gemein, wofür er gleich ihnen zum Tode verurteilt wird.

Dreiundvierzigstes Kapitel

Der wahre Mittler aber, den Du nach Deiner verborgenen Barmherzigkeit den Demütigen offenbart und ihn gesendet hast, damit sie sich durch sein

Beispiel zur Demut bekehren, jener Mittler zwischen Gott und den Menschen, Jesus Christus, hat sich unter sterblichen Sündern als unsterblich und gerecht offenbart; sterblich wie die Menschen, gerecht wie Gott; damit er, weil der Gerechtigkeit Sold Leben und Frieden ist, durch die Gerechtigkeit, die ihn mit Gott verbindet, den Tod der gerechtfertigten Gottlosen vernichtete, den er mit diesen gemein haben wollte. Er wurde den Heiligen des Alten Testaments prophezeit, damit sie durch den Glauben an sein künftiges Leiden errettet würden, wie wir durch den Glauben an sein vergangenes Leiden errettet wurden. Denn soweit er menschlich ist, ist er Mittler; soweit er das Wort ist, steht er nicht nur zwischen beiden, denn er ist Gott gleich, vereint mit Gott und zugleich der Einige Gott.

Wie hast Du uns geliebt, gütiger Gott, der Du Deinen eigenen Sohn nicht geschont, sondern ihn für uns Sünder hingeopfert hast. Wie hast Du uns geliebt, für die er gehorsam war bis zum Kreuzestode, der es nicht für einen Raub hielt, Gott gleich zu sein, und der unter den Toten frei ausging, der die Macht hatte, sein Leben hinzugeben, und die Macht, es sich wieder anzueignen. Er, der für uns Sieger und Siegesopfer, und Sieger weil Sühneopfer war, der für uns Priester und Opfer war, und Priester weil Opfer, er machte uns dadurch aus Sklaven zu Deinen Kindern, daß er Dir und uns diente. Mit Recht habe ich meine feste Hoffnung auf Dich begründet,

der Du alle meine Gebrechen heilst durch den, der Dir zur Rechten sitzt und uns bei Dir vertritt; sonst müßte ich verzagen. Meine Gebrechen sind groß und zahlreich, aber Deine heilende Kraft ist größer. Man könnte glauben, Dein Wort sei fern von den Menschen und wir könnten an uns verzweifeln, wenn er nicht Fleisch geworden wäre und unter uns wohnte. Erschrocken über meine Sünden und gebeugt von der Last meines Elends erwog ich in meinem Herzen den Gedanken in die Einsamkeit zu fliehen; Du aber hieltest mich zurück und stärktest mich durch die Worte: „Christus ist für alle gestorben, auf daß die, welche leben, fortan nicht sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist." Siehe Herr, ich werfe meine Sorgen auf Dich, auf daß ich lebe und die Wunder in Deinem Gesetz erkenne. Du kennst meine Unerfahrenheit und meine Schwäche; belehre mich und heile mich. Dein eingeborener Sohn, in welchem alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis verborgen liegen, hat mich mit seinem Blute erlöst. Laß es nicht zu, daß mich die Hoffärtigen schmähen, weil ich Deines Lösegeldes gedenke und esse und trinke, es verausgabe und in meiner Armut Sättigung suche durch ihn, ebenso wie die, die nach ihm fragen und essen und satt werden und Gott preisen.

Elftes Buch

Erstes Kapitel

Da die Ewigkeit Dein ist, o Herr, ist Dir wohl nicht unbekannt, was ich hier sage; oder erkennst Du erst zu gegebener Zeit, was jeweils geschieht? Warum erzähle ich Dir dann soviel? Sicher nicht, damit Du es erst durch mich erfährst; ich trage vielmehr mein Herz und die Herzen meiner Leser zu Dir empor, auf daß wir allesamt sprechen: „Ruhm und Preis sei dem Herrn." Ich habe es bereits gesagt und werde es wiederholen: „Ich erzähle es aus Liebe zu Deiner Liebe." Denn wir beten ja auch zu Dir, obwohl das Wort wahr spricht: „Euer Vater weiß, was euch not tut, ehe ihr bittet." Um Dir unsere Liebe kundzutun, bekennen wir Dir unsere Not und Deine Barmherzigkeit gegen uns, auf daß Du unsere Erlösung, mit der Du begonnen, vollendest, damit unsere Not ein Ende habe und wir selig werden in Dir. Denn Du hast uns auserwählt, „daß wir geistig arm seien, geduldig unser Leid tragen und nach der Gerechtigkeit hungern und lechzen, barmherzigen, reinen, friedfertigen Herzens". Siehe, vieles habe ich Dir nach bestem Wollen und Können erzählt; denn Du

wolltest, daß ich Dir, mein Gott und Herr, zuerst bekenne, „Du bist wohlwollend und Deine Güte währet ewiglich“.

Zweites Kapitel

Wann werde ich aber imstande sein, alle Deine Mahnungen und Schreckнisse, alle Deine Tröstungen und Schickungen niederzuschreiben, kraft deren Du mich bestimmt hast, Deinem Volke Dein Wort zu verkünden und Dein Sakrament zu spenden? Und wenn ich tatsächlich imstande wäre, alles der Reihe nach zu erzählen, so sind mir doch die wenigen Augenblicke zu kostbar. Längst entbrenne ich danach, Dein Gesetz zu ergründen und Dir meine Kenntnis und Unkenntnis, den Beginn meiner Erleuchtung und den Rest meiner Verfinsterung zu bekennen, bis auch diese Schwäche kraftvoll überwunden sein wird. Und ich will die freien Stunden, in denen ich nicht für die Erhaltung meines Leibes zu sorgen habe und die mir nach den geistigen Anstrengungen des Dienstes noch bleiben, den ich meinen Mitmenschen schulde und den ich ihnen, ohne dazu verpflichtet zu sein, außerdem noch leiste, mit nichts anderem ausfüllen.
Herr mein Gott, neige meinen Bitten gnädig Dein Ohr und vernimm in Deiner Barmherzigkeit, was mein Herz ersehnt; denn es entflammt nicht für mich allein; mich treibt die Liebe, dem Heile der Brüder zu dienen; Du kennst mein Herz und weißt, daß dem

so ist. Gern weihte ich Deinem Dienste all mein Denken und Reden; bereichere mich, und ich will Dir alles darbringen. „Denn ich bin elend und arm, Du bist reicher als alle, die Dich anrufen," der Du frei von Sorgen für uns sorgst. Nimm alle Vermessenheit und Lüge von den Lippen meines Mundes und jäte sie aus meinem Herzen aus. Möge Deine Heilige Schrift meine keusche Wonne sein, daß ich nicht irregehe, noch andere irreleite. Erhöre mich und erbarme Dich, Herr mein Gott, Du Licht der Blinden und Kraft der Schwachen, Du Licht der Sehenden und Kraft der Starken, lausche auf meine Seele und höre den, „der aus der Tiefe zu Dir ruft". Denn vernähme Dein Ohr uns nicht aus der Tiefe, von wo sollten wir uns dann zu Dir wenden, wo sollten wir nach Dir rufen? Du lenkst die Sonne und die Gestirne der Nacht; auf Deinen Wink entschwinden Augenblicke. Gewähre mir die Zeit, in die Geheimnisse Deines Gesetzes einzudringen, und verschließe das Verständnis denen nicht, die bei Dir anpochen. Nicht umsonst war es Dein Wille, daß so viele Blätter der Heiligen Schrift mit Deinen dunklen Geheimnissen beschrieben würden oder „haben nicht auch jene Wälder ihre Hirsche", die sich in sie zurückziehen, dort ausruhen, umherwandeln und weiden, sich niederlegen und wiederkäuen? O Herr, vollende mich! Enthülle mir Deine Geheimnisse! Siehe, Dich zu vernehmen ist meine Freude, denn Deine Stimme ist mir teurer, als die höchste Lust. Gib mir, was ich liebe,

denn in mir ist Liebe, die Du mir gegeben hast. Gib mir dafür Deine anderen Gaben nicht; nur lasse Dein dürstendes Kraut nicht vergehen. Ich will Dir alles bekennen, was ich in Deiner Heiligen Schrift finden werde, und „will die Stimme des Dankes hören und Dich genießen und die Wunder Deines Gesetzes betrachten, vom Anfang an, wo Du Himmel und Erde geschaffen" bis dahin, wo wir in Deiner heiligen Stadt ewig mit Dir regieren werden.

Herr, erbarme Dich meiner und erfülle die Sehnsucht meines Herzens. Denn ich glaube, es strebt nicht nach den Gütern dieser Welt; weder nach Gold und Silber, noch nach Edelstein, Kleiderprunk, Ehre, Macht oder Wollust, noch auch nach den Leibes- und Lebensbedürfnissen unserer irdischen Wallfahrt, denn „das alles wird uns zufallen, wenn wir nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachten". Siehe, mein Herrgott, woher mein Verlangen stammt. Die Hochmütigen, die Deinem Gesetze nicht nachgehen, o Herr, graben mir Gruben. Siehe, daher also stammt mein Verlangen. Blicke beifällig auf mich herab, o Vater; möge ich im Angesicht Deiner Barmherzigkeit Gnade finden vor Dir, daß ich erleuchtet werde, wenn ich das Heiligtum Deines Wortes forschend betreten will. Ich flehe Dich an im Namen unseres Herrn Jesu Christi, Deines Sohnes, „des Mannes Deiner Rechten, des Menschensohnes, den Du zum Mittler zwischen Dir und uns gemacht hast", durch den Du uns, als wir

Dich noch nicht suchten, aufsuchtest, damit wir Dir folgten. Ich beschwöre Dich im Namen „Deines Wortes, durch das Du alles und auch mich geschaffen hast"; im Namen Deines Eingeborenen, durch den Du das Volk Deiner Gläubigen, zu dem auch ich gehöre, zur Kindschaft berufen hast. In seinem Namen rufe ich Dich an, der zur Rechten Gottes sitzt, uns vertritt und in dem alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis verborgen liegen. Nach ihnen suche ich in Deiner Heiligen Schrift. „Moses hat von Ihm geschrieben"; er sagte es selbst, und sein Wort spricht die Wahrheit.

Drittes Kapitel

Laß mich vernehmen und verstehen, wie Du am Anfang Himmel und Erde geschaffen hast. Moses schrieb es nieder und nachdem er es geschrieben hatte, ging er von dannen und ging ein zu Dir, denn jetzt lebt er nicht mehr hienieden. Wäre er noch hier, dann würde ich ihn halten und bitten und in Deinem Namen beschwören, daß er mir dies enthüllte; und mein Ohr würde aufmerksam den Worten lauschen, die er spräche. Würde er in hebräischer Sprache reden, so würden die Worte freilich vergebens an mein Ohr klingen und mein Geist würde unberührt davon bleiben; spräche er aber lateinisch, dann würde ich seine Worte verstehen. Woher würde ich aber wissen, ob er auch die Wahrheit spräche? Und wäre ich davon überzeugt, würde ich sie durch ihn er-

kennen! In der geheimen Werkstätte meiner Gedanken würde mir ohne Hilfe der Sprechwerkzeuge und ohne daß ich den Klang der Silben vernähme, weder in der hebräischen, noch in der griechischen, weder in der lateinischen, noch überhaupt in einer fremden Sprache gesagt werden, ob er die Wahrheit spräche, und ich würde dann sicher ohne zu zaudern vertrauensvoll zu ihm sagen: „Du sprichst die Wahrheit." Da ich ihn nun nicht fragen kann, so bitte ich Dich, Dich, von dessen Wahrheit er ganz erfüllt war, Dich, meinen Gott, bitte ich, verschone mich ob meiner Sünden, und der Du jenem Knechte die Gabe liehst, die Wahrheit zu reden, laß auch mir solche Erkenntnis werden.

Viertes Kapitel

Siehe, Himmel und Erde sagen, daß sie geschaffen sind; denn sie sind veränderlich und wandelbar. Was aber nicht geschaffen ist und doch existiert, enthält nichts, was seit Urzeiten nicht schon war, das wandelbar und veränderlich werden könnte. Himmel und Erde sagen aber ferner, daß sie sich nicht selbst geschaffen haben: „Wir existieren, weil wir geschaffen worden sind; bevor wir existierten, waren wir nicht, so daß wir uns nicht selbst schaffen konnten." Und die Stimme derer, die dies sahen, ist Beweis genug. Du, o Herr, der Du schön bist, hast sie geschaffen, drum sind sie schön; da Du gut bist,

sind sie gut; da Du existierst, haben auch sie ihr Dasein. Sie sind aber weder so schön, noch so gut, wie Du, ihr Schöpfer; mit Dir verglichen, sind sie weder schön, noch gut, noch existieren sie überhaupt. Wir wissen es und danken Dir. Freilich ist unser Wissen neben Deinem Wissen pure Unwissenheit.

Fünftes Kapitel

Wie hast Du aber Himmel und Erde geschaffen und welches Werkzeuges bedientest Du Dich bei Deinem großen Werke? Denn Du schaffst nicht wie ein menschlicher Künstler, der nach Gutdünken seines Geistes ein Ding in ein anderes verwandelt, wenn er der Idee, die ihm im Geiste vorschwebt, Gestalt zu geben sucht. Und das vermag er ja auch nur, weil Du ihn geschaffen hast. Er gibt dem vorhandenen Material, das sich bearbeiten läßt, der Erde, dem Stein, dem Holz, dem Golde oder einem anderen Stoffe Gestalt. Wie wäre das möglich, wenn Du es nicht vorgesehen hättest? Du hast den Leib des Künstlers geschaffen; hast seinen Geist gebildet, der den Gliedern gebietet; hast das Material seiner Arbeit gemacht; hast ihm das Talent gegeben, kraft dessen er künstlerisch schafft und im Geiste schaut, was er sichtbar gestalten will; Du gabst ihm das Verständnis für die Proportion der Form, dank dessen er das, was er schafft, vom innerlich geschauten, fertigen Werke auf den rohen Stoff überträgt, der

wiederum dem Geiste anzeigt, was geschaffen worden ist, damit er die innere Wahrheit als höchste Richterin frage, ob es gut sei. Alles preist Dich als den Schöpfer aller Dinge, aber wie schufst Du sie? Wie schufst Du Himmel und Erde, o Gott? Du schufst Himmel und Erde weder im Himmel, noch auf Erden, noch in der Luft oder im Gewässer, was ja alles zu Himmel und Erde gehört, noch hast Du das All im Universum geschaffen, denn ehe es geschaffen wurde, existierte ja nichts, wo es hätte geschaffen werden können, damit es existiere. Du hattest nichts in der Hand, aus dem Du hättest Himmel und Erde schaffen können, denn woher hättest Du das gehabt, was Du nicht geschaffen hattest, um etwas daraus zu machen? Gibt es denn etwas, was Du nicht bist? Deshalb hast Du gesprochen und es ward. Und Dein Wort hat alles hervorgerufen.

Sechstes Kapitel

Aber wie erging Dein Wort? Etwa in jener Weise, wie die Donnerstimme, die aus den Wolken sprach: „Dies ist mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen finde"? Jener Ruf erscholl und verklang, begann und endete. Die erste Silbe ertönte und verklang; die zweite folgte der ersten; die dritte der zweiten und so weiter, bis die letzte gesprochen war. Und nach der letzten trat Schweigen ein. Daraus erhellt klar, daß es die Stimme eines Deiner Geschöpfe war, das

Deinem ewigen Willen diente. Und diese, Deine rasch vergangenen Worte trug das leibliche Ohr dem vernünftigen Geiste zu, der aufhorchend Dein ewiges Wort erkannte. Er verglich diese zeitlich vergangenen Worte mit Deinem ewigen in Schweigen gehüllten Worte und sprach: Es ist anders, ganz anders. Vergängliche Worte eignen mir nicht, existieren überhaupt nicht, weil sie entfliehen und vorübergehen. Das Wort meines Herrn aber, der über mir ist, besteht in Ewigkeit. Hättest Du also mit erschallenden und verhallenden Worten gesagt: „Es werde Himmel und Erde!" und hättest Du auf diese Weise Himmel und Erde hervorgerufen, dann hätte schon vor der Erschaffung des Himmels und der Erde eine Welt existiert, durch deren zeitliche Bewegung jene vergängliche Stimme hervorging.

Vor Himmel und Erde aber existierte keine Welt, oder wenn sie vorhanden war, so war sie sicher ohne diese flüchtige Stimme von Dir geschaffen, aus der Du erst eine flüchtige Stimme hervorbrachtest, durch die Du sagen konntest: „Es werde Himmel und Erde!" Was es auch immer war, woraus Du eine solche Stimme hervorgehen ließest, wäre es nicht von Dir geschaffen gewesen, so hätte es überhaupt nicht existieren können. Wie erging also Dein Wort, daß ein Körper entstehen konnte, aus dem solche Worte hervorgingen?

Siebentes Kapitel

O Gott, Du forderst uns auf, Dein Wort zu erkennen, das göttlich ist wie Du, das seit aller Ewigkeit gesprochen worden und durch das alle Dinge ewig hervorgerufen werden. Dein Wort ist ewig und es wird kein anderes ausgesprochen, damit das Ganze ausgesprochen werde; und es wird alles zugleich und von Ewigkeit her ausgesprochen; sonst wäre ja Dein Wort dem Wechsel der Zeitlichkeit unterworfen und es wäre keine wahre Ewigkeit und Unsterblichkeit in ihm. Dies erkenne ich mein Gott und danke Dir dafür. Ich bekenne Dir, daß ich es erkenne, o Herr, und mit mir erkennt es jeder, und jeder preist Dich, der dankbar ist, die zuverlässige Wahrheit zu erkennen. Wir erkennen, Herr, insofern etwas nicht mehr existiert, was früher existierte, und insofern etwas neu entsteht, was früher nicht da war, daß ihm Vergehen und Entstehen innewohnt. Und weil Dein Wort wahrhaft unsterblich und ewig ist, ist es weder vorübergehend, noch aufeinanderfolgend.
Du sprichst durch das Wort, das ewig ist, wie Du, und alles, was Du aussprichst, ist ewig, und alles, das Dein Wort ins Leben ruft, wird, und Du schaffst nur durch Dein Wort und dennoch sind alle Dinge, die Du durch Dein Wort hervorrufst, nicht ewig.

Achtes Kapitel

Ich frage Dich, mein Gott und Herr, warum ist es so? Ich erkenne es wohl zur Genüge und weiß dennoch nicht, wie ich es anders deuten könnte als dahin, daß alles, was existiert, einen Anfang und ein Ende hat und zwar dann, wenn die ewige Vernunft, in der weder Anfang noch Ende ist, erkennt, daß die Dinge anfangen oder enden sollen. Dies aber ist Dein Wort, das auch das erste ist, das wir vernehmen. So redet Dein Fleisch gewordenes Wort im Evangelium, das dem menschlichen Ohre verständlich ist, damit es Glauben finde und im Allergeheimsten der Seele gesucht und in der ewigen Wahrheit gefunden würde, wo es als gütiger und alleiniger Lehrer alle Jünger belehrt. Wer uns aber nicht belehrt, wenn er zu uns spricht, der redet nicht zu uns. Wer aber lehrt uns anders, wenn nicht die unvergängliche Wahrheit? Denn wenn wir auch durch vergängliche Geschöpfe ermahnt werden, so werden wir doch zur unvergänglichen Wahrheit geführt, wo wir Wahrhaftigkeit lernen, „wenn wir dastehen und zuhören und uns hoch erfreuen an der Stimme des Bräutigams", indem wir uns dem weihen, dem wir unser Dasein danken. Deshalb ist die Wahrheit der Anfang aller Dinge, denn wäre sie nicht unvergänglich, so hätten wir, im Falle wir irrten, keinen, zu dem wir zurückkehren könnten. Wenn wir aber vom Irrtum abkommen, so geschieht es durch die Erkennt-

nis der Wahrheit; damit wir sie aber erkennen, belehrt er uns, „denn er ist der Anfang und spricht mit uns“.

Neuntes Kapitel

In diesem Anfange schufst Du Himmel und Erde, in Deinem Worte, in Deinem Sohne, in Deiner Kraft, in Deiner Weisheit, in Deiner Wahrheit; Du sprichst und schaffst in wunderbarer Weise. Wer kann es fassen? Wer erklären? Was ist das, was mir entgegenleuchtet und mein Herz erschüttert, ohne es zu verwunden? Schauer ergreift mich und Wonnebeben. Ich erschrecke, wie unähnlich ich ihm bin, und entbrenne, ihm ähnlich zu werden. Ja, die Weisheit selbst ist es, deren Strahlen mir entgegenleuchten und die den dunklen Nebel zerreißt, der mich einhüllt, wenn ich mich mit Finsternis bedeckt und unter der Last meines Elends stöhnend von ihr abwende; denn mein Leben hat vor lauter Betrübnis so viel Kraft eingebüßt, daß ich selbst das Gute an mir nicht ertrage, bis Du mir, o Herr, alle meine Sünden vergibst und alle meine Gebrechen heilst, bis Du mein Leben vom Verderben erlöseſt, mich mit Gnade und Barmherzigkeit krönst und mein Verlangen erfüllst mit Gütern, durch die ich mich wieder aufschwinge wie ein Adler. Denn wir sind nicht selig, tragen aber die Hoffnung in uns und warten in Geduld auf Deine Verheißung. Wer es vermag, höre

auf die Stimme, die in uns spricht; ich aber will zuversichtlich mit den Worten Deines Propheten ausrufen: „Herr, wie sind Deine Werke so groß und zahlreich, Du hast sie alle weisheitsvoll geordnet.“ Diese Weisheit ist der Anfang und in diesem Anfang schufst Du Himmel und Erde.

Zehntes Kapitel

Sind die nicht völlig in ihren finsteren Irrtümern befangen, die zu uns sprechen: „Was tat Gott, ehe er Himmel und Erde schuf? Wenn er so lange ruhte — sagen sie — und nicht wirkte, warum verharrte er nicht immer in dieser Ruhe und auch in der Folge nicht, als er aufhörte zu wirken? Wenn in Gott irgendeine neue Bewegung, ein neuer Wille entstand, ein Geschöpf ins Dasein zu rufen, das er noch nicht geschaffen hatte, war das dann eine wahre Ewigkeit, in der ein Wille entsteht, der vorher noch nicht war? Denn der Wille Gottes ist ja nichts Erschaffenes; er war vielmehr vor allen Geschöpfen, weil nichts geschaffen werden konnte, wenn zuvor nicht der Wille des Schöpfers gewesen wäre. Der Wille Gottes gehört also zum Wesen Gottes. Wenn etwas in Gottes Wesen entstand, was vorher nicht vorhanden war, so könnte man jenes Wesen nicht wahrhaft ewig nennen; wenn es aber der ewige Wille Gottes war, daß es Geschöpfe gebe, warum waren denn nicht auch die Geschöpfe ewig?“

Elftes Kapitel

Die so reden, erkennen Dich nicht, Du Weisheit Gottes, Licht des Geistes; sie erkennen nicht, wie das entsteht, was durch Dich und in Dir entsteht; sie erkühnen sich, das Ewige zu verstehen, aber ihr Herz flattert noch unruhvoll zwischen vergangenen und zukünftigen Augenblicksdingen hin und her und ist voller Eitelkeit. Wer wird es halten und zwingen, stillzustehen, damit es nur obenhin die Glorie der stetigen Ewigkeit erkenne, sie vergleiche mit der rastlosen Zeit und erkenne, daß Zeit und Ewigkeit unvergleichbar sind? Daß eine lange Zeitdauer nur durch viele vorübergehende Augenblicke entstehe, die nicht alle zugleich dahinschwinden können? Daß aber in der Ewigkeit nichts vergehe, sondern alles immer gegenwärtig sei; daß dagegen die Zeit nie vollkommen gegenwärtig sei? Daß es sehe, wie alle Vergangenheit von der Zukunft verdrängt werde, alle Zukunft der Vergangenheit folge und alles Vergangene und Zukünftige von der ewigen Gegenwart hervorgerufen werde und von ihr ausgehe? Wer wird das Herz des Menschen halten, damit es zur Ruhe komme und erkenne, daß es festgegründete, zukünftige und vergangene Zeiten bestimmt, daß aber die Ewigkeit weder eine Zukunft noch eine Vergangenheit hat? Vermag es etwa meine Hand? Oder sind Worte imstande, ein so großes Werk zu vollbringen?

Zwölftes Kapitel

Ich antworte dem, der fragt: „Was tat Gott, ehe er Himmel und Erde schuf?" nicht mit jener scherzhaften Antwort, die einst jemand gegeben haben soll, um der Schwierigkeit dieser Frage auszuweichen: „Er schuf für die, die sich vermessen, seine hohen Geheimnisse zu ergründen, Höllen." Wissen und Scherzen sind zweierlei. Eine solche Antwort hätte ich nie gegeben; ich hätte lieber erwidert: „Was ich nicht weiß, weiß ich nicht," als so eine witzelnde Antwort zu geben, die den zum Gespött macht, der nach so unergründlichen Dingen fragt, und die dem Spötter ob seiner törichten Entgegnung Beifall einbringt. Aber ich nenne Dich unseren Gott, den Schöpfer des ganzen Universums. Und wenn man unter dem Namen Himmel und Erde die ganze Schöpfung versteht, so sage ich dreist: „Bevor Gott Himmel und Erde machte, schuf er nichts." Denn wenn er geschaffen hätte, was hätte es anders sein können, als ein Geschöpf? Wüßte ich doch alles, was ich zu meinem Nutz und Frommen wissen möchte, so sicher, wie ich weiß, daß kein Geschöpf geschaffen wurde, bevor die Schöpfung stattfand.

Wenn sich aber irgend jemand, der schwärmerischen Sinnes ist, mit seiner Phantasie in vergangene Zeiten verliert und sich wundert, daß Du allmächtiger, allerschaffender und allerhaltender Gott, Baumeister des Himmels und der Erde, vor der Erschaffung dieses

unermeßlichen Werkes unzählige Jahrhunderte geruht hast, ehe Du es ins Leben riefst, so möge er sich beruhigen und bedenken, daß er sich über seinen eigenen Irrtum wundert. Denn wie konnten unzählige Jahrhunderte vergehen, die Du nicht hättest entstehen lassen, wenn Du Urheber und Schöpfer aller Jahrhunderte bist? Oder wie hätten Zeiten existieren können, die Du nicht geschaffen hättest? Und wie konnten sie vorübergehen, wenn sie niemals existierten? Wenn Du also der Schöpfer aller Zeiten bist und wenn es eine Zeit gab, ehe Du Himmel und Erde erschufst, wie kann man dann sagen, Du hättest damals nicht gewirkt? Denn gerade diese Zeit ist es, die Du geschaffen hattest, und es konnten keine Zeiten vorübergehen, ehe Zeiten da waren. Wenn es also vor Erschaffung des Himmels und der Erde keine Zeit gab, wie kann man dann fragen, was Du damals machtest? Denn als es noch keine Zeit gab, gab es auch noch kein Damals.

Dreizehntes Kapitel

Du gehst den Zeiten nicht zeitlich voran, sonst könntest Du nicht vor aller Zeit gewesen sein. Aber Du gehst in der Glorie der allgegenwärtigen Ewigkeit aller Vergangenheit voran und bist über alle Zukunft erhaben, weil sie eben zukünftig ist, und wenn sie da ist, bereits auch schon vergangen ist. „Du aber bleibst, wie Du bist und Deine Jahre neh-

men kein Ende.“ Deine Jahre gehen weder, noch kommen sie; unsere Erdenjahre gehen und kommen, so daß sie endlich alle kommen. Deine Jahre aber sind ein ewiges Heute, weil sie unzeitlich sind; und da sie nicht vorübergehen, werden sie von den kommenden nicht verdrängt; aber unsere Erdenjahre werden einst alle entschwunden sein, wenn sie einmal dahin sind. Deine Jahre sind wie ein Tag, und Dein Tag erneuert sich nicht; er ist ein einziges Heute; der heutige Tag gleicht nicht dem vergangenen, noch folgt er dem gestrigen. Dein Heute ist die Ewigkeit; deshalb erschufst Du den ewigen Sohn, zu dem Du sagtest: „Heute habe ich Dich geschaffen.“ Du schufst alle Zeiten und Du warst vor allen Zeiten, und nie gab es eine Zeit, in der keine Zeit war.

Vierzehntes Kapitel

Niemals gab es also eine Zeit, in der Du nicht schon etwas geschaffen hättest, weil Du ja die Zeit selbst geschaffen hast. Und keine Zeit ist ewig wie Du, denn Du bleibst immer derselbe. Wenn die Zeit aber beharrte und nicht vorüberginge, wäre sie ja keine Zeit. Denn was ist die Zeit? Wer kann beim Aussprechen des Wortes auch nur in Gedanken die Zeit umfassen? Und doch sprechen wir von nichts so häufig und so selbstverständlich, als von der Zeit. Wir verstehen allerdings, wenn wir von ihr sprechen und erkennen, wenn wir andere von ihr sprechen

hören, was die Zeit ist. Wenn mich niemand danach fragt, weiß ich es; wenn mich aber jemand nach einer Erklärung fragt, weiß ich es nicht. Ich behaupte jedoch zuversichtlich, daß ich weiß, es gäbe keine vergangene Zeit, wenn nichts verginge, und es gäbe keine Zukunft, wenn nichts herankäme. Wie kann man aber von jenen beiden Zeiten, der Vergangenheit und Zukunft, sagen, daß sie seien, wenn die Vergangenheit nicht mehr ist und die Zukunft noch nicht ist? Und wenn die Gegenwart immer gegenwärtig wäre und sich nicht in der Vergangenheit auflöste, so wäre sie keine Zeit mehr, sondern die Ewigkeit. Wenn also die Gegenwart nur dadurch zur Zeit wird, daß sie vergeht, wie können wir dann sagen, daß sie ist, da der Grund ihres Seins kein anderer ist, als die Notwendigkeit, nicht mehr zu sein; so daß wir in Wahrheit nur sagen können, daß sie eine Zeit sei, weil sie ins Nichtsein zurücksinkt?

Fünfzehntes Kapitel

Und doch sagen wir, dies ist eine lange, jenes eine kurze Zeit; wir können dies aber nur von der Vergangenheit und Zukunft sagen. Von der Vergangenheit, die z. B. hundert Jahre zurückliegt, sagen wir: „Es ist lange her;“ ebenso sagen wir von der Zukunft, die hundert Jahre vor uns liegt: „Es ist noch lange hin.“ Eine Vergangenheit und Zukunft von zehn Tagen nennen wir aber kurz. Wie kann nun

aber etwas lang oder kurz sein, was überhaupt nicht ist! Denn die Vergangenheit ist nicht mehr und die Zukunft ist noch nicht. Wir sollten deshalb von der Vergangenheit nicht sagen: „Sie war lang“ und und von der Zukunft: „Sie wird lang sein!“ O mein Herrgott und Erleuchter, spottet nicht auch hier Deine Wahrheit des Menschen! Denn: war die vergangene Zeit lang, als sie bereits vergangen war oder als sie noch gegenwärtig war! Denn sie konnte nur lang sein, wenn sie überhaupt etwas war, dem Länge zukam; als Vergangenheit existierte sie aber nicht mehr, deshalb konnte sie auch nicht lang sein; sie war überhaupt nicht mehr. Wir dürfen also nicht sagen: „Die Vergangenheit war lang,“ denn wir werden nichts finden, das lang wäre, da es, seitdem es vergangen ist, nicht mehr existiert; wir müssen vielmehr sagen: „Jene Gegenwart war lang,“ weil sie nur als Gegenwart aufgefaßt lang war. Denn ehe sie vergangen war, war sie etwas und konnte also auch lang sein. Sobald sie aber vergangen war, hörte sie auch auf, lang zu sein, da sie überhaupt aufgehört hatte, zu sein.

Prüfen wir nun, o Menschengeist, ob die Gegenwart lang sein könne; denn du hast die Fähigkeit, Zeiträume wahrzunehmen und zu messen. Was antwortest Du auf meine Frage! Sind hundert gegenwärtige Jahre eine lange Zeit! Prüfe zuerst, ob hundert Jahre überhaupt gegenwärtig sein können. Während das erste Jahr im Vergehen ist, ist

nur dies gegenwärtig und die übrigen neunundneunzig Jahre sind noch zukünftig und existieren deshalb noch gar nicht; und während nun das zweite Jahr vergeht, ist eins bereits vergangen, das zweite gegenwärtig, die übrigen sind noch zukünftig. Oder wählen wir ein anderes Jahr aus diesen hundert und nehmen wir an, es sei gegenwärtig, so sind die vorherliegenden vergangen und die noch kommenden zukünftig; folglich können hundert Jahre nie gegenwärtig sein. Prüfe nun, ob wenigstens das eine Jahr, das gerade verläuft, gegenwärtig ist. Während der erste Monat vergeht, sind die anderen zukünftig; verläuft der zweite, ist der erste bereits vergangen und die übrigen sind noch zukünftig. Folglich ist auch das Jahr, das gerade verläuft, nicht vollkommen gegenwärtig; und ist es nicht durchweg gegenwärtig, so ist es überhaupt nicht gegenwärtig. Denn von den zwölf Monaten, die ein Jahr bilden, ist immer nur der verlaufende Monat gegenwärtig; die übrigen sind entweder bereits vergangen oder noch zukünftig. Freilich ist auch der verlaufende Monat nicht gegenwärtig, sondern nur ein Tag. Ist der erste Tag gegenwärtig, dann sind die übrigen noch zukünftig; sind wir am letzten Tage des Monats, so sind die übrigen bereits entschwunden; ist ein beliebig anderer Tag gegenwärtig, so liegen vergangene Tage vor ihm und zukünftige hinter ihm.

So ist also — wie wir sahen — die einzig gegenwärtige Zeit, die lang genannt werden kann, kaum

auf die Dauer eines Tages beschränkt. Aber auch diesen wollen wir noch näher ins Auge fassen, da ja auch nicht der vollständige Tag stets gegenwärtig ist. Er wird in vierundzwanzig Tag- und Nachtstunden eingeteilt. In der ersten Stunde sind die übrigen noch zukünftig; in der letzten gehören die verflossenen Stunden bereits der Vergangenheit an. Einer mittleren Tagesstunde sind vergangene Stunden vorausgegangen und andere folgen ihr. Und selbst diese eine Stunde zerfällt in flüchtige Augenblicke; was von der Stunde bereits verflogen ist, gehört bereits der Vergangenheit an, und was noch übrig ist, gehört der Zukunft. Ließe sich irgendein Zeitmaß denken, das auch nicht mehr in die kleinsten Teilchen zerlegbar wäre, so könnten nur sie allein gegenwärtig genannt werden. Und doch würden auch sie so rasch aus der Zukunft in die Vergangenheit eilen, daß sie nicht die geringste meßbare Zeitdauer besäßen. Denn wenn diese Momente noch irgendwie zeitlich erfaßbar wären, so würden sie sich als vergangene und zukünftige kennzeichnen lassen und es gäbe keine Gegenwart. Giebt es also eine Zeit, die wir lang nennen können? Etwa die Zukunft? Wir können von ihr nicht sagen, daß sie lang sei, weil sie ja gar nicht existiert; wir können höchstens sagen, sie werde lang sein. Wann wird sie es aber sein? Denn wenn sie, solange sie noch zukünftig ist, nicht lang sein kann, weil sie, die als „lang" bezeichnet wird, noch gar nicht existiert, und sie ebensowenig lang sein kann, wenn sie aus dem zu-

künftigen Zustand, der noch nicht da ist, allmählich zur Gegenwart wird, damit sie etwas sei, das vielleicht lang ist, so ruft uns die Gegenwart — wie bereits oben erwähnt — zu, daß sie nicht lang sein kann.

Sechzehntes Kapitel

Und dennoch nehmen wir Zeiträume wahr, o Herr, und vergleichen sie miteinander; nennen die einen länger, die anderen kürzer. Wir berechnen auch, um wieviel diese Zeit kürzer oder länger ist, als jene, und sagen, diese ist zwei- oder dreimal so lang als jene, oder sie sind gleich. Aber wenn wir mittels der Wahrnehmung messen, dann messen wir nur die Zeiten, die an uns vorübergehen. Denn wer kann vergangene Zeiten wahrnehmen, die entschwunden sind, oder zukünftige, die noch nicht existieren? Es sei denn, daß jemand behaupten würde, etwas messen zu können, was gar nicht existiert. Während also die Zeit vorübergeht, kann man sie wahrnehmen; wenn sie aber vorübergegangen ist, ist es unmöglich, weil sie dann bereits entflohen ist.

Siebzehntes Kapitel

Ich forsche nur, o Vater, und stelle keine Behauptungen auf; mein Gott, beschütze und leite mich. Wer wagte mir zu entgegnen, es gäbe keine drei Zeiten (die man uns bereits in der Kindheit gelehrt

hat und die wir wiederum die Schüler gelehrt haben): Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, sondern nur die Gegenwart, weil jene beiden gar nicht existieren! Oder existieren auch sie und tritt jene etwa nur dann aus der Verborgenheit, wenn die Zukunft zur Gegenwart wird, und tritt diese etwa nur in die Verborgenheit zurück, wenn die Gegenwart zur Vergangenheit wird! Denn wie konnten die etwas wahrnehmen, die Zukünftiges prophezeiten, das noch gar nicht existierte! Was nicht existiert, kann ja nicht gesehen werden. Und die, die von Vergangenem erzählen, würden nicht die Wahrheit sagen, wenn sie sie nicht im Geiste erblickten. Gäbe es keine Vergangenheit, so könnte überhaupt nichts wahrgenommen werden. Folglich gibt es eine Zukunft und eine Vergangenheit.

Achtzehntes Kapitel

Laß mich noch weiter forschen, Herr, Du meine Zuversicht, und möge mein Eifer nicht erlahmen. Wenn es also eine Zukunft und eine Vergangenheit gibt, so möchte ich wissen, wo sie sind. Und wenn mir dies auch zu erfahren versagt ist, so weiß ich doch, daß sie dort, wo sie auch immer sein mögen, weder als Zukunft, noch als Vergangenheit existieren, sondern als Gegenwart. Denn wäre die Zeit auch dort noch zukünftig, so existierte sie ja auch dort noch nicht, und wäre sie dort schon vergangen, so wäre sie auch dort nicht mehr.

Wo immer also etwas ist, so existiert es nur in der Gegenwart. Wenn wir Vergangenes wahrheitsgemäß erzählen, so schöpfen wir zwar nicht die vergangenen Dinge selbst aus der Quelle des Gedächtnisses, sondern nur die den Vorstellungen entsprechenden Worte, die in der Seele gleichsam beim Vorübergleiten ihre Spuren hinterließen. So gehört meine Kindheit, die entflohen ist, der entschwundenen Vergangenheit an. Wenn ich mich ihrer aber erinnere und von ihr erzähle, wird mir das längst entschwundene Bild gegenwärtig, weil es noch in meinem Gedächtnisse haftet. Ob sich nun bei der Prophezeiung der Zukunft die Sache ähnlich verhält, so daß von Dingen, die noch im Schoße der Zukunft ruhen, die Vorstellungen bereits als vorhanden sich im Geiste spiegeln? Ich bekenne, o mein Gott, daß ich es nicht weiß. Das weiß ich aber gewiß, daß wir uns oft unsere künftigen Handlungen reiflich überlegen und daß diese Überlegung gegenwärtig ist, während die Handlung selbst, über die wir nachdenken, noch gar nicht ausgeführt wird, sondern noch in ferner Zukunft liegt. Sobald wir aber mit der Ausführung jener überlegten Handlung begonnen haben, dann ist sie, weil sie nicht mehr zukünftig ist, gegenwärtig.
Wie es sich auch mit der geheimen Vorahnung künftiger Dinge verhalten mag: was nicht ist, kann auch nicht wahrgenommen werden. Was aber ist, gehört nicht mehr der Zukunft, sondern der Gegenwart an. Wenn man also davon spricht, in die Zukunft schauen

zu können, so erblickt man keineswegs etwas Zukünftiges, also etwas, das noch nicht existiert, sondern die bereits gegenwärtigen Ursachen oder Anzeichen, aus denen das im Geiste Wahrgenommene als zukünftig vorausgesagt wird. Diese Vorstellungen haben bereits für die, die sie voraussehen, Wirklichkeit und sie nehmen sie in sich gegenwärtig wahr. Nehmen wir ein beliebiges Beispiel: Ich sehe die Morgenröte und sage den Aufgang der Sonne voraus. Was ich sehe, ist gegenwärtig; was ich voraussage, ist zukünftig. Die Sonne ist aber in diesem Falle nicht das Zukünftige, denn sie ist ja bereits da; nur ihr Aufgang ist noch nicht gegenwärtig. Doch auch den Aufgang könnte ich nicht vorhersehen, wenn ich mir ihn nicht im Geiste vorstellte, wie eben, während ich dies sage.

Allein, weder ist jene Morgenröte, die ich am Himmel erblicke, der Sonnenaufgang, obgleich sie ihm vorangeht, noch ist es jene Vorstellung meines Geistes; beides nehme ich aber gegenwärtig wahr, so daß ich es als zukünftig voraussagen kann. Das Zukünftige existiert also noch nicht, und was noch nicht existiert, ist überhaupt nicht vorhanden und kann nicht wahrgenommen, wohl aber aus dem Gegenwärtigen, das bereits existiert und also auch wahrgenommen wird, vorausgesagt werden.

Neunzehntes Kapitel

Du aber, Herr Deiner Schöpfung, wie lehrtest Du die Seelen, das Zukünftige zu erkennen? Denn Du hast es ja Deine Propheten gelehrt. Auf welche Art lehrst Du den, für den es keine Zukunft gibt, die Zukunft schauen oder vielmehr, wie machst Du ihm die Zukunft gegenwärtig? Denn was nicht existiert, kann ja überhaupt nicht gelehrt werden. Es auszudenken ist meiner Fassungskraft nicht gegeben; „solche Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu erhaben; ich kann es nicht erfassen"; durch Dich aber vermag ich es wohl, wenn Du mir die Gabe verleihst, Du wonnevolles Licht meines geistigen Auges.

Zwanzigstes Kapitel

Das leuchtet nun klar ein; weder das Zukünftige, noch das Vergangene existiert. Folglich kann man auch nicht sagen, es gebe drei Zeiten: Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; man müßte sich vielleicht so ausdrücken: es gibt drei Zeiten: die Gegenwart der vergangenen Dinge, die Gegenwart der gegenwärtigen Dinge und die Gegenwart der zukünftigen Dinge. Diese drei Zeitformen nehmen wir wohl in unserem Geiste wahr und sonst nirgendwo: Die gegenwärtige Erinnerung der Vergangenheit, die gegenwärtige Anschaulichkeit der Gegenwart, und die gegenwärtige Erwartung der Zukunft. Wenn

wir es so formulieren dürfen, anerkenne ich allerdings die Zeitunterschiede. Man mag meinetwegen auch mißbräuchlich und gewohnheitsmäßig sagen, es gebe drei Zeiten: Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft; ich kümmere mich nicht darum, widerspreche nicht, tadle es nicht; wenn man nur versteht, was man sagt, und es nicht so auffaßt, als ob das Zukünftige oder Vergangene gegenwärtig wäre. Es gibt ja nur wenige Dinge, für die die Sprache den eigentlichen kongruenten Ausdruck hat; das meiste wird umschrieben oder indirekt ausgedrückt. Dessenungeachtet versteht man doch, was wir wollen.

Einundzwanzigstes Kapitel

Ich habe kurz vorher gesagt, daß wir die Zeit, die an uns vorübergeht, messen, so daß wir sagen können, diese Zeit sei im Verhältnis zu jener doppelt so lang oder gleich lang oder was sich eben sonst von den einzelnen mannigfach gemessenen Zeitteilen aussagen läßt. Deshalb messen wir — wie ich sagte — die Zeiten, die an uns vorübergehen. Wenn mich nun jemand fragte: „Woher weißt du das?“ so würde ich antworten: „Ich weiß, daß wir sie messen, und daß etwas, was nicht ist, nicht gemessen werden kann, und daß Vergangenes und Zukünftiges nicht existiert.“ Wie messen wir aber die Gegenwart, wenn sie keine Ausdehnung hat? Sie wird eben gemessen, *während* sie an uns vorübergeht; wenn sie aber

bereits vorübergegangen ist, kann sie nicht mehr gemessen werden, weil sie dann nicht mehr existiert. Aber woher kommt sie, wodurch vergeht sie und wohin entflieht sie, indes sie gemessen wird? Woher kommt sie, wenn nicht aus der Zukunft? Wodurch vergeht sie, wenn nicht durch die Gegenwart? Wohin entflieht sie, wenn nicht in die Vergangenheit? Sie kommt also aus einer Zeit, die noch nicht existiert, vergeht durch eine Zeit, die keine Ausdehnung hat, und entflieht in eine Zeit, die nicht mehr existiert. Was messen wir denn aber, wenn nicht die Zeit in irgendeiner Ausdehnung? Denn wenn wir sagen: einmal so lang, doppelt oder dreimal oder gleich lang, so sagen wir das nur von verschiedenen Ausdehnungen der Zeitteile. In welchem Zeitteil messen wir aber die vorübergehende Zeit? Etwa im zukünftigen, aus dem sie kommt? Aber was noch nicht existiert, können wir ja nicht messen. Oder im gegenwärtigen, durch den sie vergeht? Aber wir können ja nicht messen, was keine zeitliche Ausdehnung hat. Oder im vergangenen, in den sie entflieht? Aber wir können ja nicht messen, was nicht mehr existiert.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Meine Seele brennt vor Verlangen, dieses geheimnisvolle Rätsel zu lösen. O mein Gott und Herr, verschließe nicht, im Namen Jesu Christi flehe ich zu Dir mein gütiger Vater, o verschließe

meinem Verständnis nicht dieses alltägliche und doch so geheimnisvolle Rätsel, auf daß mein Geist es durchdringe und es durch Deine barmherzige Erleuchtung erhelle. Wen kann ich über diese Dinge befragen, o Herr, und wem kann ich mit größerer Hoffnung meine Unwissenheit bekennen, als Dir, der meinen glühenden Eifer nicht tadelt, der mich so unwiderstehlich zu Deiner Heiligen Schrift hinzieht? Verleihe mir das, was ich liebe, denn ich liebe. Und auch diese Kraft hast Du mir verliehen. Gib mir, um was ich bitte, o Vater, „der Du in Wahrheit Deinen Kindern gute Gabe zu verleihen weißt." Leih mir die Kraft, denn ich möchte dies Rätsel ergründen; aber es ist mir zu schwer, es sei denn, Du gibst mir die Lösung.

Im Namen Jesu Christi beschwöre ich Dich, im Namen dieses heiligsten Heiligen, lege mir keine Hindernisse in den Weg. Ich glaube, darum rede ich. Dies ist meine Hoffnung und in ihr lebe ich, „daß ich die Wonne des Herrn schaue". Siehe, „Du hast von alters her meine Tage gezählt" und sie fliehen dahin und ich weiß nicht wie. Wir sprechen von Zeit und Zeiten und fragen: „Wann hat der das gesagt? Wann hat jener das getan? Wie lange habe ich das nicht gesehen!" Ferner sagen wir: „Diese Silbe hat das doppelte Zeitmaß nötig im Verhältnis zu jener einfachen kurzen Silbe." Wir sagen es, hören es, verstehen es und werden verstanden. Das ist vollkommen klar und gebräuchlich, und dennoch ist es wie-

derum völlig dunkel und die Lösung des Rätsels unbekannt.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Ich hörte, wie einst ein Gelehrter sagte, die Bewegung der Sonne, des Mondes und der Gestirne zeige die Zeit an. Ich war anderer Meinung. Warum sollte nicht ebensogut die Bewegung aller anderen Körper die Zeit anzeigen? Wenn z. B. die Himmelslichter erlöschten und die Scheibe des Töpfers sich noch drehte, gab es dann kein Zeitmaß mehr, um die Umdrehungen dieser Scheibe zu zählen und sagen zu können, daß sie sich entweder in gleichmäßiger Schnelligkeit vollzögen oder — wenn die Umdrehungen vielleicht bald langsamer, bald schneller stattfänden — daß einige Umdrehungen langsam, andere weniger langsam seien? Und wenn wir so sprächen, würden wir nicht innerhalb der Zeit so sprechen, und wären die Silben unserer gesprochenen Worte nicht von verschiedener Länge und Kürze, wenn sie bald länger, bald kürzer tönten?

O Gott, gib dem Menschen ein Beispiel, an dem er erkenne, was kleinen und großen Dingen gemeinsam ist. „An der Himmelsfeste kommen Lichter herauf, die am Tage leuchten und in der Nacht, und sie geben Zeichen an und Zeiten, Tage und Jahre." Sie verkünden tatsächlich die Zeit; an der Umdrehung einer

Holzscheibe würde ich aber nicht erkennen, was ein Tag ist.

Ich möchte Wesen und Natur der Zeit erfassen, wodurch wir die Bewegung der Körper messen und behaupten, jene Bewegung sei doppelt so lang, als diese. Ich frage dies, weil wir nicht bloß das Zeitmaß Tag nennen, während dessen die Sonne über dem Horizont steht, wodurch sich der Tag von der Nacht unterscheidet, sondern die Zeitspanne des ganzen Sonnenumlaufes von einem Sonnenaufgang bis zum anderen, demgemäß wir sagen: „Soundso viele Tage sind verflossen." Wir verstehen darunter Tage und Nächte und zählen die Nächte nicht besonders. Wird nun der Tag durch die Bewegung der Sonne vollendet oder durch ihren Kreislauf, der von einem Morgen bis zum andern währt, so frage ich, ob die Bewegung selbst der Tag ist oder ob es der Zeitraum ist, innerhalb dessen sie sich vollzieht, oder ob beides zugleich. Denn würde das erste Tag genannt, so wäre ein Tag zu Ende, wenn die Sonne ihren Lauf auch innerhalb einer Stunde vollendete; würde das zweite Tag genannt, so wäre, wenn die Zeitspanne von einem Sonnenaufgang bis zum andern nicht mehr als eine Stunde betrüge, auch das kein Tag; die Sonne müßte vielmehr vierundzwanzigmal umlaufen, bis ein Tag zu Ende wäre. Würde man endlich beides zugleich Tag nennen, so wäre weder ein Tag zu Ende, wenn die Sonne ihren Lauf innerhalb einer Stunde vollendete, noch

auch, wenn die Sonne nicht aufginge und so viel Zeit darüber verginge, als sie gewöhnlich zur Vollendung ihres ganzen Umlaufs von einem Morgen bis zum andern braucht. Darum will ich jetzt nicht fragen, was man eigentlich einen Tag nennt, sondern was die Zeit sei, mittels deren wir den Sonnenumlauf messen, und warum wir, wenn er in einem Zeitraume von zwölf Stunden vollendet wäre, von ihm sagen, er sei um die Hälfte kürzer als gewöhnlich. Wenn wir beide Zeiträume vergleichen, würden wir den zwölfstündigen Sonnenumlauf die einfache, den vierundzwanzigstündigen die doppelte Zeit nennen, wenn die Sonne manchmal in jener einfachen, manchmal in der doppelten Zeit umliefe. Niemand sage deshalb, die Bewegung der Himmelskörper sei die Zeit; denn als die Sonne einst auf Josuas Wunsch stillstand, damit er eine Schlacht siegreich vollende, stand wohl die Sonne still, die Zeit schritt aber fort. Jene Schlacht wurde in der Zeitspanne geliefert und beendet, die eben notwendig war. Daraus schließe ich, daß die Zeit eine gewisse Ausdehnung hat. Erkenne ich es aber oder glaube ich es nur zu erkennen? Du wirst mich belehren, der Du das Licht und die Wahrheit bist.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Willst Du, daß ich zustimme, wenn jemand behauptet, die Zeit sei die Bewegung eines Körpers? Sicher nicht. Denn jeder Körper bewegt sich, wie

ich von Dir vernommen habe, innerhalb der Zeit. Daß aber die Bewegung eines Körpers die Zeit selber sei, habe ich nicht von Dir gehört. Denn wenn sich ein Körper bewegt, so messe ich die Dauer seiner Bewegung von Anfang bis zu Ende. Und kann ich den Anfang seiner Bewegung nicht wahrnehmen und beharrt er so lange in seiner Bewegung, daß ich auch das Ende nicht wahrnehmen kann, so bin ich nicht imstande, die Bewegungsdauer anders zu messen, als nur vom Anfang meiner Wahrnehmung an bis zum Ende. Habe ich die Bewegung lange wahrgenommen, so kann ich nur sagen, daß es eine lange Zeit war, nicht aber *wie* lange sie war. Denn sobald wir die tatsächliche Länge bestimmen wollen, kann es nur durch Vergleiche geschehen; wie etwa: „Dieser Zeitabschnitt ist so lang wie jener," oder: „Dieser ist im Vergleich zu jenem doppelt so lang" usw. Wenn wir aber auch den Ort bezeichnen können, woher und wohin ein Körper kommt, der sich bewegt oder dessen Teile sich bewegen, so könnten wir auch bestimmen, wieviel Zeit der Körper oder einer seiner Teile nötig hat, um sich von einem Punkt zum andern fortzubewegen. Da nun die Bewegung eines Körpers etwas anderes ist, als das Maß, mit dem wir die Dauer der Bewegung messen, so erkennt wohl jeder, was wir eigentlich „die Zeit" nennen müssen. Denn wenn ein Körper sich bald bewegt, bald still steht, so messen wir ja nicht bloß die Zeit, während der er sich bewegt, sondern auch die Dauer seines Stillstandes und sagen: „Innerhalb

seiner Bewegung stand er soundso lange still" oder „Er stand zwei- oder dreimal so lange still, als er sich bewegte." Das ergibt das mehr oder weniger genaue Ergebnis unserer Messung. Die Zeit ist also nicht mit der Bewegung eines Körpers zu verwechseln.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Ich bekenne, o Herr, daß ich immer noch nicht weiß, was die Zeit ist, und bekenne Dir auch wiederum, o Herr, daß ich weiß: dies Bekenntnis mache ich innerhalb der Zeit. Ich weiß auch, daß ich schon lange über die Zeit spreche. Woher wüßte ich es, wenn ich nicht wüßte, was die Zeit ist? Oder ist es vielleicht nur mein Mangel, das ausdrücken zu können, was ich weiß? Ach, daß ich nicht einmal weiß, was ich weiß! Siehe, mein Gott, vor Dir lüge ich nicht; ich rede, wie mein Herz mich reden heißt. Du bist mein Erleuchter, mein Gott und Herr, und Du erhellst meine Finsternis.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Legt meine Seele nicht das wahrhafte Bekenntnis vor Dir ab, daß ich die Zeit messe? Ja, mein Gott, ich messe sie, und weiß dennoch nicht, was ich messe. Ich messe die Bewegung eines Körpers durch die Zeit und kann die Zeit selbst nicht messen. Oder könnte ich die Bewegung eines Körpers messen und die Zeit,

in der er von einem Ort zum anderen gelangt, wenn ich nicht die Zeit mäße, innerhalb deren er sich bewegt? Mit welchem Maßstab messe ich also die Zeit? Messen wir etwa die längere Zeit durch die kürzere, wie wir die Länge eines Balkens durch das Maß eines Fußes messen? Ebenso scheinen wir das Maß einer kurzen Silbe beim Messen einer langen Silbe zugrunde zu legen, die wir dann doppelt so lang nennen. So messen wir den Umfang eines Gedichtes durch die Länge der Verse und die Länge der Verse durch den Versfuß und die Länge des Versfußes durch die Länge der Silben und die Länge der größeren Silben durch die kleineren. Natürlich wird im Gedicht nicht buchstäblich gemessen — das geschieht nur bei räumlich und nicht bei zeitlich ausgedehnten Dingen — sondern wenn wir die Worte ausgesprochen haben, sagen wir: „Das Gedicht ist soundso lang, denn es hat soundsoviel Verse; die Verse sind soundso lang, denn sie bestehen aus soundso vielen Versfüßen; die Versfüße sind soundso lang, denn sie zählen soundso viele Silben; die Silben sind lang, denn jede ist doppelt so lang wie eine kurze." Aber auch auf diese Weise wird noch kein sicheres Zeitmaß gewonnen, da ja auch ein kürzerer Vers, wenn er langsam gesprochen wird, eine längere Zeit hindurch ertönt, als ein längerer, der rasch vorgetragen wird. Ebenso verhält es sich mit einem Gedicht, mit einem Versfuß, mit einer Silbe; deshalb scheint mir, daß die Zeit nichts anderes ist als eine Ausdehnungsform

ich weiß nicht wovon. Seltsam genug, wenn sie nicht rein geistig wäre!

Ich bitte Dich, mein Gott, was messe ich denn, wenn ich nur unbestimmt angeben kann: „Dieser Zeitabschnitt ist länger als jener", oder auch bestimmen kann: „Dieser Zeitintervall ist doppelt so lang, als jener"? Ich weiß, daß ich die Zeit messe; aber ich messe nicht die zukünftige Zeit, weil sie noch nicht existiert, messe nicht die gegenwärtige, weil sie keine Ausdehnung hat, und messe nicht die vergangene, weil sie nicht mehr ist. Was messe ich also? Etwa die vorübergehende Zeit im Unterschied zur vorübergegangenen? Ich meine wohl das letztere.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Fasse dich, mein Geist, und merk' auf: Gott ist unser Beistand; er hat uns geschaffen und nicht wir. Merk' auf, wo das Morgenrot der Wahrheit dämmert! Denke dir, es ertönt eine Stimme; wir hören sie immerzu und endlich verstummt sie. Es herrscht Schweigen und jene Stimme ertönt nicht mehr. Ehe sie ertönte, war sie zukünftig und konnte nicht gemessen werden, weil sie noch nicht ertönt war, und sie kann auch nicht mehr gemessen werden, nachdem sie bereits verklungen ist. Während sie ertönte, konnte man sie messen, denn sie ertönte ja tatsächlich. Aber auch da beharrte sie nicht; sie ertönte und verklang. Oder war es gerade deshalb um so eher

möglich, sie zu messen? Denn während die Stimme ertönte, füllte sie einen gewissen Zeitraum aus, durch den sie gemessen werden konnte. Die Gegenwart hat ja keine zeitliche Ausdehnung. Wenn es also möglich war, sie zu messen, so denke dir, es ertöne eine andere Stimme und sie klinge ohne Unterbrechung fort. Wir wollen sie messen, solange sie noch ertönt, denn wenn sie zu klingen aufgehört hat, wird sie bereits vorübergegangen sein und es wird dann nicht mehr möglich sein, sie zu messen. Wir wollen sie also wirklich messen und angeben, welchen Zeitraum sie ausfüllt. Aber sie ertönt ja noch immer und doch kann sie nur von Anfang an gemessen werden, wo sie zu tönen begann, bis zu dem Augenblick, wo sie aufhören wird. Wir messen nämlich nur den Zeitraum von einem bestimmten Anfang bis zu einem bestimmten Ende. Daher kann die Stimme, die noch immer ertönt, nicht gemessen werden, so daß man feststellen könnte, wie lang oder wie kurz sie ist; es läßt sich auch nicht bestimmen, ob sie ebenso lang oder doppelt so lang wie eine andere ist usw. Hat die Stimme aber aufgehört zu ertönen, so ist sie ja bereits entschwunden. Wie wäre es dann möglich, sie zu messen? Und doch messen wir die Zeiten. Wir messen aber weder die, die noch nicht existieren, noch die, die nicht mehr existieren, noch auch die, die sich auf keinen Zeitraum erstrecken, noch endlich die, die unbegrenzt sind; wir messen also weder die zukünftige, noch die vergangene, noch die gegenwärtige, noch die

vorübergehende Zeit und dennoch messen wir die Zeiten.

Die Verszeile: „O Gott, Du Schöpfer aller Welt", besteht aus acht teils kurzen und teils langen Silben. Vier, nämlich die erste, dritte, fünfte, siebente, sind kurz im Vergleich zu den vier längeren: der zweiten, vierten, sechsten, achten. Diese beanspruchen im Vergleich zu jenen die doppelte Zeitdauer. Ich spreche sie aus, wiederhole sie und die Wahrnehmung meiner Sinne bestätigt, daß es sich so verhält. Soweit meine Sinne zuverlässig sind, messe ich die lange Silbe mit der kurzen und bemerke, daß sie doppelt so lang ist, als jene. Aber wenn die eine nach der anderen ertönt, wenn die erste kurz, die zweite lang ist, wie kann ich dann die kurze festhalten und sie als Maßstab beider langen anwenden, um festzustellen, daß sie doppelt so lang ist, als jene, da die lange erst zu ertönen beginnt, wenn die kurze bereits verklungen ist! Auch die lange Silbe messe ich nicht, solange sie gegenwärtig ist; sie ist ja erst meßbar, wenn sie ausgesprochen ist. Ist das aber geschehen, so ist sie ja bereits verklungen. Was soll ich also messen! Wo ist die kürzere Silbe, die mir als Maßstab dienen sollte! Wo ist die lange, die ich messen wollte! Beide sind ertönt und verklungen, vorübergegangen und sind nicht mehr. Und doch messe ich und gebe, soweit man sich auf ein geschultes Gehör verlassen kann, die zuversichtliche Antwort, jene habe die einfache, diese die doppelte

Zeitdauer nötig. Das wäre unmöglich, wenn diese beiden Silben nicht bereits ausgesprochen und verklungen wären. Ich messe also nicht die Silben selbst, die bereits verklungen sind, sondern etwas, das sich meinem Gedächtnisse eingeprägt hat. In dir, mein Geist, messe ich die Zeiten; entgegne mir nicht „wieso!“ Laß mich nicht durch die Menge Deiner Vorurteile irregehen. Ich wiederhole, ich messe die Zeiten in dir; der Eindruck, den die vorübergehenden Dinge auf dich machen, beharrt auch, wenn die Dinge längst vorübergegangen sind, und diesen Eindruck messe ich, wenn ich die Zeiten messe. Entweder ist also dieser Eindruck die zu messende Zeit oder nicht. Aber wie, wenn wir sogar das Schweigen messen und sagen: „Dies Schweigen hat ebenso lange gedauert, als die Stimme ertönte“? Passen wir dann nicht unsere Gedanken der Zeitdauer der Stimme an, als ertönte sie noch um danach die Zeitdauer des Schweigens bestimmen zu können? Denn auch schweigend lassen wir in Gedanken Gedichte, Verse und Reden an unserem Geiste vorüberziehen und geben dann die betreffende Zeitdauer, die sie beanspruchen, und das Verhältnis der Zeitdauer des einen zum andern genau so an, als wenn wir sie laut aufsagten. Wenn jemand einen etwas längeren Laut ausstieße und dessen Länge im voraus bestimmte, so berechnet er diesen Zeitraum im stillen, teilt ihn seinem Gedächtnisse mit und läßt jenen Ton so lange erklingen, bis er die von ihm festgesetzte Zeitdauer

erreicht hat, oder vielmehr der Laut ertönte nicht nur, er wird ertönen, denn, soweit der Ton vorüber ist, so weit ertönte er bereits; soweit er aber noch nicht erklungen ist, wird er noch ertönen. Er wird also vollendet, während die gegenwärtige Wahrnehmung das Zukünftige in die Vergangenheit überträgt, so, daß durch das Wachsen der Vergangenheit die Zukunft sich vermindert, bis das Zukünftige vollkommen in der Vergangenheit aufgegangen ist.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Aber wie kann sich Zukünftiges, das noch gar nicht existiert, vermindern und erschöpfen? Oder wie kann die Vergangenheit, die nicht mehr existiert, wachsen, wenn im Geiste, in dem dies vorgeht, nicht diese drei Formen gegeben sind? Er erwartet, faßt auf und erinnert sich, so daß das, was er erwartet, durch das, was er auffaßt, in das übergeht, dessen er sich erinnert. Wer leugnet also, daß das Zukünftige noch nicht da ist? Dennoch lebt aber bereits in der Seele die Erwartung des Zukünftigen. Und wer leugnet, daß das Vergangene nicht mehr sei? Dennoch lebt in der Seele die Erinnerung an Vergangenes. Und wer leugnet, daß die Gegenwart der Zeitdauer entbehre, weil sie nur ein unteilbarer Augenblick ist? Dennoch dauert die Wahrnehmung dessen, was vergangen ist, fort. Die Zukunft ist nicht lang, weil sie noch nicht existiert, sondern weil sie nichts anderes

als eine lange Erwartung des Zukünftigen ist; ebenso wenig ist die Vergangenheit lang, die nicht mehr existiert; lang ist vielmehr nichts anderes, als die Erinnerung des Vergangenen.

Ich will z. B. ein Lied aufsagen, das ich auswendig kann; bevor ich beginne, richtet sich meine Erwartung auf das Ganze; habe ich aber begonnen, dann fällt das, was ich bereits vorgetragen habe, als vergangen ins Gedächtnis zurück. Zu dieser meiner Tätigkeit gehört also das Gedächtnis, wo das ruht, was ich bereits gesagt habe, und die Erwartung dessen, was ich noch sagen werde; gegenwärtig ist nichts anderes, als meine Aufmerksamkeit, durch die das, was der Zukunft angehörte, hindurchgeht, um in die Vergangenheit zurückzufallen. Je mehr dies nun geschieht, desto mehr verkürzt sich die Erwartung und vergrößert sich der Gedächtnisvorrat, bis die ganze Erwartung sich erschöpft hat, weil das ganze Gedicht völlig beendet wieder im Gedächtnisschrein aufbewahrt wird. Und was bei dem ganzen Gedichte geschieht, das geschieht auch bei jedem einzelnen Teile und den einzelnen Silben desselben; ebenso bei einer längeren Handlung, der das Gedicht vielleicht nur entnommen ist; ebenso bei dem ganzen menschlichen Leben, dessen einzelne Geschehnisse nur Teile sind; ebenso bei der ganzen Menschheit, wo denn das Leben des Einzelindividuums ein Teil des ganzen menschengeschichtlichen Lebens ist.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Aber „Deine Güte ist kostbarer als alles Leben"; siehe, mein Leben ist nichtig und „Deine Rechte hat mich aufgenommen" in meinem Herrn, dem Menschensohn, dem Mittler zwischen Dir, dem Einen, und uns den Vielen, in Vielem durch Vieles. Damit ich durch ihn das erfasse, von dem auch ich erfaßt bin und mich von meiner Vergangenheit abwende und vergesse, was hinter mir liegt und nicht nach dem verlange, was künftig und vorübergehend ist sondern mich dem zuwende, was vor mir ist; nicht zerstreut, sondern gesammelt strebe ich der Palme der ewigen Berufung zu, wo ich die Stimme Deines Lobes höre und Deine Wonne schaue, die weder kommt, noch vorübergeht. Hier aber gehen meine Jahre seufzend dahin. Du bist mein Trost, Herr, bist mein ewiger Vater; ich aber bin dem Wechsel der Zeiten unterworfen, deren Ordnung mir unerforschlich ist; meine Gedanken sind zerrissen, mein geheimstes Seelenleben wird hin und her gezerrt von dem stürmischen Wechsel, bis ich, gereinigt und geläutert durch Deiner Liebe Glut, ganz in Dir aufgehe.

Dreißigstes Kapitel

Stark und fest will ich in Dir stehen, in meinem Urbild, Deiner Wahrheit, und ich werde die Fragen der Menschen nicht dulden, die in sündiger Neu-

gierde darnach lechzen, mehr zu erfahren, als sie zu fassen vermögen, und die sagen: „Was tat Gott, ehe er Himmel und Erde schuf? Und wie kam ihm der Gedanke, etwas zu schaffen, da er vorher nie etwas machte?“ Erleuchte sie, Herr, auf daß sie recht bedenken, was sie sagen, und daß sie erkennen, man dürfe nicht sagen „nie“ wo überhaupt keine Zeitmaße herrschen. Wenn man sagt: „Er hat nie etwas geschaffen,“ so heißt das nichts anderes, als: „Er hat zu keiner Zeit etwas geschaffen.“ Mögen sie doch erkennen, daß es keine Zeit ohne Schöpfung gegeben haben kann, und mögen sie davon abstehen, diese Widersinnigkeit zu wiederholen. Mögen auch sie sehnsuchtsvoll dem entgegenstreben, das vor ihnen ist, und mögen sie Dich erkennen als den ewigen Schöpfer aller Zeiten und Vorzeiten; mögen sie erkennen, daß keine Zeit ewig sei, wie Du, noch irgendein Geschöpf, selbst wenn es jenseits aller Zeit lebte.

Einunddreißigstes Kapitel

Herr, mein Gott, wie groß sind die Tiefen Deiner Geheimnisse und wie haben mich die Folgen meiner Sünden davon entfernt! Heile meine Augen und laß mich Freude finden an Deinem Licht. Freilich, gäbe es einen Geist, mit so großem Wissen und so bedeutenden Kenntnissen der Zukunft begabt, daß ihm alles Vergangene und Zukünftige so vertraut wäre, wie mir etwa ein bekanntes Lied, so wäre er

ohne Zweifel bewundernswürdig und über alle Begriffe staunenerregend, da alle verflossenen und künftigen Jahrhunderte enthüllt vor ihm lägen, wie vor mir, wenn ich ein Lied singe, alles, was ich bereits gesungen, und alles, was ich noch zu singen habe. Doch fern sei die Annahme, daß Du, Schöpfer des Weltalls, Schöpfer der Seelen und Körper, alles Zukünftige und Vergangene nur in ähnlicher Weise wüßtest. Du weißt alles weit, weit wunderbarer, weit geheimnisvoller. Denn bei Dir ewig wunderbarem, wahrhaft ewigem Schöpfer aller Geister, ist es nicht so, wie bei dem, der durch die Stimme dessen, der ein bekanntes Lied singt oder ein bekanntes Lied hört, durch die Erwartung der noch kommenden Verse und durch die Erinnerung der bereits gesungenen mannigfach berührt und dessen Aufmerksamkeit sehr gespannt wird. Wie Du am Anfang Himmel und Erde ohne Wandel Deiner Kenntnisse kanntest, „so schufst Du am Anfang Himmel und Erde", ohne Deine Tätigkeit zu ändern. Wer dies erfaßt hat, möge es Dir bekennen; und wer es nicht versteht, preise Dich ebenso. O wie erhaben bist Du; aber die, die demütigen Herzens sind, sind Deine Wohnung. Denn Du richtest die auf, die müden Herzens sind, und die sich zu Dir erheben, die werden nicht fallen.

Zwölftes Buch

Erstes Kapitel

Gar vieles geht durch mein Herz, o Herr, und bewegt mein armseliges Leben, wenn es von den schlagenden Worten Deiner Heiligen Schrift getroffen wird. Denn die Armut der menschlichen Erkenntnis tritt meist sehr wortreich auf; das Suchen der Wahrheit kostet mehr Worte als das Finden; das Bitten erheischt mehr Worte als die Erfüllung, und die Hand, die etwas will, klopft oft an, bis sie etwas erhält. Die Verheißung ist unser, wer wird sie uns rauben? „Wenn Gott für uns ist, wer wird wider uns sein? Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgetan. Denn, wer bittet, der empfängt, und wer sucht, der findet, und wer anklopft, dem wird aufgetan." Das sind Deine Verheißungen, und wer fürchtet eine Enttäuschung, wenn die Wahrheit etwas verheißt?

Zweites Kapitel

Meine niedrige Zunge bekennt Deiner Hoheit, daß „Du Himmel und Erde geschaffen hast"; den Himmel, den ich sehe, und die Erde, die ich be-

trete und die ich selber bin, hast Du geschaffen. Aber wo ist der Himmel des Himmels, Herr, von dem es in den Psalmen heißt: „Der Himmel des Himmels ist des Herrn, aber die Erde hat er den Menschenkindern gegeben“? Wo ist der Himmel, den wir nicht sehen und gegen den alles, was wir sehen, Erde ist? Denn die gesamte Körperwelt, deren Fundament unsere Erde ist, ist nicht bis in ihre letzten Gründe schön von Gestalt, und gegen den Himmel des Himmels gleicht selbst der irdische Himmel der Erde. Und Himmel und Erde zusammen sind in Wahrheit irdisch gegen jenen Himmel, der des Herrn ist und nicht der Menschen.

Drittes Kapitel

Und die Erde war wüst und leer, ein ich weiß nicht wie tiefer Abgrund, in dem Finsternis herrschte und das Chaos. Weshalb befahlst Du, daß geschrieben werde: „Und Finsternis schwebte über der Tiefe,“ wenn nicht das Fehlen des Lichtes damit gemeint war? Denn, wo gäbe es ein Licht, das, wenn es existierte, sich nicht erhoben und die Dinge beleuchtet hätte? Wenn also das Licht noch nicht geschaffen war, was war da die Finsternis anders, als der Mangel des Lichts? Es schwebte also Finsternis über der Tiefe, weil das Licht noch fehlte, ebenso wie dort Schweigen herrscht, wo man keinen Laut vernimmt. Und was ist das Schweigen anders, als der Mangel

jedes Lautes! Hast Du, o Herr, meine Seele nicht selbst gelehrt, was sie Dir bekennt! Hast Du mich nicht gelehrt, o Herr, daß, ehe Du jenes Chaos gebildet und geordnet hattest, nichts existierte! Weder Farbe, noch Form, weder Körper, noch Geist! Nicht etwa, daß ein absolutes Nichts gewesen wäre; es existierte vielmehr eine chaotische formlose Materie.

Viertes Kapitel

Wie könnte man sie aber benennen, um sie auch Einfältigeren auf irgendeine Weise klarer zu machen, als es mit einem abgebrauchten Worte möglich ist! Was läßt sich aber in dem weiten Bereiche der Welt finden, das dem Chaos mehr gliche, als die Erde und der Abgrund! Denn auf ihrer niedrigsten Stufe sind sie formloser als alles Höhere, das lichtvoll und leuchtend ist. Warum sollen wir also nicht einen chaotischen Urstoff annehmen, den Du formlos geschaffen hattest, um die formenreiche Welt daraus zu bilden, die Du dem Menschen verständlich machtest, indem Du die Erde so treffend „wüst und leer" nanntest!

Fünftes Kapitel

Wenn nun aber unser Verstand fragt, was unser Sinn erkennt, und wenn er sagt: „Der Urstoff ist nicht erkennbar, wie das Leben oder wie

die Gerechtigkeit, weil er der Stoff der Körper ist; er ist auch empfindungslos, weil Wüstes und Leeres nichts ist, das man empfinden könnte," so versucht der menschliche Verstand, indem er dies sagt, entweder den Urstoff zu erkennen, da er nichts darüber weiß, oder etwas darüber zu wissen, da er ihn nicht kennt.

Sechstes Kapitel

Herr, wenn ich Dir mit Wort und Schrift alles bekenne, was Du mich über diesen Urstoff gelehrt hast, den ich schon früher nennen hörte, — aber nicht kannte — als jene Manichäer — die ihn ebenfalls nicht kannten — über ihn sprachen, so stellte ich ihn mir in unzähligen und mannigfachen Formen vor, dachte mir im Grunde aber gar nichts darunter. Mein Geist kehrte die Ordnung der Dinge um und bildete sich häßliche und abschreckende Vorstellungen, aber immerhin hatten sie Form und Gestalt. Ich nannte den Urstoff chaotisch, nicht weil er etwa formlos war, sondern weil er eine Form besaß, die, wenn sie sichtbar geworden wäre, durch die ungewöhnliche und abstoßende Gestalt meine Sinne erschreckt und schwache Menschen mit Abscheu erfüllt hätte. Aber meine Vorstellungen waren nicht mangels jeder Form chaotisch, sondern nur im Vergleich mit Formvollerem. Die gesunde Vernunft riet mir, meinen Vorstellungen restlos jede Form zu

nehmen, wenn ich das schlechterdings Chaotische denken wollte; aber das vermochte ich nicht. Mir schien eher, daß etwas, das jeder Form entbehrte, gar nicht existierte, als daß ich geglaubt hätte, es existiere etwas zwischen dem Gestalteten und dem Nichts, das weder gestaltet noch ungestaltet, also fast nichts wäre. Ich sah davon ab, mit meinem Geist hierüber zu Rate zu gehen, der von Vorstellungen geformter Körper gesättigt war und sie willkürlich ändern und verwandeln konnte. Ich wandte meine Aufmerksamkeit den Körpern selbst zu und erkannte ihre Veränderlichkeit, so daß sie bald aufhörten zu sein, was sie waren und bald anfingen zu sein, was sie nicht waren, und vermutete, die Umwandlung von einer Form in die andere finde durch etwas Formloses statt, nicht aber durch das Nichts schlechthin. Allein, ich hätte das gern gewußt und nicht nur vermutet. Und wenn Dir mein Wort und meine Schrift alles bekennen würde, was Du mir über diese Frage kundgetan hast, würde ein Leser dies zu fassen vermögen? Aber auch um deswillen, was ich nicht zu sagen vermag, soll mein Herz nicht aufhören, Dich zu rühmen und zu preisen. Denn die veränderlichen Dinge sind der Umwandlung in alle Formen fähig. Und welcher Art ist diese Veränderung? Ist sie geistig? Materiell? Wenn man sagen könnte: „Das Nichts ist etwas," und: „Das Etwas ist nichts," so würde ich sie so nennen; und doch muß es, wie es auch beschaffen gewesen sein

mag, irgend etwas gewesen sein, wenn es jene sichtbare gestaltete Form annahm.

Siebentes Kapitel

Und von wem erhielt sie diese Form, wenn nicht von Dir, von dem alles kommt, das da ist? Aber je weniger es Dir gleicht, desto weiter ist es von Dir entfernt; natürlich nicht räumlich. O Herr, der Du Deine Art nicht wandelst, sondern stets und überall derselbe bist, der Du dreimal heilig bist, Herr Zebaoth, Du hast am Anfange, der in Dir ist und in Deiner Weisheit, die aus Deinem Wesen geboren ist, aus Nichts etwas hervorgerufen. Denn Du schufst Himmel und Erde nicht aus Dir, nicht aus Deinem Wesen, denn sonst wären sie Deinem Eingeborenen gleich und folglich auch Dir; es wäre ungerecht, wenn das, was nicht aus Dir kommt, Dir gleich wäre. Außer Dir aber existierte nichts, woraus Du Himmel und Erde hättest schaffen können, o Gott, einige Dreiheit und dreifache Einheit. Du schufst also Himmel und Erde aus Nichts, etwas Hohes und etwas Geringes, weil Deine Güte allmächtig ist und alles hervorzurufen vermag: einen hohen Himmel und eine geringe Erde, zwei Dinge: das eine Dir nahe, das andere dem Nichts; das eine, über dem Du thronst, das andere, unter dem sich nur das Nichts ausbreitet.

Achtes Kapitel

Jener Himmel des Himmels ist Dein, o Herr; die Erde aber, die Du den Menschenkindern überließest, „war wüst und leer" und es war eine Tiefe, auf der Finsternis herrschte, vielmehr „Finsternis schwebte über der Tiefe", also nicht in der Tiefe. Denn auch in den tiefen Abgründen der sichtbaren Gewässer gibt es ein seltsames Licht, das nur die Fische und das Getier, das auf dem Abgrunde kreucht, wahrnimmt; dieses Ganze war aber dem Nichts nahe, weil es überhaupt noch formlos und keiner Form fähig war. Denn Du schufst die Welt aus formloser Materie, o Herr, die Du aus Nichts zu Etwas machtest, um Großes aus ihr zu bilden, das wir Menschenkinder bewundern. Bewunderungswürdig ist dieser sichtbare Himmel, den Du als eine Feste zwischen den oberen und unteren Wassern aufbautest, als Du am zweiten Tage nach der Erschaffung des Lichtes sprachst: „Es werde!" und es also geschah. Diese Feste nanntest Du Himmel; es ist der Himmel dieser Erde und des Meeres, die Du am dritten Tage schufst, indem Du dem chaotischen Urstoff, den Du vor Beginn aller Zeiten machtest, eine sichtbare Gestalt verliehst. Denn auch den Himmel hattest Du bereits vor allen Zeiten geschaffen, den „Himmel dieses Himmels", da Du am Anfang den irdischen Himmel und die Erde geschaffen hattest. Die Erde aber, die Du geschaffen hattest, war ein

Chaos, „sie war wüst und leer und Finsternis schwebte über der Tiefe", und aus dieser wüsten und leeren Erde, aus diesem Chaos, aus diesem dem Nichts so Nahverwandten, wolltest Du das alles formen, woraus die wechselvolle Welt besteht, die uns ihre Veränderlichkeit zeigt, an der die Zeiten empfunden und gemessen werden können. Denn durch den Wandel der Dinge entstehen die Zeiten, indem die mannigfachen Formen, deren Stoff vorhin die wüste Erde genannt wurde, sich verändern und wandeln.

Neuntes Kapitel

Deshalb schweigt der Geist, der Deinen Knecht belehrt, von Zeiten, wenn er erwähnt, Du hättest „am Anfang Himmel und Erde geschaffen"; er nennt keine Tage, denn der Himmel des Himmels, den Du am Anfang schufst, ist eine geistige Schöpfung. Und wenn jene Ewigkeit auch keineswegs der Deinen gleich ist, Dreieinigkeit, so ist doch seine Veränderlichkeit durch den Anteil an Deiner Ewigkeit und durch die Wonne Deiner seligen Betrachtung sehr begrenzt; und seit seiner Erschaffung ungestört mit Dir vereint, ist er über allen flüchtigen Wechsel erhaben. Jenes Chaos aber, die wüste und leere Erde, wird selbst nicht nach Tagen gezählt. Denn wo keine Form ist, da ist keine Ordnung; da kommt und vergeht nichts, und wo das nicht der Fall ist, da gibt es keine Tage, da wechseln keine Zeiten.

Zehntes Kapitel

O Wahrheit, Licht meines Herzens, laß meine eigene Finsternis nicht zu mir sprechen. Zu den vergänglichen Dingen war ich hinabgesunken und von ihnen verfinstert; aber aus jener Tiefe gewann ich Dich lieb. Ich ging in der Irre, aber ich gedachte Deiner. Von ferne vernahm ich Deine Stimme, die mich zur Umkehr antrieb, aber ich hörte sie kaum in der Unruhe und dem Lärm. Und nun kehre ich erschöpft und atemlos zu Deinem Lebensquell zurück. Niemand möge mich hindern; ich will draus trinken, um aufzuleben. Ich bin nicht selbst mein Leben; habe ich aus eigenem Antrieb böse gelebt, so war ich mir selbst der Tod; aber in Dir lebe ich wieder auf. Sprich zu mir, rede! Ich glaube Deinen Schriften, aber ihre Worte sind geheimnisvoll.

Elftes Kapitel

O Herr, Du hast mir bereits mit lauter Stimme verkündet, daß Du ewig bist, daß Du allein unsterblich bist, da Du Dich durch keine Form oder Bewegung verwandelst, noch Dein Wille sich je ändert, weil ein Wille, der veränderlich ist, nicht unsterblich wäre. Möchte mir dies vor Deinem Angesichte klar werden und mir immer mehr einleuchten, ich bitte Dich, und möchte ich bei dieser Offenbarung demütig unter dem Schutz Deiner Fittiche verharren.

Ebenso hast Du mir mit lauter Stimme verkündet, daß Du, o Herr, alle Geschöpfe und Wesen, die nicht sind, was Du bist, und die doch existieren, geschaffen hast, und daß nur das, was kein Sein hat, nicht von Dir stammt; ferner, daß der Wille, der sich von Dir entfernt und dem nähert, das geringer ist als Du, sündhaft ist; sodann, daß keines Menschen Sünde Dir schadet oder die Ordnung Deines Reiches stört, weder im höchsten noch im niedrigsten der Geschöpfe. Ich flehe Dich an: möchte mir dies vor Deinem Angesicht klar und immer mehr zur Gewißheit werden und möchte ich bei dieser Offenbarung demütig unter dem Schutze Deiner Fittiche verharren.

Ferner hast Du mir mit lauter Stimme verkündet, daß jene Schöpfung nicht ewig ist, gleich Dir, deren Wille Du allein bist, die Dich mit ewiger Keuschheit umfängt, die ihre Wandelbarkeit nie und nirgends offenbart, die mit voller Inbrunst an Dir hängt, der Du stets gegenwärtig bist und die nichts Zukünftiges zu erwarten und sich an nichts Vergangenes zu erinnern hat, die keiner Wandlung und keinem Wechsel der Zeiten unterworfen ist. O wie selig ist diese Schöpfung, wenn es eine gibt, die an Deiner Seligkeit teilhaben darf; selig durch Deine beständige Gemeinschaft und Erleuchtung! Ich wüßte nichts, was ich eher den „Himmel des Himmels, der Dein ist", nennen sollte, als Deine Wohnung, die Deine Wonne schaut, ohne sich durch andere Dinge ablenken zu lassen; einen reinen Geist, aufs engste verbun-

den durch das Friedensland der heiligen Geister, der Bürger Deiner Himmelsstadt, die über dem irdischen Firmament aufgebaut ist.

Die Seele, deren Wallfahrt lange währt, möge hieraus erkennen, wenn sie schon „nach Dir dürstet", wenn schon „ihre Tränen ihre Speise sind bei Tag und Nacht, weil man täglich zu ihr spricht: wo ist dein Gott!", wenn sie schon „dies eine von Dir erfleht, das sie gern hätte: ihr Leben lang im Hause des Herrn weilen zu dürfen" — und was ist ihr Leben ohne Dich und welches sind Deine Tage, wenn nicht Deine Ewigkeit, die ebenso „wie Deine Jahre kein Ende nehmen", weil Du ewig unveränderlich bist? — die Seele, die es vermag, möge also hieraus erkennen — sage ich — wie weit die Ewigkeit über alle Zeiten erhaben ist, wenn schon Deine Wohnung, die durch keine Zeit wandert und dennoch nicht ewig ist gleich Dir, doch durch die unaufhörliche und unerschütterliche Gemeinschaft mit Dir dem Wechsel der Zeiten nicht unterworfen ist. Ich bitte Dich: möchte mir dies vor Deinem Antlitz klar und gewiß werden und möchte ich bei dieser Offenbarung demütig unter dem Schutz Deiner Fittiche verharren.

Siehe, ich weiß nicht, durch welche formlosen Gestalten die letzten und geringsten Dinge wandern, wenn sie sich verändern. Könnte mir einer, der leeren Herzens mit seinen nichtigen Wahngebilden umherirrt und sich an sie verliert, sagen, wie ein Ding, von dem nach Verringerung und Auflösung jeglicher Form

nur die Gestaltlosigkeit verbliebe, durch die es sich von Form zu Form bewegt und in die es übergeht, den Wechsel der Zeiten hervorzurufen vermag! Es ist unmöglich, weil es ohne mannigfache Bewegungen keine Zeiten gibt, und wo keine Formen sind, da ist auch keine Mannigfaltigkeit der Bewegung.

Zwölftes Kapitel

Zufolge dieser Betrachtungen finde ich, mein Gott, soweit Du meinem Pochen aufgetan hast, zwei Dinge, die Du der Zeit nicht unterworfen hast, obgleich keines von beiden ewig ist, gleich Dir. Das eine ist so gestaltet, daß es ohne irgendeine anschauliche Unterbrechung, ohne irgendeine zeitliche Veränderung, obwohl veränderlich, sich doch nie verändert und Deiner Ewigkeit und Unveränderlichkeit teilhaftig ist; das andere ist so formlos, daß es, aus welcher und in welche bewegte oder ruhige Form es auch überginge, doch keine Gestalt hätte, um der Zeit unterworfen zu sein. Aber Du ließest es nicht so formlos, weil Du vor allen Zeiten „am Anfang Himmel und Erde geschaffen" hattest, die beiden Dinge, von denen ich eben sprach. Durch die Worte: „Die Erde war wüst und leer und Finsternis schwebte über der Tiefe," sollen diejenigen, die sich ein Ding ohne jegliche Gestalt, das nicht das bloße Nichts wäre, nicht denken können, belehrt werden, daß das Chaos damit bezeichnet wird, woraus ein sichtbarer

Himmel und eine wohlgestaltete Erde entstanden ist, nebst hellen Gewässern und allem anderen, das bei der Schöpfung dieser Erde — wie erzählt wird — in wenigen Tagen gemacht wurde. Diese Dinge sind alle dem Wandel der Zeiten unterworfen, weil ihre Bewegungen und Formen bestimmte Veränderungen erfuhren.

Dreizehntes Kapitel

Wenn ich die Worte Deiner Heiligen Schrift höre: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde; die Erde aber war wüst und leer und Finsternis schwebte über der Tiefe" (wobei nicht erwähnt wird, an welchem Tage Du die Schöpfung begannst) — wenn ich diese Worte höre, mein Gott, verstehe ich zunächst unter diesem „Himmel des Himmels" den geistigen Himmel, in dem eine vollständige und nicht bruchstückweise Erkenntnis wie in einem Rätsel möglich ist, sondern eine völlig offenbare, die von Angesicht zu Angesicht und nicht wie durch einen Spiegel stattfindet; kein wechselndes, sondern — wie gesagt — ein vollständiges Erkennen, das keinem Wandel der Zeit unterworfen ist. Und unter der wüsten und leeren Erde verstehe ich die Schöpfung, auf der bald dies, bald jenes geschah, weil, wo keine Formen sind, auch keine Körper sein können. Unter diesen beiden, dem von Anfang an Vollendeten und dem vollkommen Chaotischen verstehe ich also einerseits den Himmel,

und zwar den Himmel des Himmels, und andererseits die Erde. Hierauf bezieht sich, glaube ich, der Vers Deiner Heiligen Schrift, wo ohne nähere Angabe des Tages gesagt wird: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Sie fügt sogleich hinzu, welche Erde gemeint sei. Da sie am zweiten Schöpfungstage die Erschaffung der Himmelsfeste erwähnt, die sie Himmel nennt, wird dadurch angedeutet, von welchem Himmel früher die Rede war, wo die Tage nicht bezeichnet worden waren.

Vierzehntes Kapitel

Wunderbar ist die Tiefe Deiner Worte, deren Oberfläche uns verlockt; ja, ihre Tiefe ist wunderbar, mein Gott! Mit erbebendem Schauer richte ich meine Blicke auf sie, betrachte sie mit ehrfürchtiger Scheu und mit zitternder Liebe. Ich verabscheue ihre Feinde in vollem Ernst. Oh, wenn Du sie mit dem zweischneidigen Schwerte hinstrecktest, daß sie nicht mehr ihre Feinde wären! Ich wünschte, sie stürben im Fleische, damit sie Dir lebten. Andere tadeln das Buch der Schöpfung nicht, sondern loben es und sagen: „Der Geist Gottes, der es durch seinen Diener Moses niederschreiben ließ, wollte nicht, daß die Worte so ausgelegt würden; er wollte es nicht nach Deiner Auffassung verstanden wissen, sondern nach unserer.“ Ihnen antworte ich vor Dir, mein Gott, der Du mein und ihr Schiedsrichter bist, folgendes.

Fünfzehntes Kapitel

„Wollt ihr sagen, was die Wahrheit uns mit lauter Stimme von der wahrhaften Ewigkeit des Schöpfers verkündet, sei falsch? Es sei falsch, daß sein Wesen nicht dem Wandel der Zeiten unterworfen sei und daß sein Wille nicht von seinem Wesen getrennt werden könne? Daß er deshalb unmöglich bald dies, bald jenes wollen könne, sondern alles auf einmal und immer alles zugleich; nicht dann und wann, nicht bald dies, bald das, so daß er später etwas will, was er früher nicht wollte oder später etwas nicht will, was er früher wollte? Denn ein solcher Wille wäre wandelbar und alles Wandelbare ist nicht ewig; unser Gott aber ist ewig. Ferner verkündet uns die Wahrheit, daß die Erwartung der künftigen Dinge einst verwirklicht werden wird, wenn ihre Zeit da sein wird; ferner, daß jede Denkart der Seele, die dem Wechsel unterliegt, wandelbar und alles Wandelbare nicht ewig ist; unser Gott aber ist ewig." Dies fasse ich zusammen, vergleiche es und finde, daß mein Gott die Schöpfung nicht kraft eines neuen Willens gemacht hat und daß sein Wissen nicht dem vergänglichen Wechsel unterworfen, sondern, daß er ein ewiger Gott ist.

„Was werdet ihr entgegnen, ihr Widersacher? Daß es falsch sei?" „Nein," sagen sie. „Was denn? Ist es falsch, daß jedes geformte Wesen oder jeder gestaltungsfähige Stoff nur von dem kommt, der unend-

lich gütig ist, weil er unendlich ist?" „Auch das leugnen wir nicht," sagen sie. „Was denn sonst? Leugnet ihr etwa, daß irgendeine erhabene Schöpfung in so reiner Liebe dem wahrhaftigen und wahrhaft ewigen Gott so innig verbunden sei, daß sie, obgleich nicht ewig wie Gott, dennoch durch keinen Wandel der Zeiten sich von ihm löse und vergehe, sondern in völliger Anschauung Gottes allein ruhe?" Dem, der Dich liebt, wie Du es befiehlst, offenbarst Du Dich, mein Gott, und bietest ihm volles Genüge; und darum wendet er sich nicht ab von Dir, sich selber zu. Dies ist das Haus Gottes, das unirdisch und durch keinen irgendwie himmlischen Stoff körperlich, sondern geistig ist und das auch an Deiner Ewigkeit teilnimmt, weil es auf ewig ohne Fehl ist. „Er hält die Himmel immer und ewig und er regelt ihren Gang." Und dennoch ist es nicht ewig wie Du, o Gott, weil es einen Anfang hat, weil es erschaffen ist.

Denn obgleich es vor ihm keine Zeit gab, „denn vor allen Dingen wurde die Weisheit geschaffen", so ist doch diese Weisheit, durch die alles geschaffen ist und in deren Anfang Du Himmel und Erde schufst, nicht ewig wie Du, unser Gott und Vater, sondern sicher eine erschaffene Weisheit, etwas Geistiges, das durch die Betrachtung des Lichtes Licht ist, denn auch sie, obgleich erschaffen, wird Weisheit genannt. Aber ebenso groß, wie der Unterschied zwischen dem Lichte ist, das erleuchtet, und dem, das erleuchtet

wird, ebenso groß ist der Unterschied zwischen der Weisheit, die schafft, und der Weisheit, die geschaffen wurde; zwischen der Gerechtigkeit, die gerecht macht, und der Gerechtigkeit, die man durch Rechtsprechung gewinnt. Denn auch wir werden Deine Gerechtigkeit genannt, wie einer Deiner Diener sagt, „auf daß wir in ihm die Gerechtigkeit würden, die vor Gott besteht". Es gibt also eine erschaffene Weisheit, die als vernünftiges und geistiges Wesen Deiner heiligen Stadt erschaffen wurde, bevor alle Dinge waren, obgleich wir von ihr keine Zeit kennen, in der sie der Schöpfung der Zeit voranging; eine Weisheit, „die unser aller Mutter ist, die frei und ewig in den Himmeln droben ist". In welch andern Himmeln, als den Himmeln der Himmel, die Dich rühmen, weil diese Himmel die Himmel des Herrn sind? Vor dieser Weisheit aber ist und war die Ewigkeit des Schöpfers, von dem ihr Anfang ausging, wenn auch nicht zeitlich — da es noch keine Zeit gab — so doch ihr Dasein selbst.

Sie kommt also von Dir, unserem Gott, und ist dennoch etwas ganz anderes als Du, und ihr Wesen ist von Deinem grundverschieden. Denn obgleich sie nicht bloß zeitlos war, sondern auch zeitlos ist, weil sie den Vorzug hat, stets Dein Angesicht zu schauen und weil sie niemals ihren Blick von Dir abwendet, was eben die Ursache ist, daß sie keiner Veränderung unterworfen ist, so liegt doch in ihrer Natur selbst das Wesen der Veränderlichkeit, wo-

durch sie verdunkeln und erkalten würde, wenn sie nicht mit inniger Liebe Dir anhinge und dadurch gleich einer ewigen Mittagssonne leuchtete und entbrennte. O Haus, strahlend von Licht und Glanz, „wie habe ich Deine Stätte so lieb und den Ort, wo die Ehre meines Herrn wohnt“, der Dich begründet hat und in Dir wohnt! Zu Dir möchte ich wallfahrten und den, der Dich geschaffen hat, bitte ich, daß er auch mich aufnehmen möge, da er ja auch mich geschaffen hat. „Ich irre umher, wie ein verlorenes Schaf,“ aber ich hoffe, auf den Schultern meines erbarmungsvollen Hirten zu Dir zurückgebracht zu werden.

Was entgegnet ihr mir nun ihr Widersacher, zu denen ich sprach, die ihr Moses für einen treuen Diener Gottes und seine Bücher für Aussprüche des Heiligen Geistes haltet? Ist dies nicht das Haus Gottes, zwar nicht ewig wie Gott, aber doch in seiner Weise ewig im Himmel, wo ihr vergeblich nach wechselnden Zeiten sucht? Denn das Haus Gottes ist weit erhaben über jede Ausdehnung, über jeden dahinfliegenden Zeitraum, da es seine Seligkeit darin findet, stets mit Gott vereint zu sein. „Ja,“ sagen sie. Was ist nun nach eurer Behauptung falsch von dem, was mein Herz zu meinem Gott rief, als es die Stimme seines Ruhmes in seinem Inneren vernahm? Etwa daß ein chaotischer Stoff existierte? Wo aber keine Ordnung war, konnte auch kein Wechsel der Zeiten sein. Und stammte dies, das fast nichts war, insofern es kein vollkommenes Nichts war, auch von

dem, von dem alles herrührt, das irgendwie etwas ist? „Auch dies leugnen wir nicht," sagen sie.

Sechzehntes Kapitel

Ich will nur mit denen von Dir reden, mein Gott, die alles das als wahr erkennen, was Deine Wahrheit in meinem Innern kundtut. Denn die, die es leugnen, mögen lärmen, soviel sie wollen, und sich selbst betäuben; ich werde nicht versuchen, sie zu überreden, ruhig zu sein, damit Deine Worte in ihrem Herzen Eingang finden; wollen sie es nicht und weisen mich zurück, so bitte ich, mein Gott, „schweige Du mir nicht". Sprich Du die Wahrheit in meinem Innern, denn Du allein sprichst wahr, und die anderen will ich daraus verjagen. Mögen sie in den Staub blasen, daß ihnen die Staubwolken in die eigenen Augen fliegen; ich werde mich in stiller Zurückgezogenheit verbergen, Deiner Liebe ein Loblied singen und auf meiner Wallfahrt stumme Seufzer zu Dir emporschicken; ich werde mit einem ihm zugekehrten Herzen Jerusalems gedenken, das meine Heimat und meine Mutter ist, und zu Dir, der Du sein König und sein Licht, sein Vater und sein Beschirmer, sein Bräutigam und seine reine ewige Wonne, seine wahrhafte Freude und sein einziges und unaussprechliches Gut, der Du alles zugleich und alles in Eins bist. Und ich werde mich nicht eher abwenden, bis Du mich, so wie ich bin, in dem Frie-

den der geliebtesten Mutter, wo bereits „die Erstlinge meines Geistes“ ruhen und von woher mir diese Gewißheit kommt, aus dieser Zerstreuung und diesem Chaos sammelst und mich in Deine Ewigkeit aufnimmst und ewig gestaltest, mein barmherziger Gott. Denen aber, die nichts von dem leugnen, was wahr ist, die Deine durch Moses niedergeschriebene Heilige Schrift verehren und ihr, gleich uns, das höchste Ansehen einräumen und uns doch in gewisser Hinsicht widersprechen, sage ich dies und sei Du, unser Gott, Richter zwischen meinen Bekenntnissen und deren Widersachern.

Siebzehntes Kapitel

Sie behaupten nämlich: „Wenn dies auch wahr ist, so hat doch Moses, als er durch Eingebung des Heiligen Geistes schrieb, ‚am Anfang schuf Gott Himmel und Erde‘, sicher beides nicht vor Augen gehabt. Mit dem Worte ‚Himmel‘ habe er nicht jene geistige oder übersinnliche Schöpfung gemeint, die stets das Angesicht Gottes schaut, und bei dem Worte ‚Erde‘ habe er nicht an ein formloses Chaos gedacht.“ „Was denn!“ „Er hat mit jenen Worten dasselbe gemeint, das wir meinen.“ „Und das wäre!“ „Mit dem Namen des Himmels und der Erde“, behaupten sie, „wollte er in wenigen Worten die gesamte sichtbare Welt bezeichnen, um alsdann bei der Aufzählung der Tage gleichsam das Ganze noch ein-

mal einzeln durchzugehen, um es nach den Bezeichnungen des Heiligen Geistes zu ordnen. Denn das rohe Sinnenvolk, zu dem er sprach, bestand aus so gearteten Menschen, daß er glaubte, ihnen nur die sichtbaren Werke Gottes darstellen zu dürfen." Daß unter der wüsten und leeren Erde, über deren Abgrund dichte Finsternis schwebte und aus der damals, wie späterhin gezeigt wird, alles Sichtbare, das bekannt ist, geschaffen und geordnet wurde, ganz zutreffend jenes formlose Chaos zu verstehen sei, darin stimmten sie überein.

Wie, wenn nun ein Anderer entgegnete: „Eben dieses chaotische Durcheinander des Stoffs ist vorerst mit dem Namen des Himmels und der Erde bezeichnet worden, weil diese sichtbare Welt, die gewöhnlich Himmel und Erde genannt wird, nebst allen Wesen, die jetzt auf ihr sichtbar sind, aus ihr hervorgebracht und vollendet worden sind."

Und wenn ein Anderer sagte: „Die unsichtbare und sichtbare Natur hat man nicht unzutreffend Himmel und Erde genannt und in diesen beiden Worten ist die gesamte Schöpfung, die Gott in der Weisheit, das heißt im Anfange schuf, inbegriffen; da jedoch das All nicht aus dem Wesen Gottes, sondern aus dem Nichts hervorgerufen wurde, das nicht Gott gleich ist, und weil ihm eine gewisse Veränderlichkeit innewohnt, so möge es verharren, wie das ewige Haus Gottes, oder sich verändern wie Seele und Leib des Menschen; und es sei der jetzt noch ungestaltete, aber

sicherlich gestaltungsfähige gemeinsame Stoff aller unsichtbaren und sichtbaren Dinge, aus denen Himmel und Erde gemacht werden sollten, aus denen also beide bereits geformte Schöpfungen hervorgehen sollten, mit diesen Worten bezeichnet ‚wüste und leere Erde' und ‚Finsternis schwebte über der Tiefe'; mit dem Unterschiede, daß unter der ‚wüsten und leeren Erde' die sinnliche Materie vor Annahme einer Gestalt, unter der ‚Finsternis, die über die Tiefe schwebte', der geistige Stoff vor dem Beharren seiner sich ausbreitenden Unendlichkeit und vor Erleuchtung der Weisheit verstanden wird."

Es ließe sich noch einwenden: „Wenn es heißt, ‚Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde', so soll mit Himmel und Erde nicht die vollendete und gestaltete unsichtbare und sichtbare Natur bezeichnet werden, sondern gleichsam der rohe Entwurf der Dinge, der bildungs- und schöpfungsfähige Stoff; weil in ihm bereits chaotisch vorhanden war, nur noch nicht durch Eigenschaft und Gestalt geschieden, was nun, in bestimmter Weise geordnet, Himmel und Erde genannt wird, wobei jener die geistige, diese die sinnliche Schöpfung darstellt."

Achtzehntes Kapitel

Wenn ich dies alles höre und erwäge, will ich mich nicht auf einen Wortstreit einlassen; denn „es ist zu nichts nütze, denn zu verwirren" die da zuhören.

O Herr, ist Dein Gesetz nicht bestimmt, diejenigen zu erbauen, die einen rechten Gebrauch davon machen? Denn „die Hauptsumme des Gebotes ist die Liebe reinen Herzens und guten Gewissens und ungefärbten Glaubens". Unser Meister wußte wohl, welche zwei Gebote das ganze Gesetz und die Propheten in sich schließen. Wenn ich dies inbrünstig bekenne, mein Gott, Du Licht meines innersten Herzens, was schadet es mir, wenn diese Worte verschieden aufgefaßt werden können, die trotzdem wahr sind; was schadet es mir, sage ich, wenn ich in Bezug auf die Auffassung des Verfassers eine andere Meinung darüber habe, als ein Anderer? Wir alle, die wir diese Worte lesen, suchen zwar den Sinn dessen zu ergründen und zu erfassen, was wir lesen; und da wir den Verfasser für wahrheitsliebend halten, wagen wir nicht anzunehmen, er habe etwas gesagt, wovon wir wissen oder glauben, daß es falsch sei. Wenn also jeder sich müht, das in der Heiligen Schrift zu erkennen, was der Verfasser dachte, so kann es nicht schlimm sein, wenn er etwas darin findet, was Du, Erleuchter aller aufrichtigen Wahrheitsucher, ihm als wahr bezeichnest; und wenn auch der, dessen Worte er liest, nicht genau dasselbe dachte, so dachte er doch immerhin etwas Wahres.

Neunzehntes Kapitel

Denn wahr ist, Herr, daß Du Himmel und Erde geschaffen hast, wahr ist, daß Deine Weisheit der Anfang war, in dem Du alles gemacht hast. Wahr ist ferner, daß diese sichtbare Welt zwei Teile hat, wenn man die ganze Schöpfung der geschaffenen und gebildeten Wesen kurz in die zwei Worte „Himmel und Erde" zusammenfaßt. Wahr ist es, daß alles Wandelbare unserer Erkenntnis gewissermaßen formlos vermittelt wird und erst durch unsere Erkenntnis Gestalt gewinnt oder sich verändert und wandelt. Wahr ist, daß das, was mit so unveränderlicher Gestalt verbunden ist, obwohl es veränderlich ist, doch nicht verändert wird und der Macht der Zeit nicht unterliegt. Wahr ist, daß die Gestaltlosigkeit, die dem Nichts verwandt ist, keinen Wechsel der Zeit erfahren kann. Wahr ist, daß das, woraus etwas wird, nach einem gewissen Sprachgebrauch schon den Namen der Sache trägt, die daraus entsteht; daher konnte jenes Chaos, aus dem Himmel und Erde gemacht wurde, bereits Himmel und Erde genannt werden. Wahr ist, daß von allem Gestalteten dem Gestaltlosen nichts näher steht als Erde und Tiefe. Wahr ist, daß Du nicht bloß allem Geschaffenen und Gestalteten, sondern daß Du, von dem alles stammt, auch allem, was geschaffen und gebildet werden kann, das Dasein verliehen hast. Wahr ist, daß alles, was sich aus dem Chaos gestaltete, Anfangs ungestaltet war.

Zwanzigstes Kapitel

Aus all diesen Wahrheiten, an denen niemand zweifelt, dem es gegeben ist, die Wahrheit kraft des inneren Auges zu erkennen, und der unerschütterlich daran glaubt, daß Dein treuer Diener Moses im Geiste der Wahrheit gesprochen habe, hebt der Eine, wenn er sagt: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde" dies hervor: „Durch sein Wort, das ewig ist, wie er, schuf Gott die übersinnliche und sinnliche oder die geistige und körperliche Welt." Ein Zweiter versteht etwas anderes darunter; etwa: „Durch sein Wort, das ewig ist, wie er, schuf Gott die ganze Fülle dieser Körperwelt mit allen sichtbaren und bekannten Wesen, die sie faßt." Ein Dritter legt das Wort: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde" so aus: „Durch sein Wort, das ewig ist, wie er selbst, schuf Gott die formlose Materie der körperlichen Schöpfung, wo noch Himmel und Erde eins waren, die wir jetzt in diesem Weltgebäude geformt und gestaltet sehen." Ein Vierter meint: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde", das müsse heißen: „Am Anfang des Schaffens und Wirkens schuf Gott die formlose Materie, die Himmel und Erde noch ungeordnet in sich schloß und aus der beide nun gestaltet hervortraten und von allem erfüllt waren, was darin ist."

Einundzwanzigstes Kapitel

Was nun den Sinn der folgenden Worte betrifft: „Die Erde war wüst und leer und Finsternis schwebte über der Tiefe," so hebt auch hier der Eine aus allen Wahrheiten etwa diese hervor: „Jene Materie, die Gott schuf, war der noch ungestaltete Stoff der körperlichen Dinge ohne Ordnung und ohne Licht." Ein Anderer faßt dieselben Worte so auf: „Das All, das Himmel und Erde genannt wurde, war noch eine chaotische und finstere Masse, aus der der sichtbare Himmel und die sichtbare Erde, mit allem, was unsere Sinne auf ihnen wahrnehmen, gebildet worden ist." Ein Dritter legt das Wort so aus: „Das Ganze, das Himmel und Erde genannt wurde, war noch eine chaotische und finstere Masse, aus der der übersinnliche Himmel hervorgehen sollte, der sonst der Himmel des Himmels genannt wird, und die Erde, sowie die ganze sichtbare Natur, worunter auch der sichtbare Himmel verstanden wird; d. h. also eine Masse, aus der die ganze unsichtbare und sichtbare Schöpfung hervorgehen sollte." Ein Vierter dagegen faßt es so auf: „Die Schrift bezeichnete mit den Worten, ‚Himmel und Erde' nicht jenes Chaos; es war vielmehr das Chaos selbst, das sie eine wüste und leere Erde und eine finstere Tiefe nannte und von der sie vorher sagte, daß Gott Himmel und Erde aus ihr gemacht hätte, nämlich die geistige und sinnliche Schöpfung." Ein Anderer

nimmt endlich an: „Das Chaos war gewissermaßen schon der Stoff, woraus — wie die Schrift vorher sagte — Gott Himmel und Erde schuf; nämlich das ganze sichtbare Weltgebäude in seinen zwei großen Hälften, der oberen und der unteren, mit allen sichtbaren Schöpfungen, die darin sind."

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Wenn jemand versuchen wollte, diesen beiden letzten Erklärungen folgendes zu entgegnen: „Wenn ihr nicht zugeben wollt, daß dieser chaotische Stoff mit den Worten ‚Himmel und Erde' bezeichnet werde, so war also bereits etwas vorhanden, was Gott nicht geschaffen hatte, um Himmel und Erde daraus zu machen, denn die Schrift erzählt nicht, daß Gott diesen Stoff geschaffen habe, es sei denn, daß wir einräumen, wenn gesagt wird: ‚Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde' mit den Worten ‚Himmel und Erde' nur die Erde bezeichnet werde, ebenso wie wir unter den Worten: ‚Die Erde war wüst und leer' (obgleich das Chaos damit bezeichnet wurde), doch nur den Stoff verstehen, den Gott nach den vorhergehenden Worten: ‚Gott schuf Himmel und Erde' geschaffen hat." Dann werden die, welche eine dieser beiden Ansichten vertreten, sich erheben und sagen: „Wir leugnen zwar nicht, daß diese chaotische Materie von Gott geschaffen sei, von demselben Gott, von dem alles Gute stammt; wenn wir

aber sagen, daß das bereits Geschaffene und Gestaltete besser ist, so bekennen wir, daß, was die Fähigkeit erhalten hat, umgeschaffen und umgestaltet werden zu können, zwar minder gut, aber immerhin gut ist; die Schrift aber hat nicht erwähnt, daß Gott dieses Chaos geschaffen habe, ebenso wie sie vieles andere nicht erwähnt, wie etwa die Cherubim und Seraphim und, was der Apostel ausdrücklich anführt: ‚Throne, Herrschaften, Königreiche, Mächte', die doch Gott offenbar geschaffen hat. Wenn in den Worten: ‚Er schuf Himmel und Erde' alles enthalten sein soll, was sagen wir dann von den Wassern, auf denen der Geist Gottes schwebte? Denn, wenn sie in der Bezeichnung ‚Erde' mit inbegriffen sind, wie kann dann unter dem Namen ‚Erde' die chaotische Materie verstanden werden, wenn wir die herrlichen Gewässer sehen? Oder, wenn es so aufgefaßt wird, warum steht dann geschrieben, daß aus ebendiesem Chaos das Firmament gemacht und Himmel genannt wurde, während nicht gesagt ist, es seien auch die Gewässer daraus gebildet? Denn das ist nicht mehr chaotisch und leer, was wir so herrlich dahinfließen sehen. Oder haben sie damals jene Gestalt erhalten, als Gott sprach: ‚Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an einem Ort,' so daß das Sammeln selber das Gestalten war? Was sollen wir dann in Bezug auf die Wasser erwidern, die über dem Firmamente sind? Denn ungestaltet hätten sie einen so ehrenvollen Platz nicht verdient.

Es steht auch nicht geschrieben, welches Wort ihnen Gestalt gegeben hat. Wenn die Genesis verschweigt, daß Gott etwas geschaffen habe, was weder gegen den heilsamen Glauben verstößt, noch der sicheren Erkenntnis zweifelhaft ist, so wird deshalb der gesunde Verstand nie zu behaupten wagen, diese Wasser seien ewig wie Gott, weil wir sie in der Genesis erwähnt finden, aber nicht lesen, wann sie geschaffen sind. Warum sollen wir nicht, durch die Wahrheit belehrt, erkennen, daß auch jener chaotische Stoff, den die Schrift ‚wüst und leer' und ‚die finstere Tiefe' nennt, aus Nichts erschaffen sei und deshalb nicht ewig sein kann, obgleich jene Erzählung zu sagen unterlassen hat, *wann* er geschaffen sei!"

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Nachdem ich nun mit meiner geringen Fähigkeit diese Ansichten, die ich Dir, meinem allwissenden Gott, bekenne, gehört und erwogen habe, sehe ich, daß zwei verschiedene Auffassungen möglich sind, wenn von glaubhaften Zeugen irgend etwas Bildliches berichtet wird: *erstens*, daß die Ansichten über die Wahrheit der Dinge sehr verschieden sind, *zweitens* auch die Ansichten über den, der sie berichtet. Denn es ist etwas anderes, zu fragen, was in Bezug auf die Schöpfungsgeschichte *wahr* ist, und etwas anderes, was Moses, der hervorragende Diener Deines Glaubens, mit diesen Worten dem Leser und Hörer hat

sagen wollen. Hinsichtlich der ersten Frage weicht meine Ansicht von allen denen ab, die der Meinung sind, sie wüßten, was falsch sei. Hinsichtlich der zweiten Frage teile ich ebensowenig die Auffassung der andern, welche meinen, Moses habe etwas gesagt, was falsch sei. Ich schließe mich vielmehr denen an und erfreue mich mit ihnen in Dir, die sich in Deiner Wahrheit, in der Fülle der Liebe ihre Nahrung suchen. Wir wollen mit vereinten Kräften an die Worte Deines Buches herangehen und in ihm Deinen Willen suchen, nach dem Willen Deines Dieners, durch dessen Feder Du uns dies mitgeteilt hast.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Allein, wer von uns wird unter so vielen Wahrheiten, die sich bei so verschiedenen Auffassungen jener Worte dem Forschenden darbieten, die völlig erschöpfende Auffassung finden, so daß er mit ebenso großer Zuversicht sagen dürfte, Moses habe hier dies gemeint und in jener Erzählung etwas anderes, wie er zuversichtlich sagen kann, dies sei wahr, sei es, daß er etwas besonderes gemeint habe, oder nicht? Siehe, mein Gott, ich, Dein Knecht, der ich Dir gelobt habe, in diesem Buche meine Bekenntnisse darzubringen, bitte Dich, laß mich dank Deiner Barmherzigkeit mein Gelübde erfüllen. Siehe, wie zuversichtlich ich behaupte, daß Du durch Dein unwandelbares Wort alles Unsichtbare und Sichtbare ge-

schaffen hast. Kann ich mit derselben Zuversicht sagen, daß Moses nichts anderes als dies gemeint habe, als er die Worte schrieb: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde"? Nicht ebenso wie ich es zuversichtlich als wahr erkenne, erkenne ich in seinem Geiste, er habe es gedacht, als er es schrieb. Denn er konnte, als er sagte: „Am Anfang" an den Anfang des Schaffens selbst denken; er konnte hier auch unter „Himmel und Erde" eine noch unförmige und unvollendete, aber bereits begonnene und noch unausgebildete, geistige oder körperliche Schöpfung verstanden wissen wollen. Ich sehe, daß jede der Ansichten, die ausgesprochen wurde, wirklich aufgestellt werden konnte. Welche von diesen Ansichten e r aber bei diesen Worten gehabt habe, das erkenne ich nicht mit gleicher Sicherheit, obgleich ich überzeugt bin, daß jener große Mann — mag er nun etwas von dem gedacht haben, was ich ausführte, oder etwas anderes, das ich nicht erwähnt habe — im Geiste die Wahrheit erschaut hat, als er die Worte schrieb und in entsprechender Weise mitteilte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Niemand begegne mir mit dem Einwurf: „Moses hat nicht gemeint, was du sagst, sondern was ich sage." Denn wenn er mich fragte: „Woher weißt du, daß Moses seine Worte so aufgefaßt habe, wie du sie auslegst!" so müßte ich es ruhig hinnehmen

und ihm etwa erwidern, was ich bereits oben gesagt habe, oder es vielleicht noch ausführlicher begründen, wenn er hartnäckig auf seiner Frage bestehen sollte. Wenn er aber behauptete: „Er hat nicht gesagt, was Du sagst, sondern was ich sage", und nicht bestreitet, daß beides wahr sei, was jeder von uns behauptet, dann, o mein Gott, Du Speise der Armen, bei dem kein Widerspruch gegen die Wahrheit wohnt, geuß Ströme der Milde in mein Herz, auf daß ich die Menschen, die so zu mir sprechen, geduldig ertrage, nicht etwa weil sie erleuchtet sind und die Gedanken Deines Dieners erkannten, sondern weil sie in ihrem Dünkel die Gedanken des Moses nicht erkennen und weil sie um der Eigenliebe und nicht um der Wahrheit willen nur ihre eigenen Gedanken lieben. Sonst würden sie die Ansicht anderer ebenso schätzen, wenn diese wahr ist, wie ich ihre Ansicht schätze, wenn sie wahr ist, nicht weil es ihre Meinung ist, sondern weil sie wahr ist; und weil sie wahr ist, ist sie nicht mehr die ihrige. Wenn man sie aber schätzt, weil sie wahr ist, so ist sie sowohl die ihrige, als auch die meinige, da die Wahrheit allen Wahrheitsliebenden gemeinsam gehört. Aber daß sie sich auf die Behauptung versteifen, Moses habe nicht gemeint, was ich sage, sondern nur was sie sagen, das kann ich nicht ertragen; denn, selbst wenn sie recht hätten, wäre es nicht das Wissen, das sie so vermessen machte, sondern der Hochmut; so spricht nicht die Erkenntnis, sondern der Dünkel. Deshalb sind Deine

Gerichte schrecklich, o Herr, weil Deine Wahrheit nicht mir gehört und nicht diesem oder jenem, sondern uns allen, die Du offen zu ihrer Teilnahme aufgerufen und ernsthaft daran erinnert hast, daß wir die Wahrheit nicht zu unserem alleinigen Besitztum machen sollen, um ihrer nicht gänzlich verlustig zu gehen. Denn jeder, der für sich allein in Anspruch nimmt, was Du für alle bestimmst, und der als das Seinige betrachtet, was das Gut aller ist, wird von dem Allgemeinen auf das Seinige zurückgedrängt, das heißt von der Wahrheit zur Lüge: „Wenn er lügt, redet er von seinem Eigenen."

Vernimm, gerechtester Richter, Gott, der Du die Wahrheit bist, was ich diesen Widersachern erwidere; vernimm, denn ich spreche vor Deinem Angesicht und vor meinen Brüdern, die das Gesetz, dessen Endziel die Liebe ist, auf rechte Weise befolgen; vernimm und sieh, was ich ihnen sage, so es Dir gefällt. Ich erwidere ihnen diese brüderlichen und friedvollen Worte: „Wenn wir beide erkennen, daß es wahr ist, was du sagst, woran erkennen wir es dann? Sicher weder ich in dir, noch du in mir, sondern wir beide in der unwandelbaren Wahrheit, die über unseren Geist unendlich erhaben ist. Wenn wir also nicht über die Erleuchtung unseres Herrn und Gottes streiten, warum wollen wir über den Gedanken des Nächsten streiten, der unserem Geiste nicht so zugänglich ist, wie die unwandelbare Wahrheit? Denn wenn selbst Moses uns sagte: ‚Ich habe dies gemeint!'

würden wir den Gedanken auch noch nicht richtig erkennen. Müßten wir nicht wiederum glauben! ‚Niemand dünke sich höher, denn jetzt geschrieben ist, auf daß sich nicht einer gegen den andern um eines Dritten willen auflspiele. Wir sollen Gott unseren Herrn lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte, und unseren Nächsten wie uns selbst.' Wenn wir nicht glaubten, daß Moses in Bezug auf diese beiden Gebote der Liebe all das gemeint habe, was er in seinen Büchern gesagt hat, so würden wir Gott zum Lügner stempeln, da wir von dem Geiste seines Knechtes anders dächten, als von seiner Lehre. Sieh nun, wie töricht und dreist die Behauptung ist, Moses habe unter den vielen wahren Ansichten, die man in seinen Worten finden kann, eine bestimmte vorgezogen. Durch solch verderblichen Streit schmäht man die Liebe selbst, um derenwillen er, an dessen Worten wir zu deuteln wagen, alles gesagt hat."

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Und doch, mein Gott, den ich preise in meiner Niedrigkeit und bei dem ich ausruhe von meiner Mühsal, der Du meine Bekenntnisse vernimmst und mir meine Sünden vergibst und mir gebietest, meinen Nächsten zu lieben, wie mich selbst, soll ich annehmen, daß Dein treuer Diener Moses mit geringeren Gaben von Dir begnadet worden sei, als ich sie von Dir erbe-

ten und begehrt hätte, wenn ich zu jener Zeit gelebt hätte, in der er lebte und Du mich an seine Stelle gesetzt hättest, so daß durch den Dienst meines Herzens und meiner Zunge jene Schriften hätten verfaßt werden sollen, die solange nachher allen Völkern zum Heile gereichen und rings auf dem Erdenrund durch ihr unermeßliches Ansehen die Worte aller stolzen Lügenlehren niederwerfen sollten? Wenn ich damals Moses gewesen wäre — denn wir sind ja alle aus demselben Stoffe gebildet und „was ist denn der Mensch, daß Du seiner gedenkest?" — wenn ich damals also gewesen wäre, was er war, und wenn mir die Aufgabe zuerteilt worden wäre, das Buch der Genesis zu schreiben, dann hätte ich gewünscht, mir wäre eine solche Kraft der Rede verliehen worden und eine solche Macht, meine Gedanken auszudrücken, daß die, die noch nicht verstehen können, wie Gott wirkt, meine Worte, die über ihre Geisteskraft hinausgingen, nicht hätten widerlegen können, und daß die, die es bereis verstehen und die mit ihren Gedanken auf eine noch so wahre Auffassung gestoßen wären, finden würden, auch ihre Auffassung sei in den wenigen Worten Deines Knechtes nicht übergangen worden. Und wenn ein anderer im Lichte der Wahrheit wieder einen anderen Sinn darin fände, daß auch seine Ansicht in denselben Worten enthalten wäre.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Wie eine Quelle im engen Bett reicher strömt und, in mehrere Bäche geteilt, größere Strecken bewässert als der einzelne Bach, der aus dieser Quelle entspringt und weite Strecken dahinfließt, so entquillt die Erzählung Deines treuen Knechtes, aus der so viele andere Verkünder schöpfen sollten, in ihrer schlichten Redeweise wie ein Strom lauterer Wahrheit, aus dem jeder etwas Wahres schöpft; der eine dies, der andere jenes, was er gerade durch die Windungen langer Schlüsse erfassen kann. Denn, wenn die Einen diese Worte lesen oder hören, denken sie sich Gott als ein menschliches oder materielles Wesen mit einer unbegrenzten Macht, das durch einen neuen, plötzlichen Entschluß außerhalb seiner selbst irgendwo im weitem Raume „Himmel und Erde geschaffen" habe; zwei große Körper, den einen oben, den anderen unten, die alles umfaßten. Und wenn sie hören, Gott sprach: „Es werde! und es ward", dann denken sie sich wirkliche Worte darunter, die Anfang und Ende hatten, zeitlich ertönten und vergingen und nach deren Verklingen das geschaffen war, dessen Werden er befohlen hatte — oder ähnlich. In dieser Weise ihrer versinnlichten Anschauung denken sie sich das Ganze. Solche unmündigen Wesen werden ob ihrer Schwäche durch die große Schlichtheit der Sprache gleichsam wie im Mutterschoße getragen; es wird der heilsame Glau-

be in ihnen aufgebaut, daß Gott alle Dinge geschaffen habe, die ihre Sinne rings umher in der erstaunlichen Mannigfaltigkeit erblicken. Wenn aber einer von ihnen diese einfältige Sprache verachten würde und trotz seiner Schwäche so vermessen wäre, seine Wiege, die ihn trägt und nährt, zu verlassen, — der Unglückliche würde elend straucheln. Herr mein Gott, erbarme Dich, daß die, die des Wegs kommen, das zarte Junge nicht zertreten, und sende Deinen Engel, daß er es wieder in sein Nest trage, damit es leben bleibe, bis es flügge ist.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Andere dagegen, für die diese Worte kein Nest mehr sind, sondern schattiges Gebüsch, flattern fröhlich darin umher, erblicken verborgene Früchte, suchen sie schwatzend und pflücken sie. Denn, wenn sie die Worte lesen oder hören, mein Gott, sehen sie, daß Deine unwandelbare Ewigkeit über alle vergangenen und zukünftigen Zeiten erhaben ist, und daß es nichts in der zeitlichen Schöpfung gibt, was Du nicht geschaffen hättest, der Du selbst Dein eigener Wille bist, in dem sich nichts ändert und nichts Neues entsteht, was nicht von jeher dagewesen wäre und kraft dessen Du alles geschaffen hast; nicht Deines Wesens Ebenbild, das Urbild aller Dinge, sondern das aus dem Nichts hervorgerufene Chaos, das Dir unähnlich ist, aber die Gestalt Deines Ebenbildes

erhalten sollte, so daß sich Dir, Allmächtiger, jedes Geschöpf nach dem ihm verliehenen Vermögen nähern und daß alles sehr gut würde, gleichviel ob es mit Dir vereint bleiben oder, stufenweise zeitlich und räumlich sich von Dir entfernend, die herrliche Mannigfaltigkeit des Alls bewirken oder durchwandern würde. Dies sehen sie und freuen sich im Lichte Deiner Wahrheit, soweit sie es hier vermögen.

Ein Anderer blickt auf die Worte „Am Anfang schuf Gott" und versteht unter dem Anfange die Weisheit, „weil auch sie selbst zu uns spricht". Wieder ein Anderer, der diese Worte ebenfalls betrachtet, versteht unter dem „Anfang" das Entstehen der geschaffenen Dinge und faßt es so auf, als wäre gesagt worden, „zuerst schuf er". Von denen, die unter dem „Anfang" verstehen, Du habest Himmel und Erde in der Weisheit gemacht, nimmt der Eine an, mit „Himmel und Erde" sei der noch zu erschaffende Stoff des Himmels und der Erde gemeint; ein Anderer erblickt darin die bereits gebildeten, verschiedenen Wesen; wieder ein Anderer versteht ein geistig geformtes Wesen unter dem Worte „Himmel" und eine körperlich formlose Materie unter dem Begriffe „Erde". Die aber unter „Himmel und Erde" eine noch formlose Materie verstehen, aus der Himmel und Erde gebildet werden sollten, die fassen auch dies noch verschieden auf; der Eine versteht darunter die geistige und körperliche Schöpfung, der Andere erkennt darin nur das, woraus jene sichtbare,

körperliche Masse vollendet werden sollte, die in ihrem großen Schoße sichtbare und erkennbare Wesen birgt. Auch die sind nicht einig, die der Ansicht sind, daß die bereits geordneten und ausgebildeten Geschöpfe an dieser Stelle „Himmel und Erde" genannt würden; der Eine versteht darunter die unsichtbare und sichtbare Schöpfung; der Andere nur die sichtbare, in der er den lichtvollen Himmel erblickt und die finstere Erde und alles, was in ihnen ist.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Aber der das „Am Anfang schuf Gott" so auffaßt, als wenn gesagt würde, „zuerst" schuf Gott, der kann sich tatsächlich unter Himmel und Erde nichts anderes vorstellen, als den Stoff des Himmels und der Erde, nämlich der ganzen geistigen und körperlichen Schöpfung. Denn wenn er sie sich als bereits vollkommen gestaltet denken will, könnte man ihn mit Recht fragen, „wenn Gott dies zuerst schuf, was hat er dann nachher gemacht?" Nach dieser vollendeten Schöpfung wird er nichts mehr finden und wird wider seinen Willen hören müssen: „Warum hat er dies zuerst geschaffen, wenn er nachher nichts mehr geschaffen hat?" Wenn er aber sagt, er hat zuerst das Chaos, dann das Gestaltete geschaffen, so ist das nicht ungereimt, wenn er nur zu unterscheiden imstande ist, was der Ewigkeit, der Zeit, dem Zwecke und dem Ursprunge nach

vorher war; der Ewigkeit nach: wie Gott, der allem vorangeht; der Zeit nach: wie die Blüte, die der Frucht vorangeht; dem Zwecke nach: wie die Frucht, die der Blüte folgt; dem Ursprunge nach: wie der Ton, der der Ursprung des Gesanges ist. Von diesen erwähnten vier Arten ist die erste und letzte am schwersten zu verstehen, die beiden mittleren am leichtesten. Denn es ist ein seltsamer und überaus erhabener Anblick, Herr, Deine Ewigkeit zu schauen, die, selbst unwandelbar, das Wandelbare schafft und folglich allem vorangeht. Wer hat einen so feinen Sinn, daß er ohne große Mühe zu unterscheiden vermöchte, ob der Ton früher ist, als der Gesang, weil der gesungene Ton ein gestalteter Ton ist und freilich schon vor ihm etwas da sein kann, was noch nicht gestaltet ist; da etwas, das überhaupt nicht ist, auch nicht gestaltet werden kann. So ist der Stoff früher als das, was daraus gebildet wird; aber er ist nicht früher, weil er die wirkende Ursache ist, da er ja selbst erst wird; auch ist er nicht zeitlich früher. Denn wir bringen nicht erst ungestaltete Töne hervor und bilden später den Gesang daraus, wie wir etwa aus Brettern einen Kasten, aus Silber ein Gefäß machen. Stoffe dieser Art sind auch zeitlich vor der Gestalt der Dinge da, die daraus gemacht werden; aber beim Gesang verhält es sich nicht so. Denn wenn gesungen wird, hört man den gesungenen Ton, aber er ertönt nicht vorher in ungestalteter Weise, um sich dann zum Gesange zu formen. Was vorher ertönte,

geht vorüber, und man wird dann nichts mehr finden, was man zurückrufen und kunstvoll formen könnte; deshalb ist der Gesang eine Tonfolge, da die Töne das Material des Gesanges sind. Denn aus diesem Material wird der Gesang gestaltet, und deshalb ist das Tonmaterial früher, als der fertige Gesang; er existiert aber nicht vorher als wirkende Ursache, denn der Ton erzeugt nicht den Gesang, sondern durch den Körper ist er der Seele untertan, damit sie daraus den Gesang bilde. Auch zeitlich ist der Ton nicht früher, da er mit dem Gesange zugleich ertönt; auch nicht dem Werte nach; denn der Ton hat keinen höheren Wert als der Gesang, weil der Gesang nicht nur eine Tonfolge ist, sondern eine melodische Tonfolge. Aber dem Ursprunge nach ist der Ton das erste; denn der Gesang wird nicht gebildet, damit der Ton entstehe, sondern der Ton, damit er zum Gesang werde. Dies Beispiel zeigt uns, daß die Materie der Dinge zuerst geschaffen und „Himmel und Erde" genannt wurde, weil Himmel und Erde daraus gemacht sind; aber zeitlich sind sie nicht zuerst geschaffen, weil die Formen der Dinge erst die Zeiten hervorrufen, jene Materie aber ungestaltet war und erst zeitlich wahrgenommen wurde. Und doch war sie gleichsam zeitlich vorher, weil das Formvolle vollkommener ist als das Formlose, obwohl die Ewigkeit des Schöpfers ihm vorangeht, der aus dem Nichts etwas entstehen läßt, um etwas daraus zu bilden.

Dreißigstes Kapitel

Bei dieser Mannigfaltigkeit richtiger Auffassungen möge die Wahrheit selbst eine Einigung zustande bringen und möge Gott sich unserer erbarmen, daß wir einen rechten Gebrauch davon machen und alle einig seien in der Liebe, die des Gesetzes Endziel ist. Wenn mich daher jemand fragt, welches eigentlich die Meinung des Moses gewesen sei, so sind es nicht die Antworten, die ich hier gegeben habe, vorausgesetzt, ich bekenne nicht, daß ich es nicht weiß. Und doch weiß ich, daß diese Ansichten richtig sind, mit Ausnahme der grob sinnlichen, über die ich, soweit es nötig war, auch meine Ansicht geäußert habe. Jene hoffnungsvollen Kleinen mögen durch die in ihrer Schlichtheit so erhabenen und in ihrer Armut so reichen Worte Deines heiligen Buches nicht abgeschreckt werden. Aber wir alle, die in diesen Worten Wahres erkennen, laßt uns gegenseitig uns und Dich lieben, Du Quelle der Wahrheit; laßt uns nicht nach Torheiten, sondern nach ihr dürsten und laß uns ebenso Deinen Knecht, der Deines Geistes voll ist, in dem Glauben ehren, daß er diese Worte Deiner Eingebung verdanke, was durch das Licht der Wahrheit, wie durch den heilsamen Erfolg aus ihnen erhellt.

Einunddreißigstes Kapitel

Wenn daher jemand sagen würde: „Moses hat meine Auffassung gehabt“, und ein Anderer:

„Nein, die meine", so glaube ich, würde ich gottesfürchtig fragen: „Warum nicht beide, wenn beide wahr sind?" Und wenn noch ein Dritter und ein Vierter in diesen Worten jeweils etwas anderes als wahr erkennt, warum soll man nicht annehmen, daß Moses all dies erkannt hätte, durch den Gott die Heilige Schrift dem Fassungsvermögen so Vieler anpaßte, die einen so verschiedenen und doch wahren Sinn darin finden? Ich wenigstens erkläre furchtlos und aus tiefstem Herzensgrunde, schriebe ich etwas so Bedeutungsvolles, so möchte ich lieber so schreiben, daß jeder etwas Wahres aus meinen Worten entnehmen könnte, als daß ich die wahre Meinung so begrenzen und einschränken möchte, daß ich alle anderen von ihr ausschlösse, wenn anders mich nicht ihre falsche Auslegung kränkte. Ich will mich daher nicht erkühnen anzunehmen, jener große Mann habe dieses Vorrecht nicht von Dir empfangen, mein Gott. Als er die Worte niederschrieb, hat er sicherlich alles empfunden und gedacht, was wir darin fanden, und alles, was wir noch nicht darin finden konnten, was aber gewiß in ihnen verborgen liegt.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Endlich, Herr, der Du göttlich bist und nicht von Fleisch und Blut, wenn ein Mensch dies alles auch nicht darin gefunden hätte, konnte er deshalb Deinem gütigen Geiste, der mich den ersten Weg

leiten wollte, verborgen bleiben? Konnte ihm verborgen bleiben, was Du selbst in späterer Zeit denen, die Deine Worte lesen, offenbaren wolltest, obgleich jener, durch den sie gesprochen worden, vielleicht nur an eine der vielen Meinungen gedacht hat? Ist es so, dann wäre freilich die Auffassung, an die er dachte, besser, als jede andere. Lehre sie uns, Herr, oder wenigstens eine andere wahre; offenbare uns entweder dasselbe, was Du jenem Manne offenbartest, oder beweise uns mittels dieser Worte, daß Du uns doch behütest, und daß uns kein Irrtum täuscht.

Siehe, Herr mein Gott, wieviel habe ich über so ein paar Worte geschrieben, ich bitte Dich, wieviel! Und würden denn alle unsere Kräfte, all unsere Zeit hinreichen, allen Deinen Büchern zu genügen? Laß mich Dir also in Kürze bekennen und irgend etwas wählen, das Du als wahr, zuverlässig und gut eingabst, wenn mir auch viel Auffassungen begegneten, wo mir viel begegnen konnten; laß mein Bekenntnis so getreu sein, daß ich, wenn ich erkläre, was Dein Knecht gemeint hat, es richtig und genau ausdrücke; denn das erstrebe ich. Wenn ich den wahren Sinn nicht träfe, möchte ich wenigstens sagen, was Deine Wahrheit mir durch seine Worte offenbaren wollte, die auch ihm ihren Willen offenbart hat.

Dreizehntes Buch

Erstes Kapitel

Ich rufe Dich an, mein Gott, mein Erbarmer, der Du mich geschaffen hast und der Du den, der Dich vergaß, nicht vergessen hast. Ich rufe Dich in meine Seele, die Du zu Deinem Empfange bereitest durch das Verlangen, das Du ihr einflößest. Verlaß jetzt nicht den, der Dich anruft, der Du mir, schon ehe ich Dich anrief, zuvorkamst und mich unaufhörlich und in jeder Weise drängtest, mir aus der Ferne zuriefst, zu Dir zurückzukehren und Dich anzurufen. Denn Du tilgtest alle meine Schuld, o Herr, um es meinen Händen nicht zu vergelten, durch deren Werke ich von Dir abfiel; und Du kamst allen meinen guten Werken zuvor, indem Du mir durch Deine Hände, die mich geschaffen, vergaltst. Denn bevor ich war, warst Du. Und ich war nichts, dem Du hättest das Dasein verleihen können, und dennoch existiere ich dank Deiner Güte, die allem, zu dem Du und aus dem Du mich schufst, vorausging. Denn weder bedurftest Du meiner, noch ist das Gute in mir der Art, daß es Dir, mein Herrgott, Gewinn brächte; weder benötigst Du meine Dienste, als könntest Du

in Deinem Wirken gleichsam ermüden oder als würde Deine Macht, wenn sie meines Gehorsams entbehrte, dadurch geringer; noch hast Du meine Verehrung nötig, wie ein irdisches Gebilde, als ob Dir keine Ehre würde, wenn ich Dich nicht ehrte; Du willst vielmehr, daß ich Dir diene und Dich ehre, daß es mir wohlergehe durch Dich, der mich als ein Wesen geschaffen hat, dem es wohlergehen kann.

Zweites Kapitel

Deine Schöpfung ist aus der Fülle Deiner Güte hervorgegangen, damit das Gute, obwohl es Dir keinen Nutzen bringt und obgleich es von Dir stammt, Dir aber nicht gleich sein konnte, trotzdem es nur von Dir kommen konnte, nirgends fehle. Denn welches Verdienst haben Himmel und Erde um Dich, die Du am Anfang geschaffen hast? Mögen die geistigen und körperlichen Schöpfungen, die Du in Deiner Weisheit hervorgebracht, sagen, um welches Verdienstes willen das Angefangene und Chaotische, jedes in seiner Art, geistig oder körperlich von der Weisheit abhänge; welches zur Formlosigkeit hinstrebt und zur höchsten Unähnlichkeit mit Dir: das geistig Chaotische mehr, als wenn es ein körperlich Gestaltetes wäre; das körperlich Chaotische mehr, als wenn es ganz und gar nichts wäre. Wenn es nicht durch Dein Wort zur Einheit mit Dir berufen und geschaffen worden wäre, damit alles durch Dich, ein-

ziges und höchstes Gut, sehr gut würde, wäre es, wie Dein Wort zuerst besagt, chaotisch geblieben. Und wofür hätte es verdient, selbst chaotisch zu sein! Denn auch in dieser Form wäre es nicht, wenn Du es nicht geschaffen hättest.

War es eine körperliche Materie immerhin wert, daß sie wüst und leer war! Denn auch das wäre sie nicht gewesen, wenn Du sie nicht geschaffen hättest, und weil sie nicht existierte, war sie auch nicht wert, zu sein. Oder war es der Anfang der geistigen Schöpfung wert, daß sie als eine finstere, der Tiefe ähnliche, Dir unähnliche Wesenheit hin und her schwebte, wenn sie sich durch dasselbe Wort nicht zu dem emporrichtete, von dem sie geschaffen wurde, von dem erleuchtet, sie ein Licht geworden wäre, wenn auch nicht Deinem Ebenbilde gleich, doch ihm ähnlich! Denn, wie es für einen Körper nicht gleichgültig ist, ob er nur existiert oder ob er schön ist — es könnte sonst ja keine Formlosigkeit geben — so ist es auch für einen erschaffenen Geist nicht gleichgültig, bloß dahinzuleben oder weise zu leben, sonst würde er ausschließlich weise sein. Für ihn ist es gut, Dir stets anzuhängen, damit er das, was er durch die Umkehr gewonnen, nicht wieder durch die Abkehr verliere und nicht wieder in ein Leben voll finsterer Abgründe zurückfalle. Denn auch wir, die wir dank der Seele eine geistige Schöpfung sind, waren, als wir von uns Dir, unserem Lichte, abgewendet hatten, „weiland Finsternis" in diesem Leben und wir leiden

noch an den Resten unserer Finsternis, bis wir in Deinem Eingeborenen Deiner Gerechtigkeit teilhaftig werden und emporragen wie Berge Gottes; denn wir waren der Gegenstand Deines Gerichts, waren gesunken wie die Abgründe.

Drittes Kapitel

Wenn Du aber beim Beginn der Schöpfung sagtest: „Es werde Licht! Und es ward Licht", beziehe ich es wohl mit Recht auf die geistige Schöpfung, die, wie sie auch sein mochte, bereits vorhanden war, so daß Du sie erleuchten konntest. Aber ebenso, wie sie es nicht verdiente, ein Sein zu besitzen, das erleuchtet werden konnte, verdiente sie auch nicht, obwohl sie ein Dasein besaß, daß es erleuchtet würde. Dir hätte ihre Formlosigkeit nicht gefallen, wenn sie nicht, weniger durch die Kraft ihres eigenen Daseins, als durch das Anschauen des göttlichen Lichtes und durch die Gemeinschaft mit ihm erleuchtet worden wäre, so daß sie es ausschließlich Deiner Gnade verdankt, wenn sie existiert und glückselig ist, weil sie sich durch ihre Wandlung in einen bessern Zustand dem zugewendet hat, der sich weder zum Bessern, noch zum Schlechtern verändert, nämlich Dir allein; denn Du allein bist wahrhaft und für Dich allein ist Sein und Glückseligkeit dasselbe, da Du selbst die Glückseligkeit bist.

Viertes Kapitel

Was könnte Dir also an der Glückseligkeit, die Du selbst bist, ermangeln, wenn die geistige Schöpfung auch nicht existierte oder wenn sie unvollkommen geblieben wäre? Denn Du hast sie ja nicht hervorgerufen, weil Du ihrer bedurftest oder damit durch sie gleichsam Deine Freude vollkommen würde, sondern aus der Fülle Deiner Güte, die Du ordnetest und gestaltetest. Sicher mißfiel Dir ihre Unvollkommenheit und Du vollendetest sie, damit sie Dein Wohlgefallen errege, nicht aber, damit Du durch ihre Vollkommenheit etwa an Vollkommenheit gewännst. Denn Dein guter Geist „schwebte über den Wassern"; er wurde nicht von ihnen getragen, um auf ihnen zu ruhen. Denn von denen es heißt, Dein guter Geist ruhe auf ihnen, die läßt er in sich ruhen. Aber Dein unvergänglicher und unveränderlicher Wille, der sich selbst genügt, schwebte über dem Leben, das Du hervorgerufen hattest und dem Sein und Glückseligkeit nicht dasselbe ist, weil es auch in seiner Finsternis, die in ihm wogt, Sein hat; es muß zu dem zurückkehren, von dem es ausgegangen ist, muß immer mehr aus der Quelle des Lebens schöpfen und das Licht in seinem Lichte schauen und seine Vollkommenheit, Herrlichkeit und Seligkeit darin finden.

Fünftes Kapitel

Siehe, wie ein Rätsel erscheint mir die Dreieinigkeit, die Du bist, mein Gott; denn Du, Vater, hast am Anfange unserer Weisheit, die aus Dir geboren, Dir gleich und ewig ist wie Du, in Deinem Sohne also hast Du Himmel und Erde geschaffen. Wir haben viel vom Himmel des Himmels gesprochen, von der wüsten und leeren Erde und von der Finsternis über der Tiefe, das heißt von den Wirrnissen und Mängeln der chaotischen geistigen Schöpfung, die immer formlos geblieben wäre, wenn sie nicht zu dem zurückgeführt worden wäre, der ihr dies unvollkommene Leben gab, und wenn dies nicht kraft der Erleuchtung herrlich und ein Himmel des Himmels geworden wäre, der zwischen den oberen und unteren Wassern ausgespannt wurde. Ich erkannte schon in dem Namen Gottes den Vater, der dies schuf; in dem Worte „Anfang", in dem er es schuf, den Sohn; und da ich von vornherein annahm, daß mein Gott dreieinig sei, wie mein Glaube lehrte, forschte ich in seinen heiligen Ausprüchen, und siehe, Dein Geist schwebte über den Wassern. Das ist die Dreieinigkeit, mein Gott! Der Vater, der Sohn und der Heilige Geist, der Schöpfer des Alls.

Sechstes Kapitel

O Licht und Quell der Wahrheit, ich flehe Dich an, laß mein Herz sich Dir nähern, daß es mich nicht zum Irrtum verleite! Erleuchte seine Dunkelheit und sage mir bei Deiner Liebe, der Quelle alles Heiles, o sage mir, was war die Ursache, daß erst nach der Erwähnung des Himmels, der wüsten und leeren Erde und der Finsternis, die über der Tiefe schwebte, die Schrift Deines Geistes gedenkt? Etwa darum, weil es, um Ihn so zu bezeichnen, nötig war, Ihn über etwas schweben zu lassen, und konnte dies nicht geschehen, wenn zuvor nicht erwähnt war, worüber der Geist schwebte? Er schwebte nicht über dem Vater, nicht über dem Sohne, und man konnte nicht gut sagen, er schwebte über etwas anderem, wenn es nicht wirklich der Fall war. Zuvor mußte also gesagt werden, worüber er schwebte; dann konnte dessen gedacht werden, der nicht anders als schwebend bezeichnet werden sollte. Warum aber sollte von ihm nicht anders als von dem schwebenden Geist gesprochen werden?

Siebentes Kapitel

Wer es vermag, folge nun dem Gedanken Deines Apostels, wenn er sagt: „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist;“ wenn er ferner sagt: „Strebt

nach den besten Gaben. Und ich will euch einen köstlicheren Weg zeigen;" und endlich: „Ich beuge meine Knie vor dem Vater unseres Herrn Jesu Christi, daß ihr erkennen möget, daß Christus zu lieben viel besser ist, denn alles Wissen, und auf daß ihr erfüllt werdet von großer Geistesfülle." Deshalb schwebte er am Anfange über den Wassern. Zu wem soll ich reden? Wie soll ich von der Leidenschaft sprechen, die uns in den tiefen Abgrund hinabzieht, und wie von der Liebe, durch die uns der Geist emporhebt, der über den Wassern schwebte? Zu wem soll ich reden? Wie soll ich es ausdrücken? Es gibt keinen Ort, wo wir sinken und steigen. Was gleicht ihm? Was gleicht ihm nicht? Es sind unsere Leidenschaften und die Regungen unserer Liebe; die Unreinheit unseres Geistes zieht uns durch die Liebe zu irdischen Dingen in den Abgrund hinab und die Heiligkeit trägt uns durch die Sehnsucht nach Gewißheit wieder empor, so daß sich unsere Herzen zu Dir emporrichten, wo Dein Geist über den Wassern schwebt und wir zu der Ruhe gelangen, die über allem thront, nachdem unsere Seele durch die Wasser hindurchgegangen ist, die wesenlos sind.

Achtes Kapitel

Der Engel sank und die Seele des Menschen sank und beide wiesen dadurch auf den Abgrund aller geistigen Geschöpfe in der Tiefe der Finsternis hin,

wenn Du nicht gleich am Anfange gesagt hättest: „Es werde Licht," und wenn es nicht Licht geworden wäre und alle geistigen Wesen Deiner himmlischen Stadt sich nicht durch den Gehorsam mit Dir vereinigt hätten, um Ruhe zu finden in Deinem Geiste, der unveränderlich über allem Wandelbaren schwebt. Sonst würde selbst der Himmel des Himmels nur ein finsterer Abgrund sein; „nun aber seid ihr erleuchtet in dem Herrn". Denn noch in der unseligen Unruhe der sinkenden Geister, die nach der Entkleidung Deines Lichtgewandes nur einen Anblick der Finsternis darbieten, zeigst Du uns zur Genüge die Größe der vernunftbegabten Geschöpfe, denen nichts genügt, ihre selige Ruhe zu erreichen, das geringer ist als Du, und deswegen kann sie auch sich selbst nicht genügen. Denn Du „unser Gott, erleuchtest unsere Finsternis"; von Dir kommt unsere Kleidung und die Nacht leuchtet wie der Tag und die Finsternis wie das Licht. Gib Dich mir, mein Gott; gib Dich meinem Herzen zurück, denn ich liebe Dich und ist es auch noch wenig, ich will Dich immerdar lieben. Ich kann nicht ermessen, wieviel Liebe mir noch fehlt, um mein Leben so vollkommen zu Deiner Anschauung erheben zu können, daß nichts mehr es von Dir entferne, bis es sich in dem Geheimnis Deines Angesichts verliert. Nur eins weiß ich, daß ich ohne Dich elend bin, nicht bloß körperlich, sondern auch seelisch; daß jeder Reichtum, der nicht göttlichen Ursprungs ist, für mich nur Armut ist.

Schwebte nicht auch der Vater oder der Sohn über den Wassern? Wenn dies ein körperliches Schweben über dem Raume wäre, dann schwebte auch nicht der Heilige Geist darüber; wenn diese Worte aber die Erhabenheit der unwandelbaren Gottheit über allem Wandelbaren verkünden, so schwebte der Vater und der Sohn und der Heilige Geist gleichfalls über den Wassern. Warum wird es aber nur vom Heiligen Geist gesagt? Als wenn er sich dort räumlich ausgedehnt hätte, der doch unräumlich ist, da es von ihm heißt, daß er Deine Gabe sei. In ihr wollen wir ruhen, dort Deiner genießen. Dort ist unsere Ruhestätte. Dorthin erhebt uns die Liebe und Dein guter Geist trägt uns Erdgebundene über die Pforten des Todes hinweg. Im guten Willen ist Friede für uns. Ein Körper strebt durch eigenes Gewicht zum Schwerpunkt. Dies Gewicht zieht ihn nicht nur nach unten, sondern zu seinem Schwerpunkt. Die Flamme steigt empor, der Stein fällt nieder. Von ihrem Gewicht bestimmt, streben beide ihrem Schwerpunkte zu. Das Öl, auf das man Wasser gießt, schwimmt über dem Wasser; das Wasser, das man über Öl gießt, sinkt unter das Öl; von ihrem Gewicht bestimmt, streben beide ihrem Schwerpunkt zu. Durcheinandergeschüttelt sind sie unruhvoll; im Ruhestand sind sie streng gesondert. Mein Schwergewicht ist meine Liebe; durch sie werde ich bestimmt

und vorwärtsgetrieben. Durch Deine Gabe werden wir entflammt und emporgetragen. Wir entbrennen und heben uns aufwärts. Wir fühlen uns emporgetragen durch das Entzücken unseres Herzens und singen den Stufenpsalm. Durch Dein heiliges Feuer erglühen wir und streben aufwärts; wir wandern hinauf zum Frieden Jerusalems, „wie freue ich mich deß, daß mir zugesagt ist, wir werden in das Haus des Herrn eingehen". Dorthin versetzt uns der gute Wille, der keinen andern Wunsch in uns entstehen läßt, als in Ewigkeit dort zu bleiben.

Zehntes Kapitel

Selig das Geschöpf, das nichts anderes kannte. Es wäre ja selbst ein anderes, wenn es nicht durch Deine Gabe, die über allem Wandelbaren schwebt, gleich nach seiner Erschaffung, ohne zeitliche Wandlungen durchzumachen, durch jenes Wort „Es werde Licht! Und es ward Licht" emporgehoben worden wäre. Denn bei uns macht man den zeitlichen Unterschied, daß wir Finsternis waren und Licht wurden; bei jenen Geschöpfen aber ist von vornherein angedeutet, was sie wären, wenn sie erleuchtet worden wären, und dadurch wird ja gesagt, wie unstet und finster sie früher gewesen, um die Ursache kundzutun, die eine Änderung bewirkte; das heißt, daß sie dem unversiegbaren Lichte zugewendet Licht wurden. Fasse dies, wer kann, und bitte Dich um

Verständnis! Warum behelligt er mich, als wäre ich das Licht, das jeden Menschen erleuchten könnte, der in diese Welt kommt!

Elftes Kapitel

Wer begreift die allmächtige Dreieinigkeit! Und wer spricht nicht von ihr, wie von etwas ganz Alltäglichem, wenn er überhaupt davon spricht! Selten gibt es einen Geist, der, wenn er von ihr spricht, weiß, was er sagt. Man streitet und kämpft darum und doch kann keiner ohne den Frieden und die Ruhe der Seele dies Geheimnis erkennen. Ich wünschte, die Menschen dächten über drei Dinge nach. Freilich meine ich jetzt ganz andere drei Dinge, als jene Dreieinigkeit. Ich nenne sie ihnen, damit sie sich darin üben und erkennen, wie weit sie davon entfernt sind. Diese drei Dinge sind: Sein, Wissen und Wollen. Ich bin, ich weiß, ich will; ich bin, der weiß und der will; und ich weiß, daß ich bin und daß ich will; ich will sein und will wissen. Wie eng mit diesen Dingen das Leben verknüpft ist, und zwar ein Leben, ein Geist, eine Wesenheit und welch ein unzertrennlicher Zusammenhang und doch wieder welch ein Unterschied zwischen ihnen besteht, das fasse, wer es fassen kann. Es ist jedem gegeben, sich zu betrachten und zu erkennen und mir zu antworten. Wer diese Fragen aber zu deuten vermag und es mir sagt, glaube nicht, daß er auch schon die Wahrheit erkannt habe,

dessen unwandelbares Sein, Wissen und Wollen über dieses wandelbare Sein, Wissen und Wollen erhaben ist, und ob dieser drei Dinge wegen auch dort die Dreieinigkeit herrscht oder ob alle drei in jeder einzelnen Person sind oder ob beides auf wunderbar einfache und dennoch mannigfache Weise sich in ihr vereint, die sich selbst Ziel ist, sich selbst kennt und unwandelbar in jener überaus großen Einheit sich selbst genügt. Wer vermag es zu fassen? Wer kann es je sagen? Wer ist kühn genug, es auf irgendeine Weise auszudrücken?

Zwölftes Kapitel

Fahre in Deinem Bekenntnis fort, mein Glaube; sprich zu dem Herrn, deinem Gott: „Heilig, heilig, heilig, mein Herr und Gott;" auf Deinen Namen „Vater, Sohn und Heiliger Geist" sind wir getauft; auf Deinen Namen „Vater, Sohn und Heiliger Geist" taufen wir; denn auch unter uns schuf Gott in Christo, seinem Sohne, Himmel und Erde; Menschen, die seine Kirche geistig und körperlich auffaßten. Und bevor unsere Erde durch die Lehre des Wortes ihre Gestalt empfing, „war sie wüst und leer" und uns bedeckte die Finsternis der Unwissenheit, weil Du „den Menschen gezüchtigt hast, um der Sünde willen und weil Dein Gericht tief ist wie der Abgrund". Da aber Dein „Geist über den Wassern schwebte", wandte sich Deine Barmherzigkeit nicht von unserem

Elend ab und Du sprachst: „Es werde Licht!“ „Tut Buße, das Himmelreich ist nahe.“ „Tut Buße; es werde Licht. Und weil meine Seele betrübt in mir ist, darum gedenke ich Dein, o Herr, im Lande am Jordan und auf dem Berge,“ der ebenso groß ist, wie Du, aber klein um unseretwillen. Und als wir zu Dir zurückkehrten, mißfiel uns unsere Finsternis „und es ward Licht“. Und siehe, „die wir weiland Finsternis waren, nun sind wir erleuchtet worden im Herrn“.

Dreizehntes Kapitel

Doch sind wir dies „erst im Glauben, und nicht schon im Schauen. Denn die Hoffnung, die man sieht, ist keine Hoffnung. Noch rauschen Deine Fluten daher, erbrausen über den Untiefen; alle Deine Wogen und Wellen stürzen über mich hinweg“. Aber die Tiefe ruft bereits mit der rauschenden Stimme Deiner Fluten. Auch jener, der spricht: „Ich konnte nicht mit euch reden, als mit Geistlichen, sondern als mit Fleischlichen,“ kannte sich selbst noch nicht, „daß er es erfaßt hätte; ich vergesse, was dahinter ist und verlange sehnsüchtig nach dem, was vor mir ist“; er seufzt unter der Last, die ihn niederdrückt, „er lechzt nach Gott, nach dem lebendigen Herrn, wie der Hirsch nach frischem Wasser schreit“, und sagt: „Wann werde ich dahin gelangen, daß ich Gottes Angesicht schaue? Wir sehnen uns nach unserer Heimat, die

vom Himmel ist und uns verlangt, damit bekleidet zu werden," und er ruft in die Tiefe des Abgrundes und spricht: „Stellt euch nicht dieser Welt gleich, sondern ändert euch und erneuert euren Sinn" und „werdet nicht zu Kindern an der Erkenntnis, sondern werdet zu Kindern an der Bosheit; vor der Erkenntnis aber seid vollkommen;" und „oh, ihr unverständigen Galater, wer hat euch bezaubert?" Aber schon läßt sich nicht mehr seine Stimme, sondern Deine eigene Stimme vernehmen, der Du Deinen Geist vom Himmel herabgesandt hast durch den, „der zum Himmel gefahren ist und die unerschöpfliche Quelle Deiner Gnade erschloß, um Freudenströme über Deine heilige Stadt auszugießen. Nach ihr sehnt sich der Freund des Bräutigams, der schon die Erstlinge des Geistes empfangen hat, seufzt aber auch im stillen nach der Kindschaft und wartet auf seines Leibes Erlösung;" nach ihr seufzt er im Stillen, denn er ist ein Glied der Kirche, der Braut; für sie eifert er und nicht für sich, weil er durch die rauschende Stimme Deiner Fluten und nicht mit seiner eigenen Stimme den andern Abgrund anruft; im Eifer für diesen befürchtet er, „ebenso wie die Schlange mit ihrer List Eva verführte, daß eure Sinne verwirrt werden könnten von der Einfalt in Christo", unserem Bräutigam, Deinem Eingeborenen. Wie wird das Licht seines Angesichts leuchten, „wenn wir ihn sehen werden, wie er ist, und wenn die Tränen versiegt sein werden, die Tag und Nacht meine

Nahrung sind, weil man täglich zu mir sagt: „Wo ist nun Dein Gott?“

Vierzehntes Kapitel

Auch ich frage: wo bist Du mein Gott? Ach, wo bist Du? In Dir atme ich ein wenig auf, „wenn ich mein Herz mit dankbarem Frohlocken unter dem Haufen derer, die da eifern, vor mir selbst ausschütte“. Doch ist noch Trauer in meiner Seele, weil sie bald wieder zum Abgrund sinkt oder vielmehr, weil sie fühlt, daß hier noch ein Abgrund ist. Es tröstet sie mein Glaube, den Du in der Nacht entzündet hast, und spricht: „Was betrübst du dich, meine Seele und bist so unruhvoll in mir? Hoffe auf Gott; Dein Wort geht leuchtend meinem Fuß voran und leuchtet mir auf meinem Wege“. Hoffe und harre, bis die Nacht, die Mutter der Gottlosen, verstrichen ist; bis der Zorn des Herrn vorübergeht, „dessen Kinder auch wir einst waren“, als wir noch Finsternis waren, deren Reste diesem Leib, der durch die Sünde sterblich ist, noch anhaften, bis der Morgenwind weht und die Schatten schwinden. „Harre auf den Herrn; ich will darauf achten, mich früh zu Dir zu schicken und will immerdar Dein Lob verkünden. Frühe will ich mich zu Dir schicken, und ich werde das Heil meines Angesichts schauen, meinem Gott, der unsere toten Leiber um deswillen wiederbelebt, dessen Geist uns innewohnt“, und der erbarmungsvoll über un-

serem finsteren und wogenden Innern schwebt. Durch ihn haben wir auf der Wallfahrt dieses Lebens das Unterpfand empfangen, daß wir bereits erleuchtet sind, während „wir schon in Hoffnung selig sind, Kinder des Lichtes und Kinder des Tages, nicht Kinder Nacht, noch der Finsternis, die wir einst waren". Bei der Ungewißheit menschlicher Erkenntnis unterscheidest Du allein zwischen diesen und uns, „der Du unsere Herzen prüfst" und das Licht „Tag" und die Finsternis „Nacht" nennst. Wer kann es unterscheiden außer Dir? „Was ist aber unser, das wir nicht empfangen hätten? Sind wir nicht alle aus derselben Erde geschaffen, um Gefäße der Ehre oder der Schmach zu sein?"

Fünfzehntes Kapitel

Oder wer hat in Deiner göttlichen Schrift eine machtvolle Feste über uns errichtet, wenn nicht Du, unser Gott? Denn die Himmelsfeste wird wie ein Buch aufgerollt werden und ist jetzt wie ein Tuch über uns ausgespannt. Das Ansehen Deiner Heiligen Schrift ist um so erhabener, seitdem jene Sterblichen, die Du zu Deinen Werkzeugen erwählt hast, durch den Tod bereits von hier geschieden sind. Du weißt, o Herr, Du weißt, wie Du die Menschen mit Fellen bekleidetest, als sie um der Sünde willen sterblich wurden. Deshalb hast Du Deine erhabene Schrift wie ein Tuch über uns ausgebreitet, deren völlig

gleichlautenden Worte Du uns durch Vermittlung sterblicher Menschen gegeben hast, um uns über uns selbst zu erheben. Denn durch ihren Tod wird das Ansehen Deiner von ihnen mitgeteilten Worte befestigt und über allem, was darunter ist, ausgebreitet, die, solange die Verkünder hienieden wallten, nicht alles so überragten und nicht so verbreitet waren. Du hattest den Himmel noch nicht wie ein Tuch über uns ausgespannt, ihres Todes Ruf noch nicht überallhin verbreitet.

Laß uns, o Herr, die Himmel schauen, Deiner Hände Werk; zerstreue die Wolken, die sie unseren Augen verhüllen! Dort ist Dein Zeugnis, das den Kleinen Weisheit bietet. „Bereite Dir", mein Gott, „Dein Lob aus dem Munde der Kinder und Säuglinge." Wir kennen keine anderen Bücher, die den stolzen Feind so gründlich vernichten, der, Deiner Versöhnung sich widersetzend, seine Sünde verteidigt. Herr, o Herr, ich kenne keine keuscheren Worte, die mich so zum Bekenntnis bewegten und meinen Nacken so unter Dein Joch beugten, um Dir aus Liebe zu dienen. Möchte ich sie verstehen, gütiger Vater; verleihe mir dies, der ich mich ihnen unterwerfe, da Du sie für die gesprochen, die sich ihnen unterwerfen.

Es gibt – glaube ich – noch andere Wasser über dieser Feste, unsterbliche, die vor irdischem Verderben behütet sind. Mögen die überirdischen Heerscharen Deiner Engel, die nicht nötig haben, zu dieser Feste aufzublicken und Dein Wort durch Lesen zu erken-

nen, Deinen Namen preisen und Dich rühmen. Denn sie schauen allezeit Dein Antlitz und lesen dort ohne vergängliche Silben, was Dein ewiger Wille heischt. Sie lesen, wählen und lieben Deine Worte; sie lesen immerdar und was sie lesen, entschwindet nicht. Sie lesen selbst die Unwandelbarkeit Deiner Ratschlüsse, wählen und lieben sie. Für sie hat das Buch kein Ende; ihr Buch rollt sich auf, denn Du selbst bist ihr Buch, bist es ewig. Denn Du hast sie über diese Feste gesetzt, die Du über der Schwachheit der irdischen Scharen errichtet hast, daß sie emporblicken und Deine Barmherzigkeit erkennen, die Dich, der Du die Zeiten geschaffen hast, ihnen zeitlich verkünden soll. Denn im Himmel, o Herr, wohnt Deine Barmherzigkeit und Deine Wahrheit, soweit die Wolken reichen. Die Wolken vergehen, der Himmel aber bleibt. Die Verkünder Deines Wortes gehen dahin, gehen aus diesem Leben in ein anderes; Deine Schrift aber breitet sich über die Völker aus bis an das Ende der Tage. Aber auch „Himmel und Erde werden vergehen, Dein Wort aber wird nicht vergehen". Denn auch „das Tuch des Himmels wird zusammengefaltet werden" und das Gras, über das es ausgespannt war, wird mit all seiner Herrlichkeit verschwinden; „Dein Wort aber bleibt in Ewigkeit"; jetzt erscheint es uns nur wie ein Rätsel in eine Wolke gehüllt, und wie durch den Spiegel des Himmels, nicht aber wie es wirklich ist; denn obwohl wir die Erkorenen Deines Sohnes sind, ist doch noch niemand erschie-

nen, der uns gesagt hätte, was wir sein werden. Er blickt durch die sterbliche Hülle, hat uns mit Liebkosungen überhäuft und mit seiner Liebe entflammt und wir eilen seinem Dufte nach. „Wenn er aber erschienen sein wird, werden wir ihm gleich sein, denn wir werden ihn sehen, wie er ist;" ihn zu sehen, wie er ist, Herr, das ist uns noch nicht vergönnt.

Sechzehntes Kapitel

Denn wie Du in Deiner Vollkommenheit bist, das weißt nur Du allein, dessen Sein und Wissen und Wollen unwandelbar ist. Dein Wesen weiß und will unwandelbar, Dein Wissen ist und will unwandelbar und Dein Wille ist und weiß unwandelbar. Es scheint nicht gerecht zu sein vor Dir, daß, ebenso wie das unwandelbare Licht sich selbst erkennt, es auch von dem wandelbaren Licht erkannt werde. Deshalb „lechzt meine Seele nach Dir, wie ein dürres Land", denn wie sie sich nicht durch sich selbst erleuchten kann, vermag sie auch nicht durch sich selbst ihre Sehnsucht zu stillen. „So ist bei Dir, bei Dir allein die lebendige Quelle und in Deinem Lichte schauen wir das Licht."

Siebzehntes Kapitel

Wer sammelte die bitteren Wasser an einem einzigen Ort? Sie haben dasselbe Ziel zeitlichen und irdischen Glückes, um dessenwillen sie alles tun,

obwohl sie von unzähligen Sorgen auf und nieder schwanken. Wer anders, Herr, als Du, der Du gesagt hast: „Es sammle sich das Wasser am besonderen Ort, damit man das Trockene unterscheide," das nach Dir lechzt! Denn „auch das Meer ist Dein und Du hast es geschaffen und Deine Hände haben das Trockene bereitet"; denn nicht die Bitterkeit, sondern die Sammlung der Wasser wird Meer genannt. Denn Du hältst auch die schwankenden Neigungen der Seele zusammen und steckst ihnen Grenzen, die sie nicht überschreiten dürfen, und zwingst so die Wogen, sich am eigenen Gestade zu brechen, und gestaltest dies Meer nach den Gesetzen Deiner Herrschaft, die Du über alle Dinge übst.

Doch die Seelen, „die nach Dir lechzen" und stets vor Deinem Angesichte sind, die Du in anderer Absicht von der Gemeinschaft des Meeres getrennt hast, benetze Du sie im Verborgenen mit dem süßen Quell, damit auch „die Erde Früchte trage"; unsere Seele trägt Früchte und auf das Gebot unseres Herrn und Gottes entsprießen aus ihr Werke der Barmherzigkeit „nach ihrer Art"; sie liebt ihren Mitmenschen und hilft ihm in den Nöten des Lebens, da er die Saat zu Ähnlichem in sich trägt; denn, eingedenk unserer Schwäche, fühlen wir das Mitleid, dem Dürftigen beizustehen, ebenso wie wir wünschen, daß uns geholfen würde, wenn uns Not bedrängte; nicht nur in geringfügigen Dingen, dem Halme gleich, der von selbst der Erde entsprießt, sondern auch in der be-

deutenden Gewährung von Schutz und Hilfe, einem fruchtbaren Baume gleich, das heißt, durch die Wohltat den, der Unrecht leidet, aus der Hand der Gewalt zu reißen und ihm kraft eines gerechten Urteils eine Zufluchtsstätte zu bieten.

Achtzehntes Kapitel

Ich bitte Dich, o Herr, laß uns also nach Deiner Gewohnheit, Freude und Kraft zu geben, „Wahrheit aus der Erde sprießen und Deine Gerechtigkeit uns vom Himmel herabsehen und Lichter an der Feste des Himmels werden". Laß uns dem Hungrigen „unser Brot brechen und die, so im Elend umherirren, ins Haus führen; laßt uns, so wir Einen nackt sehen, ihn kleiden und uns nicht unserem Fleische entziehen". Wenn der Boden unserer Herzen solche Früchte hervorbringt, dann schau herab, daß es gut sei, und laß unser zeitliches Licht von dieser geringen Frucht unseres Handelns durch das Wort des höheren Lebens zu der Wonne des Anschauens erheben, hervorbrechen und scheinen, wie die Lichter in der Welt, und mit der Feste Deiner Schrift innig vereint sein. Denn dort wirst Du uns lehren, das Geistige vom Sinnlichen zu unterscheiden, wie den Tag von der Nacht, oder die vergeistigten Seelen von den sinnlichen, so daß Du nicht mehr allein in der Verborgenheit Deines Gerichtes, wie vor der Entstehung der Himmelsfeste das Licht von der Finsternis scheidest, sondern

auch, daß die vom Geiste Erfüllten, die Du an die Himmelsfeste gesetzt und geordnet hast, nach der Offenbarung Deiner Gnade über das Erdenrund leuchten, „den Tag von der Nacht trennen und die Zeiten bezeichnen; denn das Alte ist vergangen; siehe, es hat sich alles erneut; unser Heil ist näher, als wir glauben, weil die Nacht verstrichen ist und der Tag anbricht; weil Du das Jahr mit Deinem Gut krönst" und Arbeiter in Deine Ernte schickst, die andere Arbeiter zur Reife gebracht haben und sie „auf eine andere Aussaat sandtest", die erst am Ende der Welt geerntet werden wird. So erfüllest Du unsere Wünsche und segnest die Jahre des Gerechten; „Du aber bist immer derselbe" und Deine unvergänglichen Jahre sind die Schatzkammer, wo Du unsere vergänglichen Jahre behütest. Denn nach ewigem Ratschluß sendest Du der Erde die himmlischen Gaben zu ihrer Zeit.

„Dem Einen ist durch Deinen Geist die Gabe verliehen, von der Weisheit zu reden gleich einem größeren Lichte, um derer willen, die sich an dem reinen Lichte der Wahrheit wie an der Morgenröte erfreuen; dem Anderen ist es gegeben, von Deiner Erkenntnis nach demselben Geiste zu reden" gleich einem geringeren Lichte; „wieder einem Andern ist der Glaube gegeben; einem Andern die Gabe, in demselben Geiste gesund zu machen; einem Andern: Wunder zu tun; einem Andern: zu prophezeien; einem Andern: Geister zu unterscheiden; einem Andern: viele Sprachen

zu verstehen. Alle diese Gaben gleichen den Sternen. Dies alles aber wirket derselbe einige Geist und teilt einem jeglichen das Seine zu, wie es sein Wille ist", und läßt die Sterne uns zum Heile erscheinen und leuchten. Aber was ist die Gabe der Erkenntnis, die alle Geheimnisse umfaßt, die je nach der Zeit ihr Licht wechseln wie der Mond, und was sind alle übrigen Gaben des Geistes, die mit den Sternen verglichen wurden, neben jener herrlichen Weisheit, deren sich der dämmernde Tag erfreut, anders als die Dämmerung einer finsteren Nacht! Aber diese Gaben sind denen nötig, mit denen Dein weiser Diener „nicht reden konnte, als mit Geistlichen, sondern als mit Fleischlichen, er, der mit den Vollkommenen Weisheit redet. Aber der natürliche Mensch, ein Kind in Christo", das sich mit Milch nährt, bis es kräftigerer Speise gewachsen ist und sein Auge den Anblick der Sonne ertragen kann, soll sich in der finsteren Nacht nicht verlassen fühlen, sondern sich mit dem Lichte des Mondes und der Sterne begnügen. Dies lehrst Du uns, mein Gott, Du höchste Weisheit, in Deinem Buche, Deiner Feste, auf daß wir in Betrachtung Deiner Wunder alles unterscheiden, und zwar zunächst „in Zeichen, Zeiten, Tagen und Jahren".

Neunzehntes Kapitel

Aber zuvor „waschet und reinigt euch; schafft eure bösen Werke aus meinen Augen und laßt ab von

Missetat. Lernet Gutes tun, schaffet den Waisen Recht und führt der Witwen Sache," damit die Erde saftiges Gras und fruchtbare Bäume hervorbringe; „so kommt denn und laßt uns miteinander streiten, spricht der Herr", damit sie leuchtende Gestirne werden an der Himmelsfeste und ihr Licht über die Erde ausgießen. Jener Reiche fragte den „guten Meister — was er tun solle, um des ewigen Lebens teilhaftig zu werden", und der gute Meister — den er für nichts als einen Menschen hielt, der aber nur gut ist, weil er Gott ist — sprach zu ihm: „Willst du in das ewige Leben eingehen, so halte die Gebote," und sprach ferner, er solle die bittere Bosheit und Ungerechtigkeit von sich abtun; er solle „nicht töten, nicht ehebrechen, nicht stehlen, nicht falsches Zeugnis ablegen", damit die trockene Erde erscheine und Verehrung des Vaters und der Mutter und Liebe gegen den Nächsten hervorbringe. Da sagte er: „Das habe ich alles gehalten." Wovon wuchsen aber so viele Disteln und Dornen, wenn die Erde fruchtbar ist? Geh hin und reiße das dichte Dorngebüsch des Geizes aus; „verkaufe, was du hast und schenk' es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach", wenn du vollkommen sein und dich denen zugesellen willst, unter denen er, der den Tag von der Nacht zu unterscheiden vermag, Worte der Weisheit spricht, die auch du hören sollst, damit auch dir an der Himmelsfeste Sterne leuchten, was nicht geschehen wird, „wenn

nicht dein Herz und wenn nicht dein Schatz dort ist", wie du es von dem guten Meister gehört hast. Aber die unfruchtbare Erde „ward betrübt" und die Dornen erstickten das Wort.

„Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, ihr Schwachen in der Welt, die ihr alles verlassen habt, um dem Herrn nachzufolgen"; geht ihm nach und beschämt die Mächtigen der Welt; folgt ihm trauten Fußes nach und leuchtet an der Himmelsfeste, damit „die Himmel seine Ehre verkünden" und das Licht der Vollkommenen, die jedoch noch nicht den Engeln gleichen, von der Finsternis der Geringen, doch nicht Verachteten unterscheiden; sendet euer Licht über die ganze Erde, und der Tag, der im Glanze der Sonne erstrahlt, rufe dem Licht das Wort der Weisheit zu, und die Nacht, die vom Lichte des Mondes erhellt wird, verkünde der Finsternis das Wort der Erkenntnis. Mond und Sterne leuchten der Nacht; aber die Nacht verdunkelt sie nicht; sie erhellen die Nacht nicht vollkommen, sondern nur ihren Kräften gemäß. Als spräche Gott gleichsam: „Es werden Lichter an der Himmelsfeste! ... Und da erscholl ein schnelles Brausen vom Himmel her wie ein gewaltiger Wind, und man sah, wie sich die Zungen an ihnen teilten, als wären sie feurig; und er setzte sich auf ein jegliches unter ihnen" und sie wurden Lichter an der Himmelsfeste, deren das Wort des Lebens ist. Leuchtet über die ganze Erde hin, heilige, herrliche Flammen! Denn „ihr seid das Licht der

Welt; stellt euer Licht nicht unter den Scheffel!“ Der ist erhöht, der ihm anhängt. Er hat euch erhöht. Gehet hin und verkündet es allen Völkern.

Zwanzigstes Kapitel

Auch das Meer empfange und bringe eure Werke hervor und „es belebe sich das Wasser mit lebendigen Tieren“. Denn ihr unterscheidet Wertvolles von Gemeinem und seid der Mund Gottes geworden, durch die er sprach: „Es belebe sich das Wasser;“ nicht mit der lebendigen Seele, die die Erde hervorbringt, sondern „mit lebendigen Tieren und mit Vögeln, die auf Erden unter der Himmelsfeste fliegen“. Denn Deine Geheimnisse, mein Gott, gehen dank der Werke Deiner Heiligen mitten durch die Fluten der irdischen Versuchungen hindurch, um die Völker in Deinem Namen und in Deiner Taufe zu weihen. Und es geschahen Wunder, große Ungeheuer entstanden, und die Stimme Deiner Boten flog über die Erde unter dem Schutze Deines Wortes, das ihnen, wohin sie immer gingen, zum höchsten Ansehen gesetzt war, unter dem sie hineilten, denn „es gibt keine Sprache, in der man nicht ihre Stimme vernahm, als ihr Ruf in alle Länder ausging und ihre Rede bis an das Weltende drang,“ denn Du, Herr, hast es segnend vermehrt.

Irre ich etwa oder bringe ich es durcheinander und unterscheide nicht mehr die klare Erkenntnis der

Dinge an der Himmelsfeste von den körperlichen Werken im wogenden Meere und unter dem Firmament des Himmels! Die Erkenntnis der Dinge ist klar und gewiß und begrenzt, ohne sich von Geschlecht zu Geschlecht, gleich den Lichtern der Weisheit und der Erkenntnis zu vermehren; die körperlichen Wirkungen derselben Dinge sind reich und mannigfaltig und werden unaufhörlich vermehrt, indem durch Deinen Segen eins aus dem andern hervorgeht, mein Gott, der Du den Kummer der sterblichen Sinne dadurch besänftigst, daß sich dem erkennenden Geiste ein Ding in der körperlichen Bewegung auf vielfache Weise darstellt und offenbart. Die Wasser haben es hervorgebracht, aber auf Dein Geheiß. Die Bedürfnisse der Völker, die sich der Ewigkeit Deiner Wahrheit entfremdeten, haben dies erzeugt, aber kraft Deines Evangeliums; denn die Wasser selbst werfen das aus, dessen Bitterkeit und Erschlaffung die Ursache war, daß aus Deinem Worte solches hervorging.

Alles, was Du machst, ist schön; Du aber, der alles gemacht hat, bist unsagbar schön. Wäre Adam nicht gefallen, so wäre seinem Schoße nicht das bittere Meer entsprungen, dieses über alle Maßen ungbändigte, stürmische, hochfahrende und wild aufwallende Menschengeschlecht; und ebensowenig brauchten mitten in diesen unermeßlichen Wassern aller Völker die gläubigen Verkünder Deines Willens so viele sinnliche und körperliche Zeichen anwenden und zu so viel

dunklen Worten und Taten ihre Zuflucht nehmen. So traten mir nun die Kriechtiere und die Vögel entgegen, deren symbolische Bedeutung die Menschen, die sinnliche Gleichnisse nötig haben, nicht tiefer erkannt hätten, wenn nicht die Seele auf einer anderen geistigen Stufe stünde und nach dem Anfangsworte auf die Vollendung schaute.

Einundzwanzigstes Kapitel

Deshalb bringt nach Deinem Worte nicht des Meeres Tiefe, sondern die von der Bitterkeit des Gewässers gesonderte Erde unbelebte kriechende Tiere hervor. Eine Seele, die Leben von Dir empfangen hat, bedarf nicht mehr der Taufe, die die Heiden nötig haben, so wie auch die lebendige Seele ihrer bedurfte, als sie noch von den Wassern bedeckt wurde. Denn man kann nicht anders in das Reich Gottes kommen, seitdem Du befohlen hast, daß nur die lebendige Seele hineinkomme. Sie verlangt auch nicht mehr nach Wundertaten, die ihren Glauben erwecke; sie glaubt, wenn sie auch keine Zeichen und Wunder sieht, da die gläubige Erde schon von den Wassern des durch seinen Unglauben bitteren Meeres geschieden ist; denn die Reden in anderen Zungen sind nicht zum Zeichen der Gläubigen, sondern der Ungläubigen. Jene Vogelart, die das Meer auf Dein Geheiß hervorbrachte, bedarf die Erde nicht mehr, die Du über den Wassern gründetest. Sende durch Deine

Boten Dein Wort zu ihnen hinab. Denn wir sprechen nur von ihren Werken, aber Du bist es, der in ihnen wirkt, auf daß sie eine lebendige Seele hervorbringen. Die Erde bringt sie hervor, weil sie die Ursache ist, daß sie auf ihr wirken; wie das Meer der Urgrund war, der die Wasser belebte, die Kriechtiere und die Vögel unter dem Himmel hervorbrachte, deren die Erde nicht mehr bedarf, obgleich sie sich mit dem aus der Tiefe geholten Fische an dem Tische nährt, den Du im Angesicht der Gläubigen bereitet hast. Denn er wurde aus der Tiefe geholt, daß er der Erde zur Speise diene. Und die Vögel, obwohl dem Meere entstammend, vermehren sich auf der Erde. Denn die Ursache der ersten Verkündigung des Evangeliums war der Unglaube des Menschen; aber auch die Gläubigen empfangen von ihnen immer wieder vielfache Ermahnung und Segen. Aber die lebendige Seele war irdischen Ursprungs, so daß es jetzt unter den Gläubigen gut ist, sich der weltlichen Liebe zu enthalten; daß ihre Seele jetzt Dir lebt, o Herr, die einst tot war, als sie noch in todbringenden Wollüsten lebte; denn Du bist die Lebenswonne des reinen Herzens.

Drum laß Deine Diener nun auf Erden wirken, nicht wie in den Wassern des Unglaubens durch Verkündigung von Wundern, Geheimnissen und dunklen Worten, auf die die Unwissenheit — die Mutter der Bewunderung — in der Furcht vor verborgenen Zeichen ihr Augenmerk richtet. Denn das

ist der Weg, der die Kinder Adams, die Deiner vergaßen, die sich vor Deinem Angesicht verbergen und verfinstert werden, zum Glauben zurückführt. Laß sie vielmehr wirken wie auf trockener Erde, die Du von den abgründigen Fluten gesondert hast, und laß den Wandel Deiner Gläubigen ihnen ein nachahmenswertes Beispiel sein. Denn alsdann werden sie nicht bloß die Worte hören, sondern auch befolgen: „Suchet den Herrn und eure Seele wird teilhaben am Leben," damit die Erde eine lebendige Seele hervorbringe. „Stellet euch nicht dieser Welt gleich", enthaltet euch ihrer. Die Seele wird leben, wenn sie die Welt flieht; wenn sie sie sucht, wird es ihr Tod sein. Seid nicht unmenschlich, meidet den rauhen Stolz, die Verweichlichung der Wollust und die trügerische Erkenntnis, auf daß die wilden Tiere zahm, die Haustiere sanft und die Schlangen unschädlich werden. Denn in ihnen sind die leidenschaftlichen Regungen der Seele symbolisch dargestellt. Aber der Dünkel des Hochmuts, der Genuß der Sinnenlust und das Gift des Vorwitzes sind Regungen einer toten Seele, die jedoch nicht so abgestorben ist, daß sie aller Regung bar wäre, die vielmehr nur insofern abstirbt, als sie sich von der Quelle des Lebens entfernt, und so der vergänglichen Welt hingegeben ist und ihr gleich wird.
Aber Dein Wort ist die Quelle des ewigen Lebens und unvergänglich, mein Gott; deshalb verbietet Dein Wort diese Entfremdung, indem es uns sagt: „Stellt euch nicht dieser Welt gleich; damit das Land

des Herzens durch die Quelle des Lebens eine lebendige Seele in uns erzeuge", eine keusche Seele, durch Nachahmung der Nachfolger Deines Gesalbten, der Verkünder Deines Wortes. „Ein jedes in seiner Art", weil der Mann sich gern den Freund zum Vorbilde nimmt. „Seid wie ich" — sagt er — „denn ich bin wie ihr." So werden in der lebendigen Seele durch die Sanftmut ihres Wandels „gute Tiere" wohnen. Das hast Du gemeint, wenn Du geboteſt: „Vollbringe deine Werke mit Sanftmut, so wirst du von allen geliebt werden; auch die Haustiere werden gut sein und weder Überfluß haben, wenn sie essen, noch Mangel leiden, wenn sie nicht essen". Und die Schlangen werden gut sein und nicht mehr Verderben bringen, sondern klug zur Vorsicht mahnen, und sie erforschen nur insoweit die zeitliche Schöpfung, als es genügt, daß „an der Schöpfung der Welt die ewige Kraft erkannt und ersehen wird". Denn auch diese Tiere dienen der Vernunft, wenn sie von der todbringenden Entfremdung von Gott zurückgehalten werden und gut sind.

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Siehe, unser Herrgott und Schöpfer, wenn unsere Neigungen sich von weltlicher Liebe abwenden, durch die wir ein böses Leben beschließen und die Seele durch ein gutes Leben lebendig zu werden beginnt und Dein Wort erfüllt sein wird, „stellt euch

nicht dieser Welt gleich", dann erfüllt sich auch, was Du durch Deinen Apostel verheißen hast: „Bekehrt euch durch die Erneuerung eures Sinnes"; nicht mehr „jeder nach seiner Art", sondern laßt uns dem Beispiel des Freundes folgen und unser Leben nach dem Vorbilde eines besseren Menschen gestalten. Denn Du hast nicht gesagt, „es werde der Mensch jeder nach seiner Art", sondern „laßt uns Menschen machen nach unserem Bilde und nach unserem Gleichnis," „auf daß wir prüfen mögen, was Dein Wille sei". Deshalb spricht jeder Spender Deines Wortes, damit die Kinder „die er durch das Evangelium zeugt", nicht immer Kinder bleiben, die er wie eine Amme mit Milch nährt und pflegen muß: „Bekehrt euch und erneuert euren Sinn, auf daß ihr prüfen möget, welches der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille sei"; daher sagst Du auch nicht, „es werde der Mensch", sondern „laßt uns Menschen machen". Du sagst nicht „jeder nach seiner Art", sondern in unserem Bilde, nach unserem Gleichnis". Nämlich in dessen Bild und Gleichnis, der sich im Geiste erneuert, der die Wahrheit kennt und keines Menschen Unterweisung mehr bedarf, um seiner Art nachzuahmen; er möge vielmehr „durch Deine Erleuchtung selbst prüfen, welches der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille sei"; und Du, der es vermag, lehrst ihn, die Dreieinigkeit in der Einheit und die Einheit in der Dreieinigkeit zu erkennen. Deshalb sagst Du in der Mehrzahl: „Laßt

uns den Menschen machen" und fügst in der Einzahl hinzu: „Und Gott schuf den Menschen"; und den Worten „nach unserem Bilde" fügst Du hinzu „nach dem Bilde Gottes". So wird der Mensch „erneuert zur Erkenntnis nach dem Ebenbilde dessen, der ihn geschaffen hat; und geistig geworden, richtet er alles", was überhaupt gerichtet werden kann; „er selbst aber wird von niemand gerichtet".

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Daß er aber alles richtet, heißt: „Er hat Macht über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels und über alle zahmen und wilden Tiere und über die ganze Erde und über alles, was da auf der Erde kreucht." Dies lehrt ihn die Erkenntnis des Geistes, durch den er „vernimmt, was des Geistes Gottes ist". Ohne diesen „erkennt der Mensch, der sich in solcher Würde befindet, nicht, sondern ist dem Vieh gleich, das vertilgt wird". Drum gibt es in Deiner Kirche kraft der Gnade, die Du ihr verliehen hast, unser Gott, und weil wir „Dein Werk sind, geschaffen zu guten Werken", nicht bloß solche, die Deinen Geist erfassen, sondern auch solche, die geistig denen untergeordnet sind, die ihn erfassen — denn Du schufest den Menschen als Mann und Weib in derselben Weise in Deiner geistigen Gnade, wo nach dem leiblichen Geschlechte „weder Mann noch Weib, weder Jude noch Grieche, weder

Knecht noch Freier ist". Geistig gesinnt also, urteilen sie geistig, mögen sie über- oder untergeordnet sein; nicht aber über die geistigen Kenntnisse, „die am Firmamente leuchten", — denn es ist nicht notwendig, über so erhabene Dinge zu urteilen — ebenso auch nicht über Deine Heilige Schrift, selbst wenn uns dort manches dunkel bliebe; denn wir unterwerfen ihr unseren Verstand und haben die Gewißheit, daß auch das, was darin unserem Auge verschlossen bleibt, recht und wahr ist. So muß der Mensch, obgleich „geistig und erneuert in der Erkenntnis Gottes, nach dem Bilde dessen, der ihn geschaffen hat, ein Ausübender des Gesetzes sein, nicht ein Richter". Er urteilt auch nicht über seine Trennung der geistlichen von den fleischlichen Menschen, die Deinem Auge bekannt sind, o Gott, uns aber noch durch keine Werke bekannt geworden sind, „daß wir sie an ihren Früchten erkennen" könnten; aber Du, Herr, kennst sie bereits, hast sie gesondert und heimlich berufen, noch ehe Du das Firmament geschaffen. Ebensowenig urteilt er, obgleich geistig, über die unruhigen Völker dieser Welt. „Denn was gehen ihn die draußen an, um sie zu richten", da er nicht weiß, wer von ihnen die wonnereiche Gnade erlangen wird und wer dagegen in steter Schmach der Gottlosen verharren wird?

Daher empfing der Mensch, den Du nach Deinem Bilde geschaffen hast, nicht die Macht über die Lichter des Himmels, noch über den verborgenen Him-

mel, noch über Tag und Nacht, die Du vor der Schöpfung des Himmels schufst, noch über „die Sammlung der Wasser, die das Meer sind“; wohl aber wurde ihm Macht gegeben „über die Fische des Meeres, über die Vögel des Himmels, über alle Tiere, über die ganze Erde und über alles, was da auf Erden kreucht“. Er urteilt und spricht Recht; er mißbilligt und verwirft, sowohl in der Feier der Mysterien, worin diejenigen eingeweiht werden, die Dein Erbarmen aus den trüben Wassern hervorzieht; als auch in der Feier, wo jener Fisch, der aus der Tiefe heraufgeholt, der gläubigen Erde als Speise dargereicht wird, wie auch über die Worte und Reden, die dem Ansehen Deiner Schrift unterworfen sind und die gleichsam „unter dem Firmamente umherfliegen und durch Erklärung, Auslegung, Erörterung, Untersuchung, Preisung und Anrufung Deiner, aus dem Munde stürzen und erschallen, daß das Volk antwortet: Amen. Daß alle diese Worte in dieser Weise gesprochen werden mußten, daran ist die Finsternis der Welt schuld, die Blindheit, die unserem Auge die Erkenntnis des Gedachten verschließt, so daß es der Worte bedarf, um sie zu vernehmen; so sehr sich also die Vögel auf der Erde vermehren, so haben sie doch ihren Ursprung in den Wassern. Auch urteilt und stimmt der geistliche Mensch dem zu, was er für Recht hält, und verurteilt, was er als Unrecht erkennt, sowohl an den Werken und Sitten der Gläubigen, als auch an den Almosen, die gleich-

sam die Früchte der fruchtbaren Erde sind; urteilt über die lebendige Seele, deren Triebe durch Keuschheit, Kasteiung und fromme Betrachtungen gezähmt sind; kurz, über alles, was mit leiblichen Sinnen wahrgenommen wird. Denn wir dürfen über das urteilen, das wir durch unser Urteil bessern können.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Ist es aber etwas so Geheimnisvolles? Siehe, Herr, Du segnest die Menschen, daß sie fruchtbar seien und sich fortpflanzen und die Erde füllen. Gibst Du uns hier nicht die Andeutung, etwas anderes zu erkennen? Warum segnest Du weder die Himmelsfeste, noch die großen Lichter, noch die Gestirne, noch die Erde, noch das Meer? Ich würde sagen, unser Herr und Gott, „der Du uns nach Deinem Bilde geschaffen hast", Du hättest diesen reichen Segen dem Menschen allein gegeben, wenn Du nicht ebenso die Fische und Ungeheuer gesegnet hättest, daß „sie fruchtbar seien und sich vermehrten und die Wasser des Meeres füllten, und die Vögel, daß sie sich vermehrten auf Erden". Ebenso würde ich sagen, dieser Segen erstrecke sich über alle Dinge, die sich durch Selbstfortpflanzung vermehren, wenn Du auch die Bäume, Pflanzen und Tiere der Erde gesegnet hättest. Nun hast Du aber weder zu Kräutern, noch zu Bäumen, noch zu Tieren und

Schlangen gesagt „seid fruchtbar und mehret euch“, obgleich sich alles, wie die Fische, Vögel und Menschen durch Fortpflanzung vermehrt und seine Art erhält.

Was soll ich also annehmen, mein Licht und meine Wahrheit? Etwa, es habe keinen Sinn oder es sei ohne Absicht gesagt? Sicher nicht, gottseliger Vater. Fern sei es, daß der Knecht deines Wortes dies behaupte. Wenn ich auch nicht verstehe, was Du mit diesem Worte sagen willst, so werden es Klügere, Erleuchtetere, als ich bin, besser erkennen, je nach dem Grade der Weisheit, den Du, mein Gott, jedem verliehen hast. Möge es Dir aber wohlgefallen, wenn ich Dir bekenne, o Herr, daß Du nach meiner Meinung nicht ohne Grund so gesprochen hast; und ich will nicht verhehlen, welcher Gedanke beim Lesen Deines Wortes in mir wach wurde. Es ist wahr und ich sehe nicht ein, was mich abhalten sollte, die symbolische Sprache Deiner Schrift so zu verstehen. Ich weiß, daß die bildliche Sprache gar mannigfach ausgelegt wird, obwohl der geistige Gehalt sehr schlicht ist, und daß der Geist unter dem einfachsten bildlichen Ausdruck oft vieles versteht. Wie einfach ist die Liebe zu Gott und zu unserem Nächsten, und durch wie viele Gleichnisse, unzählige Sprachen und zahllose Ausdrücke in jeder Sprache wird sie symbolisch dargestellt. Die im Wasser Geborenen sind also fruchtbar und vermehren sich. Beachte jeder, der dies liest, wie das Wort, das die Hei-

lige Schrift nur auf eine Weise ausdrückt und das die Stimme also mitteilt: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde“, vielfach sehr verschieden verstanden wird, nicht etwa weil eine Täuschung oder ein Irrtum vorläge, sondern weil so mannigfache wahre Ansichten möglich sind. So sind die Menschen fruchtbar und pflanzen sich fort.

Wenn wir uns die Natur der Dinge nicht symbolisch, sondern wirklich denken, so passen die Worte „seid fruchtbar und mehret euch“ auf alles, was sich durch Samen fortpflanzt. Fassen wir sie dagegen bildlich auf, wie es die Schrift zu wollen scheint, die den Segen gewiß nicht ohne Grund auf die Wassertiere und Menschen beschränkt, so finden wir freilich große Verschiedenheiten bei den geistigen und sinnlichen Geschöpfen, wie „im Himmel und auf Erden“; bei den gerechten und ungerechten Seelen, wie bei dem Licht und der Finsternis; bei den heiligen Autoren, durch die uns Dein Gesetz gegeben ist, wie bei der Himmelsfeste, die zwischen den Wassern aufgebaut wurde; in den Horden der verbittertsten Völker, wie im Meere; bei den Neigungen frommer Seelen, wie bei den unfrommen; bei Werken der Barmherzigkeit im gegenwärtigen Leben, wie bei den „samenreichen Pflanzen und fruchttragenden Bäumen; bei den zu Nutz und Frommen gespendeten Geistesgaben, wie bei den großen Lichtern des Himmels“; bei den Mäßigkeitstrieben, wie bei der lebendigen Seele. Bei all diesen Dingen finden wir Verschieden-

heiten, Zunahme und Wachstum; aber daß dieses Wachsen und Zunehmen derart sei, daß ein und dieselbe Sache sich auf verschiedene Weise ausdrücken ließe und daß ein einziger Ausdruck verschieden aufgefaßt werden könnte, das finden wir nur bei den sinnlich ausgedrückten Bildern und bei den verstandesmäßig ausgelegten Dingen. Unter sinnlichen Bildern verstehen wir die Fortpflanzungen, die aus dem Feuchten hervorgingen, da die Tiefe des fleischlichen Abgrundes sie notwendig machte; unter den vom Verstande erdachten Dingen die menschlichen Schöpfungen, weil sie die Früchte der befruchtenden Vernunft sind. Deshalb hast Du, o Herr, nach unserer Meinung zu jeder dieser beiden Arten gesprochen: „Seid fruchtbar und mehret euch.“ Kraft dieses Segensspruches hast Du uns — scheint mir — die Macht und die Kraft verliehen, sowohl verschieden auszudrücken, was wir sonst nur einfach ausdrücken könnten, als auch auf verschiedene Weise zu erkennen, was wir dunkel finden, obgleich es auf ganz einfache Weise ausgedrückt ist. So füllen sich unsere Gedankenmeere mit Wassern, die nur durch die verschiedenen Auslegungen bewegt werden, und so füllt sich auch die Erde mit menschlichen Wesen, deren Trockenheit im Forschen nach der Wahrheit zutage tritt und die die Vernunft beherrscht.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Ich werde auch furchtlos aussprechen, Herr mein Gott, woran mich die folgenden Worte Deiner Schrift gemahnen. Denn ich werde nur die Wahrheit sagen, wenn Du mir das eingibst, was ich nach Deinem Willen über diese Worte sagen möchte. Denn ich bin deß gewiß, daß ich nur die Wahrheit sagen kann, wenn Du es mir eingibst, „da Du die Wahrheit bist und alle Menschen unwahr sind". Wer deshalb „Lügen redet, der redet von seinem eigenen". Damit ich aber die Wahrheit sage, will ich von dem Deinen reden. Siehe, Du gabst uns „allerlei Kraut, das Samen trägt auf der ganzen Erde, und allerlei Bäume, die samenreiche Früchte tragen zur Speise". Und nicht bloß uns hast Du sie gegeben, „sondern auch allen Vögeln des Himmels und allem Getier der Erde und allem, was auf der Erde kreucht"; den Fischen aber und den großen Ungeheuern hast Du das nicht gegeben. Wir sagten bereits, daß mit den „Früchten der Erde" bildlich die Werke der Barmherzigkeit gemeint seien, die uns in Lebensnöten von der fruchtbaren Erde dargeboten würden. Ein solches Land war der fromme „Onesiphorus, dessen Haus Du Barmherzigkeit üben ließest; denn er hat Deinen Apostel oft erquickt und er hat sich seiner Ketten nicht geschämt". Das taten auch die Brüder und brachten solche Früchte hervor, die „aus Mazedonien kamen und seinen Mangel erstatteten". Wie schmerzlich be-

klagt er aber die Bäume, die ihm die schuldige Frucht verweigerten, wenn er sagt: „In meiner ersten Verteidigung stand mir niemand bei, sie verließen mich alle. Aber es sei ihnen nicht angerechnet". Sind wir es nicht denjenigen schuldig, die uns die vernünftige Lehre durch die Erkenntnisse der göttlichen Geheimnisse verkünden? Wir sind es ihnen schuldig, weil wir Menschen sind. Wir sind es ihnen aber auch schuldig, weil sie lebendige Seelen sind, die uns als Vorbilder der Enthaltsamkeit voranleuchten. Ebenso sind wir es ihnen „als Vögel unter dem Himmel" schuldig, ob des Segens, „der sich über der Erde ausbreitet, weil ihre Stimme ausgeht in alle Lande".

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Von diesen Früchten werden aber nur die genährt, die Freude daran haben; aber die, „deren Gott der Bauch ist", freuen sich ihrer nicht. Denn auch bei denen, die dies geben, ist das, was sie geben, nicht die Frucht, sondern der Geist, in dem sie geben. Daher erkenne ich klar, warum sich der, der Gott diente und nicht seinem Bauche, freute; ich erkenne es und wünsche ihm Glück. Er hatte empfangen, was ihm die Philipper durch Epaphroditus geschickt hatten; ich erkenne den Grund, weshalb er sich freute. Und er nährt sich von seiner Freude, indem er in Wahrheit spricht: „Ich bin hocherfreut in dem Herrn, daß ihr wieder Mut gefaßt habt, um mich zu sorgen;

wiewohl ihr allewege gesorgt habt, aber die Zeit hat es nicht wollen leiden." Jene waren also durch langwierige Bedrängnis kraftlos geworden, gleichsam dürre Zweige, die keine Früchte guter Werke mehr tragen konnten; nun freut er sich über sie, weil sie wieder Mut gefaßt und nicht etwa, weil sie seinem Mangel abgeholfen haben. Deshalb fügt er hinzu: „Ich sage das nicht des Mangels halber; denn ich habe gelernt, mich mit dem zu begnügen, das ich bin und besitze. Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und schicke mich in alle; in beides: in Sattheit und Hunger; in beides: in Überfluß und Mangel. Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Christus."

Worüber freust du dich, erhabener Mensch? Worüber freust du dich, wovon nährst du dich, du Mensch, der erneuert ist durch die Erkenntnis, daß er nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen ist, und der eine lebendige Seele von so großer Enthaltsamkeit besitzt und „eine geflügelte Zunge, die die Geheimnisse verkündigt"? Solchen Wesen gebührt diese Speise. Was ist es, das dich nährt? Die Freude. Hören wir, was er weiter spricht: „Doch ihr habt wohlgetan, daß ihr euch meiner Trübsal angenommen habt." Er freut sich darüber und nährt sich davon, daß sie wohlgetan haben, nicht etwa, daß seine Trübsal erleichtert wird, der zu Dir spricht: „In meiner Angst hast Du mich getröstet." Den Mangel vermag er ebenso zu ertragen, wie den Überfluß.

„Ihr aber von Philippi wisset, daß von Beginn des Evangeliums, da ich auszog aus Mazedonien, keine Gemeinde mit mir geteilt hat nach Rechnung der Ausgabe und Einnahme, denn ihr allein. Denn gen Thessalonich sandtet ihr zu meiner Notdurft einmal und darnach wieder einmal." Er freut sich nun, daß sie zu diesen guten Werken zurückgekehrt sind und ist erfreut, daß sie „wieder Mut gefaßt haben", wie ein Land, dessen Fruchtbarkeit immer wieder von neuem ergrünt.

Freut er sich etwa wegen seines Mangels, weil er einmal sagte: „Ihr sandtet einmal zu meiner Notdurft"? Sicher nicht. Und woher wissen wir es? Weil er fortfährt: „Nicht daß ich eine Gabe suche; ich suche nur die Frucht". Von Dir, mein Gott, hat er gelernt, die Gabe von der Frucht zu unterscheiden. Die Gabe ist etwas, was derjenige gibt, der Bedürfnisse befriedigt, wie Geld, Speise, Trank, Kleidung, Obdach oder irgendeine andere Hilfe. Die Frucht aber ist der gute und rechte Wille des Gebers. Denn nicht nur sagt „der gute Meister": „wer einen Propheten aufnimmt", sondern: „in eines Propheten Namen"; er sagt nicht nur: „wer einen Gerechten aufnimmt", sondern: „in eines Gerechten Namen", der wird „eines Propheten Lohn empfangen, der wird eines Gerechten Lohn empfangen". Er sagt nicht nur: „wer einen der Geringsten nur mit einem Becher kalten Wassers labet", sondern er fügt noch hinzu: „in eines Jüngers Na-

men, wahrlich ich sage euch, es wird ihm nicht unbelohnt bleiben". Die Gabe ist: „einen Propheten aufnehmen, einen Gerechten aufnehmen, mit einem Becher kalten Wassers einen Jünger laben"; die Frucht aber ist, es „in eines Propheten Namen, in eines Gerechten Namen, in eines Jüngers Namen" tun. Mit solcher Frucht nährte die Witwe Elias, die ihn als einen Mann Gottes erkannte und ihn deshalb speiste. Von den Raben wurde er durch eine Gabe gespeist. Elias wurde nicht dem inneren, sondern dem äußeren Menschen nach genährt, wie denn auch nur dieser äußere Mensch aus Mangel an Speise hätte zugrunde gehen können.

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Ich will also die Wahrheit vor Dir aussprechen, Herr. Wenn unwissende und ungläubige Menschen, die nur durch die ersten Geheimnisse und große Wundertaten, die wir unter dem Namen der Fische und Ungeheuer bezeichnet glauben, gewonnen und eingeführt werden können, Deine Diener aufnehmen, um ihren Leib zu erquicken oder um bei Deinen Kindern irgendein Bedürfnis des diesseitigen Lebens zu befriedigen, ohne zu wissen, weshalb sie es tun sollen: so speisen sie sie nicht, noch empfangen jene von ihnen Nahrung, weil sie es weder mit rechtem heiligen Willen tun, noch freuen sich diese über ihre Gaben, weil es keine Früchte

sind. Denn die Seele nährt sich von dem, worüber sie sich freut. Deshalb nähren sich die Fische und Ungeheuer nicht von den Speisen, die nur auf der bereits von den Meeresfluten befreiten und gereinigten Erde gedeihen.

Achtundzwanzigstes Kapitel

Und Du, mein Gott, sahst alles, was Du schufst, und siehe, „es war sehr gut". Auch wir sehen, daß „alles sehr gut" ist. Nachdem Du die einzelnen Arten der Dinge ins Leben gerufen hast, sahst Du, daß dies und das gut sei. Siebenmal lese ich Deinen Ausspruch in der Heiligen Schrift, daß gut sei, was Du gemacht hast, und das achte mal sahst Du alles, was Du gemacht hast, und siehe, es war nicht nur gut, sondern alles zusammen „war sehr gut". Das Einzelne war nur gut; das Gesamte aber war insgesamt gut. So ist es auch mit jedem schönen Körper; denn der ganze Körper, der ausschließlich aus schönen Gliedern besteht, ist weit schöner, als die einzelnen Glieder, durch deren vollkommenes Ebenmaß das Ganze in sich harmonisch ist, obgleich auch die einzelnen Glieder schön sind.

Neunundzwanzigstes Kapitel

Und ich forschte, ob Du sieben oder acht mal gesehen hattest, daß Deine Werke gut seien, da sie Dir wohlgefielen. Ich bekannte ja schon früher,

daß ich Dein Schauen zeitlos fand. Woran hätte ich nun erkennen können, das Du so oft gesehen, als du etwas schufst? Und ich sprach: „O Herr, ist diese Deine Schrift nicht wahr, die Du doch eingegeben hast, Du, der Wahrhaftige, der Du die Wahrheit selber bist? Warum offenbartest Du mir, Dein Sehen sei zeitlos, während mir Deine Heilige Schrift doch sagt, Du habest bei allem, was Du schufst, Tag für Tag gesehen, daß es gut sei? Und als ich es nachzählte, fand ich ja auch, wie oft Du es gut fandest. Hierauf antwortest Du mir mit mächtiger Stimme, mein Gott, und rufst es Deinem Knechte in das Innere seiner Seele, so daß Dein Wort die Taubheit meines Ohres sprengt: „O Mensch, was meine Schrift verkündet, das sind meine Worte. Sie sagt es dir freilich innerhalb der Zeit, aber mein Wort ist zeitlos, da es gleich mir in Ewigkeit besteht. So sehe ich auch die Dinge, die ihr durch meinen Geist sehet. Und wenn ihr sie zeitlich seht, sehe ich sie zeitlos und ich rede zeitlos was ihr zeitlich redet."

Dreißigstes Kapitel

Ich vernahm es, mein Herrgott, und Deine Wahrheit ergoß sich wie Wonnetau über meine Seele, und ich erkannte, daß es Menschen gibt, denen Deine Werke mißfallen und die da sagen, vieles hättest Du gezwungenerweise geschaffen, wie den Bau des

Himmels und die Ordnung der Gestirne; Du hättest sie nicht aus einem von Dir geschaffenen Stoff gebildet, sondern sie seien bereits anderswo und anderswoher geschaffen worden; Du habest sie nur gesammelt, geordnet und verbunden, als Du nach Besiegung der Feinde das Weltgebäude errichtetest, damit sie, durch diesen Bau gehindert, sich nicht wieder gegen Dich empören könnten. Andere Dinge hättest Du gar nicht geschaffen und nicht einmal geordnet, wie etwa alles Fleisch und die Tiere niedrigster Art und alles, was im Erdreich verwurzelt ist; das alles habe ein böser Geist, der in den unteren Teilen der Welt herrscht, ein anderes, nicht von Dir geschaffenes, sondern mit Dir im Kampfe liegendes Wesen erzeugt und gebildet. Das sagen Toren, die Deine Werke nicht mit Deinem Geiste sehen und Dich in ihnen nicht erkennen.

Einunddreißigstes Kapitel

Was aber die betrifft, die sie durch Deinen Geist erkennen, so bist Du es, der in ihnen erkennt. Wenn sie also sehen, daß Deine Werke gut sind, so siehst Du, daß sie gut sind, und was ihnen um Deinetwillen gefällt, das gefällt Dir, und was uns durch Deinen Heiligen Geist gefällt, das gefällt Dir in uns. „Denn welcher Mensch weiß, was im Menschen vorgeht, ohne den Geist des Menschen, der in ihm ist? Also weiß auch niemand, was in Gott ist,

ohne den Geist Gottes. Wir aber — sagt er — haben den Geist nicht aus der Welt empfangen, sondern aus Gott, so daß wir wissen können, was uns von Gott gegeben ist." Ich fühle mich zu dem Einwand gedrängt: „Gewiß, niemand weiß, was in Gott ist, ohne den Geist Gottes. Wie wissen wir aber, was uns von Gott verliehen worden ist?" Man antwortet mir: „Was wir durch den Geist wissen, weiß niemand ohne den Geist Gottes." Denn, wie denen, die im Geiste Gottes reden, mit Recht gesagt werden kann: „ihr seid es nicht, die da reden", so wird zu denen, die im Geiste Gottes erkennen, mit Recht gesagt: „ihr seid es nicht die da erkennen". Folglich wird denen, die in Gottes Geist sehen, mit Recht gesagt: „ihr seid es nicht, die da sehen". Wenn sie also im Geiste Gottes sehen, daß es gut ist, so sehen sie es nicht selbst, sondern Gott sieht, daß alles gut ist. Etwas anderes ist es, wenn jemand meint, etwas, das gut sei, sei böse, und etwas anderes, wenn ein Mensch das, was gut ist, als gut erkennt; wie denn Vielen Deine Schöpfung wohlgefällt, weil sie gut ist, denen Du aber nicht in ihr gefällst, die ziehen die weltlichen Genüsse Dir vor. Anders ist es, wenn der Mensch erkennt, daß etwas gut sei und Gott in ihm sieht, daß es gut sei, auf daß er selbst in dem Wesen, das er geschaffen hat, geliebt wird, der nur durch den Heiligen Geist, den er verlieh, geliebt werden kann, „denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den Heiligen Geist, der uns gegeben ist,

durch den wir sehen, daß gut ist", was überhaupt ist; denn von Ihm kommt alles, der nicht auf irgendeine Weise geworden, sondern der das Wesen aller Dinge ist.

Zweiunddreißigstes Kapitel

Dank sei Dir, Herr. Wir sehen den Himmel und die Erde, entweder den sichtbaren oberen oder unteren Teil oder die geistige und sinnliche Schöpfung; und in der wunderbaren Ordnung dieser Teile, aus denen das ganze Weltgebäude oder überhaupt das Schöpfungsall besteht, „sehen wir das Licht, das Du geschaffen, von der Finsternis geschieden". Wir sehen die Himmelsfeste, den ersten Körper des Weltgebäudes, das zwischen den geistig hohen und sichtbaren niederen Wassern errichtet ist, jenen Luftraum, der Himmel genannt wird, durch den die Vögel fliegen, zwischen den Wassern, die als Wolken über ihnen dahinziehen und die in heiteren Nächten zu Tau werden und zwischen den Wassern, die schwer auf der Erde dahinfließen. Wir sehen die Schönheit der Wasser, die in den weiten Räumen des Meeres gesammelt sind, und die trockene Erde, kahl oder bekleidet, damit sie sichtbar und geordnet sei; auch Kräuter und Bäume. Wir sehen die Lichter in der Höhe erstrahlen, die Sonne dem Tage genügen, den Mond und die Sterne die Nacht trösten und durch all diese Zeichen werden die Zeiten ausgedrückt.

Wir sehen rings eine gesegnete Natur, reich an Fischen, Tieren und Vögeln, und die Wolke, die den fliegenden Vogel trägt, die sich durch die Verdunstung der Wasser verdichtet. Wir sehen, wie die Oberfläche der Erde mit Tieren geschmückt ist und wie der Mensch, nach Deinem Ebenbilde und Gleichnisse geschaffen, allen vernunftlosen Tieren durch Dein Ebenbild und Gleichnis, d. h. kraft der Vernunft und des Verstandes zum Herrn gesetzt ist. Und wie in seiner Seele einerseits etwas ist, das durch Urteil und Überlegung herrscht, und andererseits etwas, das sich unterwirft, um zu gehorchen, wie z. B. auch in der Körperwelt das Weib dem Manne unterworfen ist, das zwar geistig dieselbe Anlage der vernünftigen Erkenntnis besitzt, aber durch sein Geschlecht dem männlichen Geschlechte in derselben Weise untergeordnet ist, wie der Trieb zum Handeln sich der Vernunft unterordnet, um von ihm die Erkenntnis des richtigen Handelns zu empfangen. Wir sehen das alles und erkennen, daß jedes Einzelne gut und daß das Ganze sehr gut ist.

Dreiunddreißigstes Kapitel

Deine Werke mögen Dich preisen, damit wir Dich lieben, und wir wollen Dich lieben, auf daß Deine Werke Dich preisen, deren Anfang und Ende, deren Aufgang und Untergang, deren Zunahme und Abnahme, deren Schönheit und Makel zeitlich ist.

Denn aus nichts sind sie von Dir, aber nicht aus Dir gemacht; nicht aus irgendeiner Materie, die nicht Dein war oder die schon vor Dir existierte, sondern aus einer mitgeschaffenen, d. h. von Dir zugleich geschaffenen Materie, da Du ihre Formlosigkeit ohne irgendeinen Zwischenraum der Zeit gestaltetest. Denn, wenn zwischen der Materie des Himmels und der Erde, zwischen irdischer und himmlischer Schönheit ein Unterschied ist, so hast Du zwar den Stoff aus nichts, die Gestalt der Erde aber aus einer chaotischen Masse, beides jedoch zugleich gemacht, so daß zugleich mit der Schöpfung des Stoffes ohne jeden zeitlichen Zwischenraum die Form vollendet wurde.

Vierunddreißigstes Kapitel

Wir haben auch untersucht, was Du uns zeigen wolltest, als Du dies in solcher Reihenfolge werden und aufzeichnen ließest, und wir sahen, daß jedes einzelne gut und alles zusammen sehr gut war, in Deinem Worte, in Deinem Eingeborenen; Himmel und Erde, das Haupt und der Leib der Kirche, in der Vorherbestimmung vor allen Zeiten, ohne Morgen und Abend. Als Du aber begannst, zeitlich zu erfüllen, was Du vor allen Zeiten aufgezeichnet hattest, als Du das Verborgene offenbartest und unser Alltägliches ordnetest, weil unsere Sünde auf uns lag und wir fern von Dir in den finsteren Ab-

grund geraten waren, — da schwebte Dein Geist über uns, um uns zur gelegenen Zeit zu helfen; da rechtfertigtest Du die Gottlosen und schiedest sie von den Ungerechten; da begründetest Du das Ansehen Deines Wortes bei den Lehrern, die von Dir belehrt wurden, und den Untergebenen, die ihnen folgen sollten; da versammeltest Du die Menge der Ungläubigen zu einer Verschwörung, damit der Eifer der Gläubigen an den Tag träte und Werke der Barmherzigkeit hervorbrächte, indem sie auch den Dürftigen ihr irdisches Vermögen darreichten, um einen Schatz im Himmel zu erwerben. Und dann entzündetest Du bestimmte Lichter an der Himmelsfeste, Deine Heiligen, die das Wort des Lebens haben und mit geistlichen Gaben begnadigt in erhabenem Ansehen erstrahlen; und, um die ungläubigen Völker zu Dir zu führen, hast Du dann Sakramente und sichtbare Wunder und verkündende Stimmen des Wortes, durch die auch über die Gläubigen Dein Segen ausgegossen wurde, aus einem körperlichen Stoffe gebildet; und endlich hast Du der Gläubigen lebendige Seele durch die von der Kraft der Enthaltsamkeit geheiligten Regungen des Herzens gebildet; und erneuertest „nach Deinem Bilde und Gleichnisse" den Geist, der, nur Dir allein ergeben, keines menschlichen Ansehens zur Nachahmung bedurfte, der Du der bewährten Erkenntnis die Handlungen der Vernunft unterordnetest, wie das Weib dem Manne. Und Du wolltest, daß allen

Deinen Dienern, die Du zur Förderung der Gläubigen in diesem Leben bestellt hast, von allen diesen Deinen Kindern zu ihrem zeitlichen Bedürfnisse Werke dargereicht werden, die Früchte der Ewigkeit. Dieses alles sehen wir, und es ist sehr gut, weil Du es in uns siehst, der Du uns den Geist verliehen hast, um es durch ihn zu sehen, und Dich in ihnen zu lieben.

Fünfunddreißigstes Kapitel

Mein Herrgott, gib uns den Frieden — denn Du gabst uns ja alles — den ruhevollen Frieden des Sabbaths, dessen Abend nie dämmert. Denn alle diese wunderbar geordneten Dinge, die Du „sehr gut" fandest, werden ja, wenn ihre Zeit um ist, vergehen; sie werden einen Abend haben, wie sie einen Morgen hatten.

Sechsunddreißigstes Kapitel

Der siebente Tag aber hat keinen Abend, kein Ende, weil Du ihn geheiligt hast, damit er immerdar bleibe; wenn Du nach der Schöpfung Deiner Werke, die Du sehr gut fandest, am siebenten Tage ruhtest, obgleich Du in Ruhe schufst, so verkündet uns die Stimme Deines Wortes, daß auch wir, wenn unsere Werke vollendet sind, die nur gut

sind, weil Du sie uns verliehst, am Sabbath des ewigen Lebens ruhen sollen in Dir.

Siebenunddreißigstes Kapitel

Dann wirst auch Du in uns ruhen, wie Du jetzt in uns wirkst; und so wird Deine Ruhe in uns sein, wie unsere Werke hienieden Deine uns eingegebenen Werke sind. Du schaffst immerdar, o Herr, ruhst immerdar. Du siehst nicht in der Zeit, bewegst Dich nicht in der Zeit und ruhst nicht in der Zeit; und doch bewirkst Du das zeitliche Erkennen, ja, die Zeit selbst und die Ruhe der Zeit.

Achtunddreißigstes Kapitel

Wir sehen alle Dinge, die Du gemacht hast, weil sie sind; aber sie sind nur, weil Du sie siehst. Und weil sie sind, sehen wir sie äußerlich, und weil sie gut sind, innerlich; Du aber sahst sie bereits vollendet, als sie noch nicht existierten und erst geschaffen werden sollten. Zu einer Zeit waren wir willens, das Gute zu tun, das Dein Geist in unsere Herzen gepflanzt hatte; wieder zu anderer Zeit flohen wir Dich und neigten nur zum Bösen. Du aber, einziger und gütiger Gott, hörtest nie auf, Gutes zu tun. Und wenn einige unserer Werke durch die Gabe Deiner Gnade gut sind, so sind sie doch nicht ewig; sie lassen uns hoffen, einst in Deiner

unausſprechlichen Heiligkeit zu ruhen. Du aber, Du Gut, das keines Gutes bedarf, ruhſt immer, weil Du ſelbſt die Ruhe biſt. Welcher Menſch aber wird dem Geiſte des Menſchen die Erkenntnis dieſer Wahrheit geben? Welcher Engel ſie dem Engel offenbaren? Welcher Engel dem Menſchen? Von Dir muß ſie erfleht werden, bei Dir muß ſie geſucht ſein; bei Dir muß man anpochen, dann werden wir empfangen, werden Dich finden und es wird uns aufgetan. Amen.

Als erster Band der von J. E. Poritzky herausgegebenen
Sammlung menschlicher Dokumente gedruckt von
Mänicke und Jahn in Rudolstadt.

15.